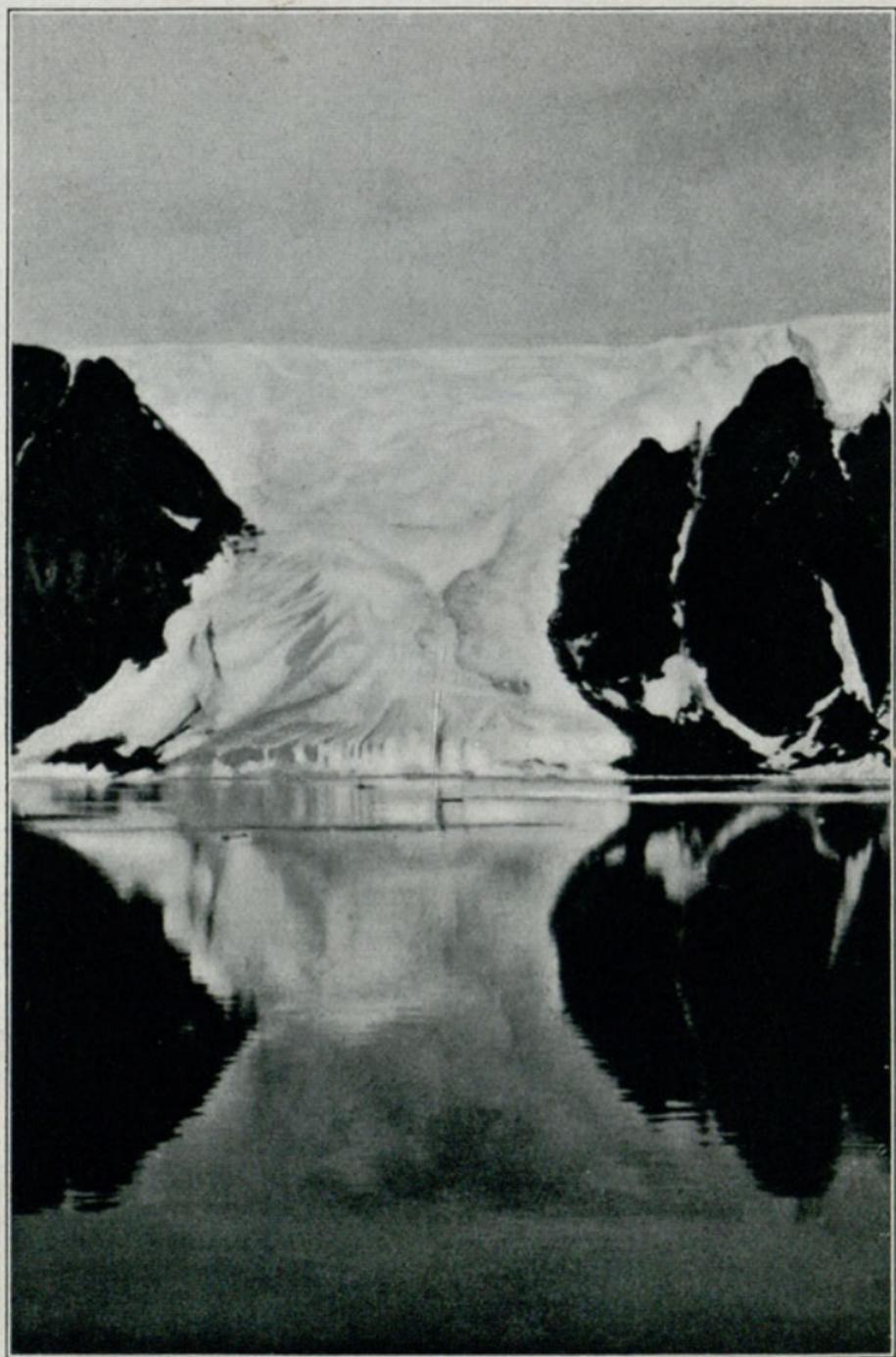


10 395

Mit Kind und Regel
in die Arktis





Phot. Seltmann

Eine ganz eigenartige Stimmung lag über Land und Meer.
Die Felsen waren wie eine Kohlezeichnung auf den blauen Himmel geworfen. Der große Gletscher aber war wie ein langgestrecktes, schneeweißes Fabeltier. (S. 137.)

~~Erwerbs-Buch Nr. 3565~~

C O L I N R O S S

Mit Kind und Regel in die Arktis

Mit 50 Abbildungen und
einer Karte



CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5168137

Leipzig / F. A. Brockhaus
1934

Umschlag und Einband nach Entwurf von Georg Baus



10395

Copyright 1934 by F. A. Brodhaus / Leipzig
Printed in Germany

NH-62953

N-2487206/PMK

Menschen im „Ewigen Eis“

In meine Kindheit fiel die Nordpolexpedition Fridtjof Nansens. Unsere buntbewegte Zeit, die Weltkrieg und Weltrevolution, die Entdeckung beider Pole, die Erfindung von Flugzeug und Luftschiff, Radio, Kino, U-Boot und Fernsehen miterlebte, kann sich schwer eine Vorstellung davon machen, welche allgemeine Anteilnahme die Reise Nansens seinerzeit auslöste. Auch in unserem Familienkreis wurde die Fahrt der „Fram“ eifrig verfolgt; als später Nansens Werk „In Nacht und Eis“ erschien, wurde es von meinem Vater vorgelesen, und wir Kinder lauschten andachtsvoll.

„Nacht und Eis“, das war der Begriff, den die zivilisierte Welt seinerzeit unweigerlich mit der Arktis verband. Das Polargebiet war in mystisches Dämmer gehüllt, und schon der Gedanke daran ließ einen frösteln. Die bloße Vorstellung, dorthin eine „Familienreise“ zu unternehmen, wäre eine glatte Unmöglichkeit gewesen.

Inzwischen hat sich viel gewandelt auf der Erde. Ihre letzten Winkel sind erforscht worden, und diese Erforschung hat am Polarkreis nicht halt gemacht. Bei näherer Bekanntschaft mit dem Ewigen Eis aber begann es viel von seinen Schrecken zu verlieren, ja einzelne Polarforscher sprachen sogar von einem „gasförmigen Norden“ und behaupteten, daß es allerlei wirtschaftliche Möglichkeiten im Polargebiet gäbe, das man bisher für eine tödliche Eiswüste gehalten hatte.

Damit begann mein Interesse an der Arktis. Ich war von frühester Kindheit an entschlossen, ein Weltfahrer zu werden, allein das rein Geographische hatte mich nie ge-

fesselt, sondern nur der Mensch und die Möglichkeiten, die die einzelnen Gebiete der Erde dem Menschen bieten.

Im Grunde war es nur Unkenntnis und Vorurteil gewesen, die Polarländer für unbewohnbar, unwirklich und wertlos zu halten. Wenn es stimmt, daß die Erde zuerst eine feurige Gasugel war, die, durch den Weltenraum eilend, sich langsam abkühlte, so muß alles Leben und auch alles menschliche Leben an den Polen entstanden sein, zum mindesten dort die erste Stätte gehabt haben, da ja die Pole als erste abkühlten. Die riesigen Kohlenlager in der Arktis und die Fossilien künden, daß hier, wo jetzt ewiges Eis lastet, einst große Wälder grüntem, Palmen und tropische Pflanzen wuchsen.

Aber auch als der Nordpol in Eis erstarrte, blieb er menschliche Wohnstätte. Seit Tausenden von Jahren leben Menschen in „Nacht und Eis“ in Gegenden, die wir bisher für unbewohnbar und lebensfeindlich hielten. Diese Bewohner des Polgebiets, die Eskimos, sind Menschen von unserm Fleisch und Blut. Sie sehen anders aus als wir Europäer — übrigens nicht einmal so sehr anders —, und sie sind härter und bescheidener in ihren Ansprüchen als wir, aber das ist alles.

Diese Menschen sind noch aus einem besonderen Grund für uns interessant. So wie sie, müssen auch unsere Vorfahren einmal gelebt haben, zur Eiszeit. In der Arktis ist heute noch Eiszeit, und die Menschen dort sind Eiszeitmenschen, lebende Fossilien einer in unserer Breite längst vergangenen Zeit.

Es war in Inneraustralien, wo mir die Ähnlichkeit der heute noch lebenden Primitiven mit unseren vorgeschichtlichen Ahnen lebendig und eindrucksvoll bewußt wurde. Immerhin fällt es ein wenig schwer, sich vorzustellen, daß unsere Vorfahren einst so gelebt haben sollen wie die australischen Ur-

einwohner. Die Verschiedenheit des Klimas, der Flora und Fauna schiebt sich störend dazwischen. Aber beim Eskimo drängt sich der Vergleich mit den Eiszeitmenschen ohne solche Hemmung auf. Im Ewigen Eis ist nur eine Lebensform möglich — wie sie die Eskimos entwickelt haben — und auch unsere Vorfahren müssen zur Eiszeit genau so gelebt, ja ebenso gedacht haben wie die heutigen Eskimos; denn die seelische Anpassung an die Erfordernisse des Ewigen Eises ist genau so lebenswichtig und eindeutig bestimmt wie die materielle. Vielleicht wird auch der letzte Mensch einmal so leben, wenn die Erde bis zum Äquator abgekühlt sein wird, falls ihr Schicksal nicht einen ganz andern, für uns unvorstellbaren Lauf nimmt.

Bis dahin werden freilich noch Aonen vergehen, und in der Zwischenzeit ergibt sich die Möglichkeit, ja Notwendigkeit, die arktischen Gebiete zu erschließen. Die weiße Rasse hat in den letzten Jahrzehnten ihren Lebensraum und ihr Herrschaftsgebiet weit über die ihr bestimmte gemäßigte Zone nach Süden wie nach Norden ausgedehnt. Im Süden stößt sie freilich auf den wachsenden Widerstand der braunen, gelben und schwarzen Menschen, die plötzlich auch mehr Raum beanspruchen. Der Norden aber ist leer, wenn man von den paar tausend Eskimos, Eschuktischen und sonstigen Primitiven absieht.

Möglichkeiten des Nordens heißt nun nicht, daß da plötzlich Reichtümer zu holen seien, von gelegentlichen Gold-, Radium- oder sonstigen Funden abgesehen, oder daß die Bedingungen dort günstiger lägen als in der gemäßigten Zone. Norden bleibt Norden, das heißt, das Leben dort ist in jedem Fall härter, entbehrungsreicher und karger als in Gebieten, in denen die Sonne länger und wärmer scheint. Aber es ist gleichzeitig auch heroischer, und so entwickelt und bewahrt es Fähigkeiten, die in milderem Klima nie entstehen oder verlorengehen.

Im Norden ist noch Platz, viel Platz bis in das Ewige Eis hinauf, in dessen Reich eine beschränkte Zahl Menschen der lebensfeindlichen Natur ein Dasein und noch dazu ein glückliches Dasein abzutrotzen versteht.

Selbst dem rein rechnenden Sinn, der nur mit Mark und Pfennig arbeitet und für den es keine andern Werte als materielle gibt, bietet der Norden allerlei: noch unübersehbare Mineralschätze, die Möglichkeiten der Rentier- und Moschusochsenzucht, den Polflug, dessen Verwirklichung das Verkehrsbild der Erde von Grund aus ändern wird und die meteorologische Beobachtung, die vielleicht einmal eine viel sicherere und viel langfristige Witterungsvorhersage als jetzt ermöglichen wird.

Aber von all dem soll nicht so sehr die Rede sein wie von etwas anderm, das auf den ersten Blick belanglos erscheinen mag, das noch gar nicht in den Gesichtswinkel der meisten Menschen getreten ist. Ich meine den Umbau unseres Weltbildes, die Ausbalancierung zwischen Maschine und Magie, Mechanik und Mythos, Ratio und Religion. Beide müssen im richtigen Verhältnis zueinander stehen, und unsere Zeit ist so in Unordnung geraten, weil wir das Mechanische gegenüber dem Mystischen überentwickelt, das Religiöse hinter das Rationelle zurückgedrängt haben.

Man mag dem zustimmen, aber auf den ersten Blick nicht recht begreifen, was die Arktis mit all dem zu tun hat. Nun, das ist sehr einfach. Unsere Zivilisation ist am Scheitern, wir lassen Menschen hungern, obgleich wir unter Verhältnissen leben, die von der Arktis aus gesehen geradezu unvorstellbar günstig sind. Die Menschen in der Arktis lehren uns, daß Leben, und zwar ein fröhliches, erfülltes Leben noch unter Umständen möglich ist, die tausendmal schlechter sind als die, die wir als unerträglich ansehen. So absurd es klingen mag, für den so notwendigen Umbau unserer Zivilisation

sation und Kultur können wir von den Eskimos nur lernen, die eine Lebensform und ein Weltbild ausgebaut haben, das sich geradezu vorbildlich den harten Bedingungen anpaßt, unter denen sie zu leben gezwungen sind und die allein erst das Dasein möglich und erträglich, ja glücklich machen. Diese Menschen des frostigen Nordens gehören mit zu den fröhlichsten Völkern der Erde. Nun können und sollen wir freilich keine Eskimos werden. Aber wir können von ihnen lernen, wie sich unter den schwierigsten Verhältnissen ein glückliches und zufriedenes Leben aufbauen läßt.

Die Eskimos, wenigstens die der Zentralarktis, von denen dieses Buch handelt, haben sich von der Zivilisation nicht überrennen und nicht imponieren lassen. Sie halten von ihrem Standpunkt aus den weißen Mann für unterlegen — mit einem gewissen Recht, wenn man bedenkt, in welchem Maße dieser in dem Polargebiet von ihnen abhängt. Sie haben natürlich von dem Europäer übernommen, was ihnen zweckmäßig erscheint, vor allem seine Gewehre, ohne die sie heute nicht mehr leben können, aber schon Visier und Korn des europäischen Gewehres nehmen sie nicht an. Sie feilen sie ab und setzen neue aus Kupfer darauf, die ihrer Art des Schießens besser angepaßt sind, was zum mindesten ein ebenso hohes Maß von Kritik, wie von Selbstbewußtsein und Geschicklichkeit verrät.

Aber trotzdem hängen die Bewohner der Arktis heute restlos von der Gnade des weißen Mannes ab. Er kann sie ausrotten oder zugrunde richten, genau wie er den Indianer ausgerottet und zugrunde gerichtet hat. Aber der Leidtragende wäre der weiße Mann selbst, der ohne die Eskimos die Polarzone nicht erschließen und entwickeln kann.

Diese Erschließung und Entwicklung wird freilich sehr langsam vor sich gehen. Das Wichtigste, was der Weiße dabei vom Eskimo lernen kann, ist dessen innerliche und äußer-

liche Unabhängigkeit. Davon müssen wir ein gut Theil zurückgewinnen, wollen wir an unserer allzu sehr aufgetheilten und zerstückelten Arbeits- und Lebensweise nicht selbst in Stücke gehen.

Das erste und wichtigste ist der ganze und ungetheilte Mensch, der nur auf sich gestellt ist, nur in sich ruht — und das ist es, was wir im Ewigen Eis lernen können.

Dies ist eine etwas schwere und schwierige Einleitung für ein an sich leichtes und leicht zu lesendes Buch geworden, denn es enthält lediglich die Erlebnisse einer Familienreise in der Arktis; die Fragen, die sich dabei ergeben, sind höchstens angedeutet.

Eine Reise mit Familie ins Ewige Eis mag noch unangebrachter erscheinen als eine solche in die Wüste. Aber es ist durchaus nicht der Fall. Der Mann der Arktis, der Eskimo, reist grundsätzlich mit „Kind und Kegel“, er kennt es gar nicht anders.

Ehe weiße Frauen und Kinder so in der Arktis reisen können wie es die Eskimos tun, wird freilich noch gute Zeit vergehen, wenn es überhaupt je möglich sein wird. Aber wenn sich der weiße Mann die Arktis wirklich erschließen will, wird er Frau und Kinder dorthin mitnehmen müssen. Der Mann mag entdecken und erobern. Allein er vermag ein entdecktes und erobertes Land erst dann sich wirklich anzueignen, wenn er seine Frau dorthin mitbringt und dort eine Familie gründet. In jedem andern Falle bleibt es vorübergehender, rasch wieder entschwindender Besitz.

Das Polargebiet gilt einstweilen noch als ein für weiße Frauen und Kinder unbetrebares Land. In der ganzen Arktis trafen wir nicht ein weißes Kind und lediglich drei weiße Frauen und auch die nur am Rande der Arktis, im südlichen Baffinland, bereits unterhalb des Polarkreises.

Sicher ist es ein unendlich hartes und entbehrungsreiches Leben, das den Europäer in dem Land des weißen Schweigens erwartet; das gilt vor allem für die ersten Frauen, die ihren Männern dorthin folgen. Trotzdem wird es in erster Linie von diesen heroischen Frauen abhängen, ob die Arktis einmal restlos bezwungen sein wird und ob man einmal vom „Ende des Ewigen Eises“ wird reden können, in dem gleichen Sinne, in dem man heute vom Ende der Wildnis spricht, als eines Gebietes, das die früheren Schrecken für uns verloren hat.

New Orleans (USA.) im Herbst 1934.

Colin Roß

Inhalt

	Seite
Menschen im „Ewigen Eis“	3
I. Die Reise nach Churhill	
1. Die Familie aus Wabowden	15
2. Gentlemen-Abenteurer	18
3. Das Regierungspensionat	22
II. Die Romanze der Hudsonsbucht	
4. Der Weg an die Bucht	27
5. Ein Kontinent für zwei Eise	30
6. H. B. E.	35
7. Das weiße Eischtuch über Fort Prince of Wales	40
8. Das „Ende der Hudsonsbucht“	45
III. Durch das Binnenmeer des Nordens	
9. „Unser Eisbrecher“	50
10. Eine Frauenmode erschließt die Arktis	53
11. Alltag auf dem Eisbrecher	57
12. „Das schrecklichste Meer der Erde“	62
IV. Bei den Eiszeitmenschen	
13. Das arktische Southampton	67
14. Die ersten Eskimos	71
15. Das Land ohne Geld	75
16. Die drei Kreuze von Wolstenholme	80
17. Ralph handelt einen Fellanzug ein	84
18. Lake Harbour	89
19. Die Hundeschlacht vor der Pulverkirche	93
V. Durch die Davisstraße ins Polareis	
20. Das gefrorene Licht — Seelen spielen Fußball	99
21. Eisberge in der Nacht	103
22. Arktischer Sonntagsdienst	107
23. Der Eisbrecher tritt in Tätigkeit	111
VI. Das Geheimnis des Lancasterfundes	
24. Das Opfer des Eisblinks	115
25. Die Chimäre der Nordwestlichen Durchfahrt	119
26. Der Magnetische Nordpol.	123
27. In die Arktis — nur mit Familie!	128
28. Die Roß' im Lancasterfund	132

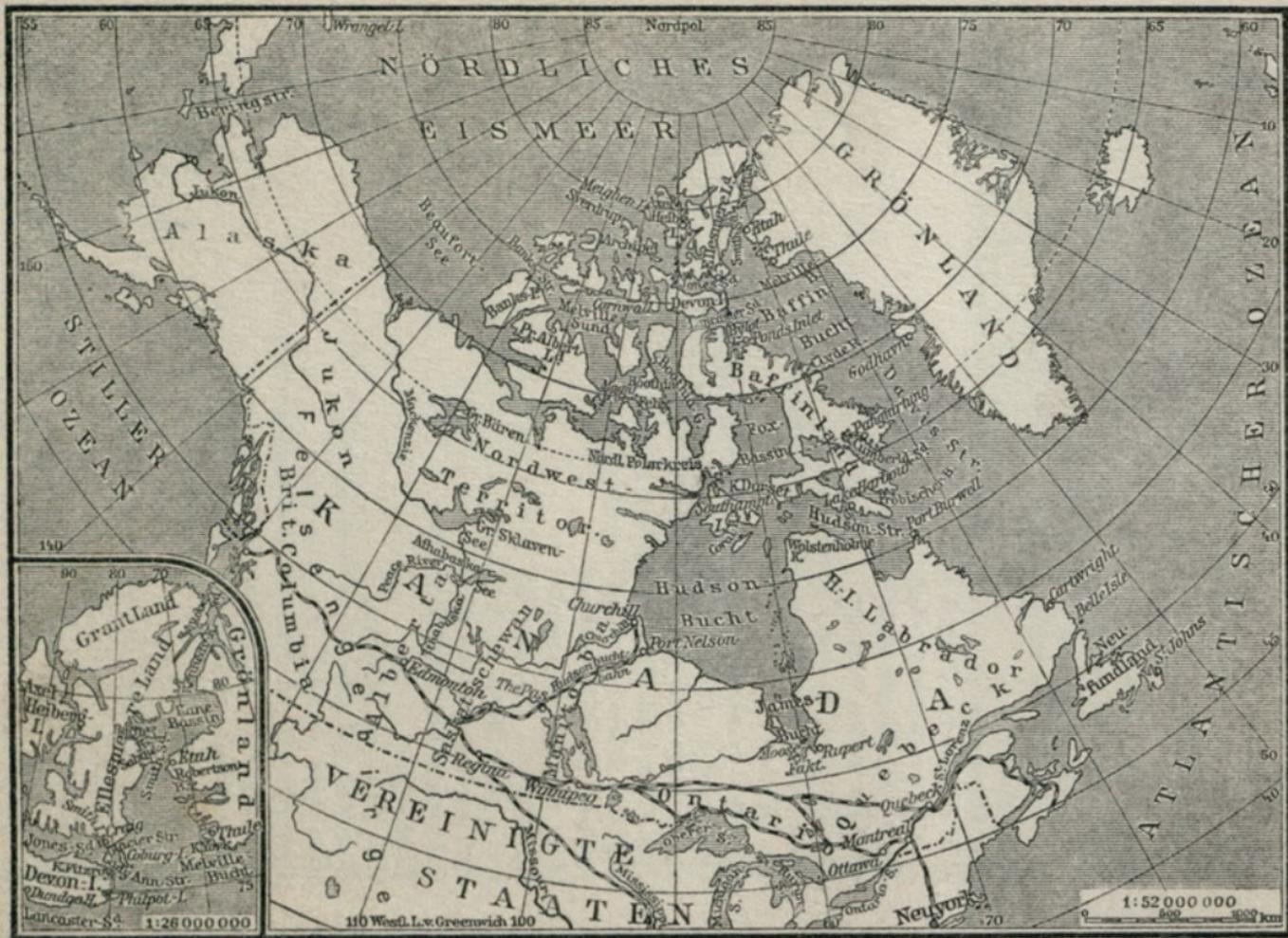
	Seite
VII. Jenseits der äußersten Grenze	
29. Es wird ernst mit der Arktis	137
30. Wir liegen vor der Eisbarriere von Craig	141
31. Der Weg über das Eis	145
32. Landung auf Ellesmereland	150
33. Auf der Schwelle zum Pol	153
34. Der Atem der Arktis	158
35. Das Ringen um Ellesmereland	162
VIII. Nördlichstes Grönland	
36. Die Gletscherstraße	169
37. Nookapinguaq und Enalunguaq	173
38. Ultima Thule	177
IX. Kanadas frostiges Reich	
39. Bis ans „Ewige Eis“	181
40. König, Kirche und Kompanie	188
41. Der eigentliche Herr der Arktis	192
42. Autarkie und Weltwirtschaft im Reich des Polareises	196
X. Baffinland	
43. Der Preis der Freiheit	201
44. Bald wird es schneien	204
45. Der Eskimoprinz	208
46. Der Enkel der Walfischfänger	215
47. Die Bäume von Labrador	217

A b b i l d u n g e n

nach Aufnahmen des Verfassers (mit Zeiß-Ikon-Kamera), der
 „Canadian Government Arctic Expedition“ und der „Canadian
 National Railways“

	Neben Seite
Eine ganz eigenartige Stimmung lag über Land und Meer	Titelbild
Der Weg nach Churchill	16
Wir standen im tiefen Sand	17
Schließlich kamen wir im „Regierungsviertel“ an	17
Die „Nascopie“	32
Die Franzosen brachten nicht einmal das Tor zum Einsturz	33
Weißfuchs	48
Die Ähnlichkeit mit Chinesen ist stark	49
Ihre natürliche Hautfarbe ist Braungelb	49
Eskimoboote strebten mit uns Kap Dorset zu	64

Der Hudson's-Bay-Company-Posten in Kap Dorset	64
Eine Eskimofamilie	65
Der Lotse kam im Kajak angepaddelt	65
Die anglikanische Kirche war nur mit einem eingeb. Geistlichen besetzt	80
Der Anzug war ein wenig klein geraten	80
Zeltbau der Eskimos	81
Unglaublich zarte Blumen	96
Die Polizeistation von Lake Harbour	97
Das Kirchlein lag einsam zwischen den Felsen	97
Eskimohunde	104
Das Eiswunder	105
Das Packeis der Davisstraße	112
Das Eis verschwand ebenso rasch wie es gekommen war	112
Wind und Wasser modellieren groteske Formen	113
Gletscher fließen herunter	113
Der Polizeiposten auf Dundas Harbour	128
Man würde sie unbedingt für ein Mädchen halten	128
Ein „Cache“	129
Als letztes wurden die Hunde an Bord genommen	129
Vor der Eisbarriere von Craig	144
Das Detachement von Ellesmereland kommt an Bord	144
Wir standen am Bug und hielten den Atem an	145
Die erste Barriere war überwunden	160
Landung auf Ellesmereland	160
Alles griff zum Bootshaken	161
Die Eisberge spiegelten sich in dem glasklaren Wasser	161
Ein ganzes Rudel Walrosse	176
Ein wenig komme ich mir vor wie ein Dieb	177
Eskimofrau beim Stiefellederkauen	184
Ponds Inlet	185
Das Jglu des Pfarrers	185
Das Feld wimmelt von Lemmingsen	192
Diese Alte verändert ihre Züge kaum	193
Ein schneeswerer Himmel lastet über dem Fjord	208
Walfang und Transtation auf Pangnirtung	209
Kümmerliches, verkrüppeltes Nadelholz	209
—	
Karte	14



NÖRDLICHES

EISMEER

GRÖNLAND

Alaska

STILLER OZEAN

YUKON

Brit. Columbia

Teritor.

Hudson's Bay

James Bay

Labrador

VEREINIGTE

STAATEN

ONTARIO

QUEBEC

ONTARIO

NEW YORK

1:52 000 000

1:26 000 000

110 Westl. L. v. Greenwich 100

0 100 200 km

I. Die Reise nach Churchill

1. Die Familie aus Wabowden

Churchill.

Um 9 Uhr abends stieg in Wabowden eine kleine Familie, bestehend aus Vater, Mutter und zehnjährigem Sohn, unauffällig in den „Muskeg“ ein.

Der „Muskeg“ ist der Passagierzug der Hudsonbuchtbahn, der einmal in der Woche, und zwar jeden Samstag-nachmittag von The Pas nach Churchill fährt.

Der „Muskeg“ ist ein sehr vornehmer Zug; er führt einen kombinierten Schlaf-, Speise- und Salonwagen mit Aussichtsplattform mit sich. Diesmal war sogar ein zweiter Schlafwagen angehängt; denn er fuhr gewissermaßen zur Eröffnung des neuen Weizenhafens nach Churchill. Am Sonntag sollte der erste Getreidedampfer eintreffen. Es war die „Pennyworth“ aus Newcastle. Unter Führung eines Eisbrechers war sie durch die noch voll Treibeis schwimmende Hudsonstraße in die Hudsonbucht eingefahren. Mit ihr wurde die Verschiffung des Prärieweizens auf dem nördlichen Wege eröffnet.

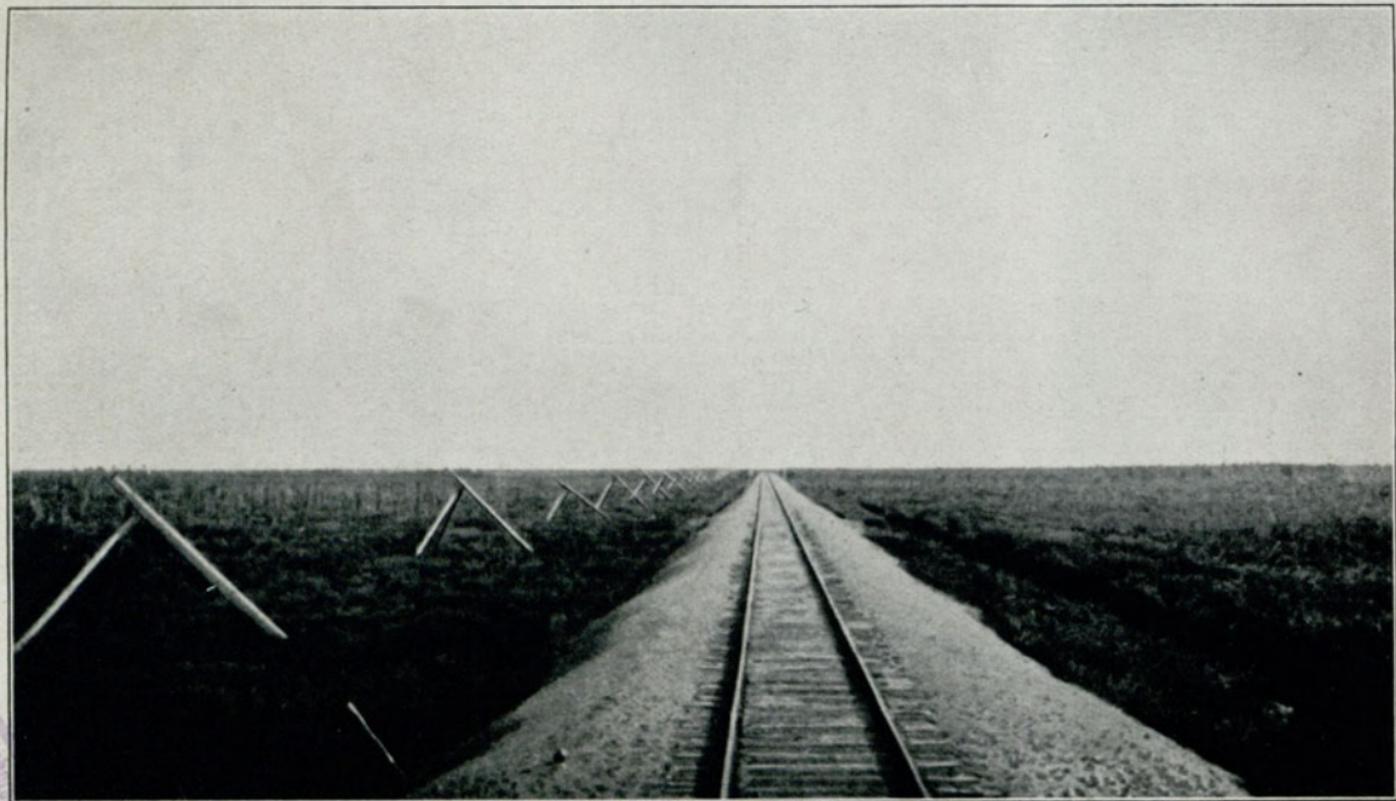
Von einer offiziellen Eröffnung hatte man freilich abgesehen, die Zeiten waren zu schlecht, aber es war doch alles, was irgendwie mit dem Hafen, der Bahn oder dem Getreide-elevator zu tun hatte, im Zug, und zwei der offiziellen Herren hatten sogar ihre Damen mitgebracht.

Churchill ist brandneu. Bis jetzt war die Reise zu diesem ersten modernen Hafen an der Hudsonbucht noch streng verboten. Solange Hafen und Elevatoranlagen noch im Bau

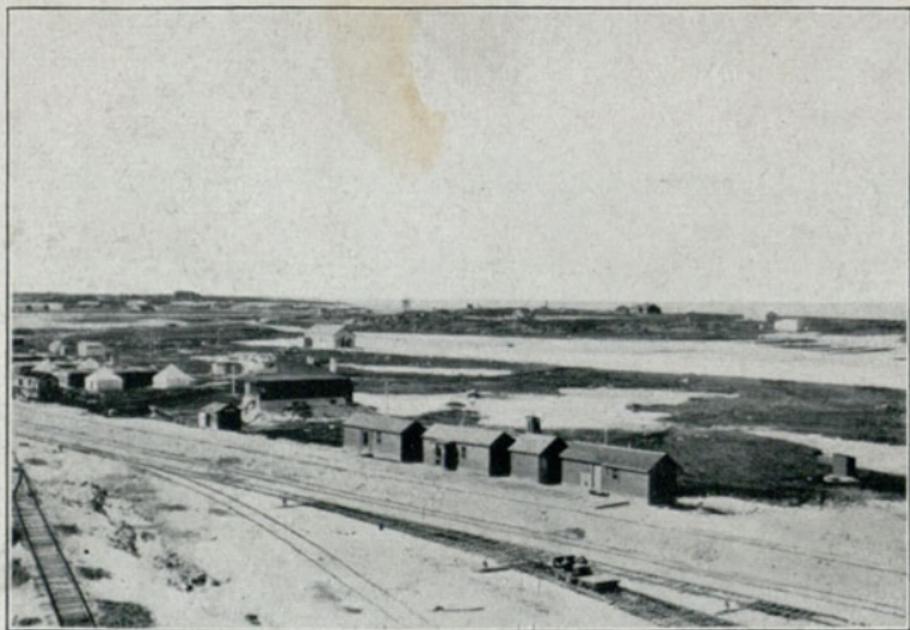
waren, wollte man keine unberufenen Zuschauer. Um die Bahn an die Hudsonbucht war ein halbes Jahrhundert lang erbittert geredet und gestritten worden, bis die Anhänger der Linie ihren Bau durchgesetzt hatten. Es war keine einfache Anlage. Die zuerst gewählte Strecke nach Port Nelson mußte man wieder aufgeben, da es sich als unmöglich herausstellte, den Hafen von Versandung und Verschlickung freizuhalten. Viel Geld war vertan und viel Gelegenheit zum Konflikt gegeben. Da die Regierung die alleinige Bauherrin von Bahn, Hafen und Elevator war, konnte sie unerwünschten Zugang ohne Schwierigkeit fernhalten. Sie brauchte nur niemanden zu befördern. Eine andere Möglichkeit, nach Port Churchill zu kommen, gibt es nicht, es sei denn, es macht sich einer auf und wandert die 800 Kilometer mutterseelenallein durch Moor und Sumpf zu Fuß. Und dann kommt er in eine „Stadt“, die eigentlich nur auf dem Papier steht, in der es nicht das bescheidenste Hotel, Boardinghaus oder sonst irgendeine Unterkunftsmöglichkeit gibt.

Churchill liegt mitten in der Wildnis. Der Weg dorthin führt durch die restlos leere und öde Tundra. Die Bahnstationen haben noch keinen Namen. Sie heißen lediglich nach den Meilenzahlen, an denen sie liegen und bestehen nur aus den Streckenwärterhäuschen. Nur einige wenige, wie eben Wabowden, haben es darüber hinaus zu einigen Blockhäusern und einem Namen gebracht.

Eine Reise nach Churchill ist in Kanada so etwas wie bei uns etwa eine nach Spitzbergen oder sagen wir lieber nach Nowaja Semlja oder Franz-Josef-Land, um etwas noch Ausgefalleneres zu nennen. Es mag einer in Kanada nach Westindien oder dem Panamakanal oder selbst nach Neuguinea fahren, darüber würde sich niemand aufregen, aber wenn jemand nach Churchill fährt, so bringen die Zeitungen die längsten Interviews über ihn.



Der Weg nach Churchill führt durch die restlos leere und öde Tundra.
(E. 16.)



Wir standen im tiefen Sand des weiten, leeren Feldes.
(S. 19.)



Schließlich kamen wir im „Regierungsviertel“ an.
(S. 21.)

So waren die Damen im Zug auch entsprechend stolz und entsprechend ausgerüstet. Sie sahen aus, als wollten sie zum Nordpol fahren. Sie trugen derbe Schnürstiefel bis ans Knie hinauf, wie sie die Prospektoren benutzen, geradezu fabelhafte Breeches aus schwerstem Stoff und drei Sweater und Wolljacken übereinander. Das war freilich nicht sehr bequem; denn einstweilen war es noch knallig warm, wie man ja überhaupt bis über den Polarkreis hinaus Sommertemperaturen antreffen kann, die den unseren nicht nachstehen. Aber es machte sich ungeheuer eindrucksvoll und expeditivmäßig, und die beiden Polardamen sahen denn auch mit milder Verachtung auf die Familie herunter, die so gar nicht polarmäßig gekleidet in Wabowden in den Schlafwagen stieg.

„Das war ja ein reizender Ort, in dem Sie einstiegen!“ meinte die Dame in den Breeches wohlwollend zu der im leichten Sommerkleid. „Wie hieß er eigentlich?“

„Wabowden.“

„Richtig — Wabowden! Wieviel Einwohner hat der Ort?“

„Achtundfünfzig.“

„Sie fahren wohl, Angehörige in Churchhill besuchen?“ ging das Verhör weiter.

„Nein!“

„Also übersiedeln Sie nach Churchhill?“ fragten die Breeches voll immer größerer Anteilnahme.

„Nein“, erwiderte die Frau aus Wabowden wieder.

„Dann fahren Sie also wieder zurück!“

„Nein, wir kommen nicht zurück.“

Jetzt wurden die Breeches geradezu aufgeregt. „Ja, was machen Sie denn dann? Etwas anderes ist doch gar nicht möglich!“

„Doch!“

„Doch?“

„Ja, wir reisen weiter.“

„Sie reisen weiter!“ Die Dame in den Schnürstiefeln erschrak. Sie legte die Hand auf den Arm der andern, wie jemandem, den man von einem bedenklichen Entschluß abbringen muß. „Ja, aber das geht doch gar nicht! In Churhill ist doch Schluß. Weiter geht es nicht! Wissen Sie denn das nicht? Dann beginnt die Arktis und das ewige Eis!“

„Ja, eben dahin fahren wir!“ sagte die Dame im Sommerkleid schlicht.

Die Familie aus Wabowden waren wir. Freilich hatten wir mit Wabowden nicht mehr zu tun, als daß wir dort in den Schlafwagen umgestiegen waren.

So begann unsere Arktisreise!

2. Gentlemen-Abenteurer

Churchill.

Auf der Welt-Betreideausstellung in Regina war auch die Hudson's Bay Company mit einer glanzvollen Sonderschau vertreten. Sie war glanzvoll im wörtlichen Sinne: es glänzte und glitzerte auf ihr von Schneekristallen und Eis, aber auch von Samt und Seide, von Spitzenkragen und klirrenden Degen. Da hing ein großes Gemälde, das den Prinzen Ruprecht darstellte, wie er in großem Pomp von Karl II. knieend die Charter der Kompanie in Empfang nimmt. Da war die erste Fahrt der „Nonjuch“. Da war Gouverneur Simpson, wie er im Kanu durch die Wildnis des Nordwestens zieht. Da waren die Forts und die „Factors“ der Kompanie mit Schleppsäbel und Dreispiz. Da waren kostbare Pelze, Biber, Silberfüchse und Eisbären, Fallen und Schlitten. Alles in allem eine Ausstellung, die dem Namen der ausstellenden Gesellschaft alle Ehre machte,

die sich stolz seit über zweiundeinhalb Jahrhunderten die der „Gentlemen-Abenteurer“ nennt.

Etwas von dem Geist abenteuernder Kavaliers umschwebt noch das Verwaltungsgebäude der Kompanie in Winnipeg, in dem wir mit erlesener Liebenswürdigkeit empfangen worden waren. Der „Pelzkommissar“, dem der Handel im arktischen Norden untersteht, versicherte uns, daß wir uns in Churchill um nichts zu kümmern brauchten. Wir würden am Bahnhof abgeholt werden und könnten im Hause der Hudson's Bay Company wohnen, bis unser Eisbrecher einträte, der uns mit in die Arktis nehmen sollte.

Wir fuhren also voll stolzer Erwartung nach Churchill. Wenn wir auch nicht gerade einen Faktor der Kompanie in Dreispitz und Schleppsäbel am Zuge erwarteten und ein Fort mit Kanonen und Pallisaden, so doch immerhin einen wohl vorbereiteten Empfang in einem eindrucksvollen Gebäude. Schließlich war Churchill der wichtigste Posten der Kompanie an der Hudsonbucht. Hier stand ihr Fort Prince of Wales, neben Quebeck die stärkste Feste auf dem amerikanischen Kontinent.

Aber als wir in Churchill ankamen, war da buchstäblich nichts! Kein Bahnhof, keine Stadt und kein Hudsonbay-Company-Vertreter. Nur der Riesenbau des Getreide-Elevators erhob sich gespenstisch weiß zu unheimlicher Höhe.

Wir standen im tiefen Sand des weiten, leeren Feldes, sahen dem Ausladen des Gepäcks zu und warteten, daß sich irgend jemand unserer annehmen würde. Inzwischen hatte der Heilsarmee-Sergeant, der mit uns gekommen war, seine Ziehharmonika herausgeholt und ein heiliges Lied nach der Melodie des letzten Gassenhauers angestimmt. Als er damit fertig war, forderte er uns auf, uns zu entscheiden, wo wir unsere Ewigkeit zubringen wollten, ob im Himmel oder in der Hölle.

Uns lag einstweilen die Frage näher, wo wir die Nacht zubringen sollten; wir hatten die Sommertemperatur an der Hudsonbucht doch überschätzt und fingen jetzt an, wo der Abend sank, in unsern dünnen Sommeranzügen zu frieren. Also wandte ich mich an einen der herumstehenden Männer und fragte ihn, ob er mir nicht sagen könnte, ob einer der Hudsonbay-Company-Vertreter hier sei.

„Sie wollen den Hudsonbay-Boy?“ und er brüllte einen Namen über den Platz, den wir nicht verstanden.

Ein junger, blonder Mann in grauem Sweater, der die ganze Zeit in unserer Nähe gestanden hatte, drehte sich um. An den hatten wir allerdings nicht gedacht. So hatten wir uns einen „Gentleman-Abenteurer“ nicht vorgestellt.

Er kam mit schlenkernden Bewegungen näher. Ja, wir wären angemeldet, und irgendwie und wo würden wir schon unterkommen. Vielleicht gäbe es auch noch etwas zu essen. Einstweilen sollten wir nur auf den Lastwagen steigen. Er käme später nach.

Der Lastwagen mühte sich gerade verzweifelt, den tiefen Sand zu durchpflügen, aus dem der Bahnhofsplatz bestand, während die Leute von der Regierung, die im Zug mit uns gekommen waren, in ein Raupenauto stiegen, das der Lage mehr gewachsen schien. Zweifellos war jedoch unsere Fahrt interessanter. Bei jeder Sandstrecke und jedem Felshügel, die wir zu passieren hatten, ergab sich die spannende Frage, ob der Motor es wohl schaffen würde. Er schaffte es. Wir kamen heil durch die Straßen der Stadt, deren Weiträumigkeit in den Werbeschriften der „Du-to-the-Bay-Gesellschaft“, die den Bau Churchills propagierten, so gelobt wurden. Einstweilen bestanden die Straßen freilich nur aus Weiträumigkeit, aus der sich lediglich einige wenige Häuser erhoben: die Radio-station, die katholische Kirche, das bischöfliche „Palais“, ein „Café“ und drei Banken. Zwei von den letzteren sind aller-

dings geschlossen, und die dritte arbeitet nur mit halber Kraft. Mit Ausnahme des Bischofssitzes sind alle Häuser einstweilen nur viereckige Bretterbuden.

Schließlich aber kamen wir im „Regierungsviertel“ an. Da wohnen all die Angestellten und Arbeiter von Bahn, Hafen und Elevator, die ja alle drei dem Staat gehören und vom Staat betrieben werden. Es besteht aus einer Reihe einstöckiger Häuser, die sich alle sorgsam, um nicht zu sagen ängstlich auf den engen Raum zusammendrängen, der zwischen dem Ufer des Churchillflusses und einer Felsklippe bleibt, die Eis und Wasser im Verlauf der Jahrtausende glattgeschliffen haben. Die Regierungsleute wissen wohl, warum sie sich hier zusammendrängen. Sie sind alle schon lange hier und wissen, was ein Winter an der Hudsonbucht heißt.

Wir hielten vor dem stattlichsten Gebäude, allein es stellte sich heraus, daß wir hier noch nicht zu Hause waren; der Motor streifte bloß. So wanderten wir zu Fuß weiter durch Sand und Geröll bis zu dem letzten und kleinsten der Häuser, das kaum mehr als eine Bretterbude war. Es mußte wohl unser Ziel sein; denn die drei Buchstaben H. B. C. standen darauf, die für ein paar hundert Jahre hier an der Bucht ein fast magisches Symbol bedeutet hatten, das Zeichen einer allmächtigen Gesellschaft.

Auch wir standen noch im Banne dieses Zeichens. Wenn das das Haus der Hudson's Bay Company war, dann mußten wir auch darin unterkommen, und dann war auch für uns gesorgt; denn das wußten wir aus der Geschichte der „Großen Kompanie“, daß das Wort eines Hudsonbay-Mannes sicherer war als der heiligste Eid.

Leider wurde aber das Haus nicht größer, als wir eintraten. Es bestand lediglich aus einem Schlafraum mit einem Bett, einer Kumpelkammer und einem Wohnraum mit einem Tisch und Stuhl. Auf dem Tisch stand noch keine Mahl-

zeit für uns bereit, sondern an ihm saß ein zweiter junger, blonder Mann. Wir sagten ihm, er möchte einstweilen unser Gepäck in Verwahrung nehmen, wir gingen so lange am Strand spazieren, bis der Hudsonbay-Boy vom Bahnhof zurück sei, um uns unser Quartier anzuweisen.

Aber als dieser nach einer Stunde immer noch nicht zurück war, und es anfing, kalt und ungemütlich zu werden, machten wir dem zweiten jungen Mann gegenüber, der unser Gepäck ins Haus getragen hatte, unserm Ärger Luft und meinten, das sei doch ein merkwürdiger Empfang. Bescheiden und höflich wie bisher lehnte er die Verantwortung dafür ab; er habe mit der Kompanie ebensowenig zu tun wie wir.

Es stellte sich heraus, daß der bescheidene, blonde junge Mann wirklich ein Gentleman-Abenteurer war. Es war ein Gelehrter aus Oxford, der mit uns auf dem Eisbrecher „Nas-copie“ in die Arktis hinauf wollte, um sich dort ein Jahr ins Eis zu setzen, um die Insel Southampton zu vermessen.

3. Das Regierungspensionat

Churchill.

Daß wir in Churchill schließlich doch einen Unterschlupf fanden, verdankten wir einem freundlichen, älteren Herrn, der uns stundenlang am Strand hatte auf und ab gehen sehen, während wir auf den Vertreter der Hudson's Bay Company warteten. Spazierengehen ist an sich eine auffällige Beschäftigung in Churchill, Gehen überhaupt. Man geht dort nicht, sondern man fährt, allerdings nicht in Auto oder Omnibus, dafür ist der Sand auf den Straßen viel zu tief, sondern mit dem Werksbähnlein, deren puffende, winzige Lokomotiven das Regierungsviertel von Churchill mit Hafen und Elevator verbinden. Auch die Arbeiter gehen nicht, sondern lassen sich morgens, mittags und abends mit diesem fleißigen Bähnlein befördern.

Eine spazierengehende Familie aber war doppelt auffällig; denn sowohl Frauen wie Kinder sind in der Männerstadt Churchill rar wie weiße Raben. Der freundliche, ältere Herr konnte seine Neugier nicht länger bezwingen, wer die spazierengehende Familie wohl sein mochte, und so sprach er uns an.

Es stellte sich heraus, daß er irgendein höherer Regierungsbeamter sein mußte; denn er führte uns in ein Haus, vor dem eine mächtige Blocke hing. Es sah aus wie ein Bethaus, stellte sich aber als das Eßhaus von Churchill heraus. Es ist das Kasino der Regierungsbeamten, und da hier so gut wie jeder Regierungsbeamter ist, so ist hier ganz Churchill. Eine Ausnahme machen nur der Mann von der Radio-station, der als einziger verheiratet ist und die beiden Beamten der Bank von Montreal. Die Armen sind von dem reichen Tische ausgeschlossen, den die Regierung sonst für jedermann in Churchill deckt. Aber der Besitzer des einzigen, einstweilen aus einer Bretterbude bestehenden Café-Restaurants, der sich hier im Vertrauen auf die angekündigte Entwicklung Churchills und des Hudsonbuchthafens niedergelassen hat, will auch leben.

Es war wirklich ein reich gedeckter Tisch, und es mundete uns um so besser, als wir etliche Stunden auf unser Abendessen hatten warten müssen. Der freundliche Herr sah mit Freuden unsern guten Appetit und lud uns ein, alle unsere Mahlzeiten hier einzunehmen, kurzum er gab uns den Ritterschlag als Regierungsleute oder besser gesagt, er nahm uns ins Regierungs-pensionat auf.

Ja, eine Art Pensionat war es und sogar ein recht strenges. Das sollten wir alsbald am eigenen Leibe erfahren. Mitten in der interessantesten Lektüre des Bulletins von Churchill, das hier an Stelle einer Zeitung ausgegeben wird, wurde ich durch das plötzliche Ausgehen des elektrischen Lichtes unter-

brochen. Es hatte kurz vorher ein paarmal warnend geblinkt, aber ich hatte dieser Warnung keine Bedeutung geschenkt. In Afrika, in Salisbury in Rhodesien oder in Nairobi in Kenya ist es üblich, daß das elektrische Licht an den Tagen, an denen das Kino spielt, um halb neun Uhr aufzuckt, um zum Ausbruch zum Theater zu ermahnen. Aber Kino! Nein, Kino gibt es für die Insassen des Regierungspensionates ebensowenig wie eine eigentliche Zeitung. Das Licht geht aus, weil eben um zehn Uhr jedermann zu Bett zu sein hat, am Hafen, im Elevator, in jedem Haus. Die gesamten Anlagen sind zwar für ununterbrochenen, vierundzwanzigstündigen Betrieb gebaut und eingerichtet, um in der kurzen Verladefaison von 60 bis 100 Tagen, während Hafen und Hudsonstraße eisfrei sind, möglichst viel Getreide verladen zu können. Aber einstweilen liegt nur ein einziger Dampfer am Kai, und so besteht kein Grund, warum nicht jedermann rechtzeitig zu Bett gehen soll.

So liegen auch wir Punkt zehn Uhr brav in unsern Hospitalbetten, die uns mangels etwas anderm angeboten wurden. Die Bezeichnung Hospital ist allerdings irreführend. Es war ein ebensolches Bretterhaus, wie die übrigen Regierungsbauten auch. Das Sprechzimmer des Arztes war darin und seine Wohnung und außerdem ein größerer Raum als Hospital. Da augenblicklich nur ein Kranker drin lag, war gut Platz für uns.

Wir schliefen auch ausgezeichnet, bis uns in der Frühe um sechs Uhr eine laute Glocke daran erinnerte, daß wir ja jetzt Pensionsinsassen waren und aufzustehen hatten. Um sechs Uhr muß alles aufstehen in Churchill, wiederum mit Ausnahme des Radiomannes und der beiden Bankbeamten, an die wir in diesem Augenblick voll Neid dachten.

Punkt halb sieben Uhr läutet eine zweite Glocke, und wer nicht mit dem letzten Glockenschlag das Eßhaus betrifft, er-

hält kein Frühstück mehr. Wir schossen aus den Betten; denn wir hatten sehr wohl gestern den Anschlag gelesen, daß Ausnahmen unter keinen Umständen gemacht würden und daß das Personal angewiesen sei, Zuspätkommenden unter keinerlei Entschuldigung nachzuservieren. Ueberdies hatte uns der junge Arzt, der bis in die Nacht hinein noch Indianerpatienten behandelt hatte, noch besonders gewarnt, ja pünktlich zu sein.

Als wir vor die Tür trafen, stand vor dem Eßhaus bereits eine Schar älterer und jüngerer Männer, die artig wie Schüler warteten, bis die Glocke ertönte, worauf alles eiligst in das Haus strömte. Drinnen entbrannte augenblicks eine wahre Eßschlacht, die binnen zehn Minuten gegen ganze Berge von Porridge, Schinken, Fleisch und Marmelade gewonnen war.

Da die Mahlzeiten mittags und abends noch reichhaltiger und besser waren, und wir uns mit der Zeit sowohl an die straffe Ordnung des Regierungspensionates wie an unsere Hospitalbetten gewöhnten, so waren wir in Churchill wunderbar untergebracht und konnten in aller Ruhe auf die Ankunft der „Nascopie“ warten, die uns ins „ewige Eis“ bringen sollte.

Eins wäre freilich schlimm gewesen, wenn wir, entsprechend den Kosten des „Pensionates“, hätten Pension bezahlen müssen. Das „Pensionat“ Churchill ist ohne Zweifel das teuerste der Welt. Verteilt man die Kosten der Anlage auf die einzelnen Pensionäre, so ergibt sich eine geradezu horrende Summe. Allein die Kosten für das verbrauchte Wasser oder für das Wegführen der Fäkalien wären für den einzelnen unerschwinglich, würden sie entsprechend der verursachten Kosten eingesezt. Die Wasserleitungsröhren müssen durch mehrere Meter dicken Kälteschutz vor dem Einfrieren im Winter geschützt und die menschlichen Fäkalien in geheizten Tankwagen abgefahren werden.

Ja, es ist nicht ganz einfach, in arktischem Klima von heute auf morgen eine moderne Großstadt erstehen zu lassen mit all den Bedürfnissen eines modernen Großstadtmenschen. Daß es auch anders geht, daß man an der rauhen Hudsonbuch mit einem Mindestmaß von Bequemlichkeit leben kann, hat die große und berühmte Kompanie bewiesen, deren Name und Geschichte so untrennbar mit der Bucht verknüpft ist, daß man sich noch gar nicht recht vorstellen kann, daß jetzt eine ganz neue Zeit für Kanadas Norden anbrechen soll.

II. Die Romanze der Hudsonbucht

4. Der Weg an die Bucht

Churchill.

Ich komme von einem Ausflug den Churchillfluß hinauf zurück, allein die Landschaft ist flußauf, flußab nicht anders als die von der Plattform des Aussichtswagens auf der Fahrt hierher. Es ist eine Landschaft von grenzenloser Eintönigkeit und Öde. Schnurgerade wie mit dem Lineal ist der Bahndamm darübergelegt. Buchstäblich „darüber gelegt“. Man sieht es ihm an, daß er, Wagen um Wagen mühsam von weither herangefahren werden mußte, um auf dem weichen, moorigen Tundraboden einen genügend festen Unterbau für die Lagerung der Schwellen und Geleise abzugeben.

Die Erde ist schwarz oder braun, Moor und Torf. Flechten und Moose überziehen sie. Ab und zu dürftiges Gebüsch oder eine lichte Waldung, niedere struppige Fichten, die aneinandergereiht sind wie gerupfte Hühner. Von Zeit zu Zeit unterbricht das stumpfe Graugrün der Tundra ein sattes Blau weiter Wasserflächen, die stellenweise die Farbe dunkelrothender Glockenenziane annehmen. Dann ist alles wieder grenzenlose Öde.

Telegraphenstangen laufen neben dem Bahndamm her. Man hat sie nicht senkrecht in die Erde gerammt wie sonst überall auf der Erde, sondern in Dreifußform schräg gegeneinander gelehnt, damit sie nicht so leicht im moorigen Untergrund einsinken und den Stürmen besser trotzen, die im Winter über die Tundra brausen.

Während ich über die Tundra wandere, muß ich immer wieder an den Mann denken, der diese Ode zuerst durchmaß, zu Fuß und allein. Freilich folgte er nicht der Eisenbahnlinie von The Pas nach Churchill, sondern er stieß weiter im Süden auf die Hudsonbucht, da, wo die weite Meeresbucht, die selber ist wie ein Meer, tief in den amerikanischen Kontinent hineinschneidet und das Dominion of Canada beinahe in zwei Hälften teilt. Aber dafür mußte der Kanadier Radisson von Quebeck aus zu Fuß laufen und ein Gebiet durchwandern, das feindliche Indianer durchstreiften. Es war eine Reise ins völlig Unbekannte, in einen grenzenlosen, wilden, fremden Kontinent hinein. Eine Reise um ein Vielfaches schwieriger und gefahrvoller als die Fahrt des Christoph Kolumbus.

Als die Franzosen im Jahre 1652 erst etwa ein halbes Jahrhundert in Kanada saßen, war der junge Radisson mit seiner Familie an den Sankt Lorenz gekommen. Die Waldläufer hatten damals schon den Weg an die großen Seen entdeckt, allein selbst in ihren Niederlassungen am großen Strom waren die Siedler, die „Habitants“, noch von den Irokesen bedroht. Radisson mochte kaum 17 Jahre alt sein, er ließ sich dadurch nicht abhalten, auf die Jagd zu gehen. Seine Begleiter werden erschlagen und skalpiert, er selbst nach tapferer Gegenwehr gefangen weggeschleppt und schließlich von einem Häuptling adoptiert. Er lebt jahrelang als Indianer unter Indianern, entflieht, wird wieder gefangen, halb zu Tode gemartert, entflieht ein zweites Mal, kehrt an den Sankt Lorenz zurück und beginnt jetzt eine Abenteuer- und Entdeckerlaufbahn von geradezu grandiosem Ausmaße. Er gelangt bis an den Mississippi und Missouri, sieht als erster Weißer die Grenzenlosigkeit der weiten Ebenen des Westens mit den ungeheueren Büffelherden, die Erhabenheit des Felsengebirges und gelangt auf seiner letzten Reise bis an die Hudsonbucht.

Radisson mußte seine Reisen selbst finanzieren. Er tat

es durch Pelzhandel und wurde einer der besten und geschicktesten Pelzhändler. Als solcher erkannte er sofort die ungeheure Bedeutung der Hudsonbucht. Es muß ein überwältigender Eindruck für ihn gewesen sein, als er vor der blauen Fläche der Bucht stand und ihr Salzwasser schmeckte, als ihm der letzte Zweifel schwand, daß es sich um eine Bucht handeln müsse, die nach ihrem unglücklichen Entdecker Hudsonbucht hieß. Ein phantastischer Zufall hatte ihn an ein verfallenes Haus geführt, das augenscheinlich von einem Weißen erbaut und bewohnt gewesen war. Das konnte nur das Winterquartier sein, das sich Hudson und seine Begleiter errichtet hatten, als sie im Süden der Bucht überwintern mußten.

In begreiflicher Aufregung eilte Radisson an den Sanct Lorenz zurück, erfüllt von der ungeheuren Bedeutung seiner Entdeckung. Die Franzosen saßen als brave Bauern im unteren Kanada, der Reichtum des Landes aber beruhte auf seinen Pelzen. Die Schwierigkeit war nur, sie zu bekommen. In monate- und jahrelangen Fahrten mußten die Pelzhändler ins Innere ziehen, und hatten sie ausreichende Last erhandelt, so ergab sich jedesmal erst die schwierige und gefahrvolle Aufgabe, sie durch das Gebiet der feindlichen Irokesen hindurchzubringen, die jedem Franzosen auflauerten.

Radisson hatte das ein paarmal gemacht, daher wußte er, wie schwierig es war. Er hatte Glück gehabt und jedesmal seine Pelze glücklich nach Quebeck gebracht. Freilich war ihm von den Statthaltern des französischen Königs übel mitgespielt worden, sie hatten ihn immer um den Hauptteil seiner mühsam errungenen Beute gebracht.

Troßdem wandte sich der große Entdecker wieder an die französischen Behörden und unterbreitete ihnen seinen Plan, von Frankreich aus mit einem Schiff in die Hudsonbucht zu segeln, in das Herz des Pelzlandes hinein, um hier an

der Küste ohne Schwierigkeiten und Gefahren die Pelze zu erhandeln, für deren Beschaffung es sonst die lange und gefährvolle Expedition vom Sankt Lorenz ins Innere bedurfte.

Es war nicht nur ein gutes Geschäft, es war ein Kontinent, den Radisson zurückbrachte. Er wurde verlacht. Er wandte sich direkt nach Frankreich an den Hof des großen Ludwig. Das gleiche Ergebnis. Da hörte ein deutscher Prinz, Ruprecht von der Pfalz, der ein Vetter des Königs von England war, von dem abenteuerlichen Mann. Er ließ ihn kommen. Der Plan leuchtete ihm ein. Zwei kleine bescheidene Schiffe wurden ausgerüstet, von denen eins die Hudsonbucht glücklich erreichte. Ein Winterlager wurde eingerichtet. Mit einem Posten Pelze konnte man zurückkehren.

Als Folge dieser Reise aber wurde im Jahre 1670 die Hudson's Bay Company gegründet, die zwei Jahrhunderte lang als unumschränkte Herrin mit wahrhaft königlicher Macht den Norden des amerikanischen Kontinents beherrschte.

5. Ein Kontinent für zwei Elche

Churchill.

Es gibt Namen, die eine seltsame Magie bergen, Namen, in denen aller Glanz und alle Romantik längst vergangener Zeiten noch zu leben scheinen. Ein solcher Name ist die „Hudson's Bay Company“. Diese drei Worte erwecken — wenigstens in jedem, der sich nur ein wenig mit der Geschichte des amerikanischen Nordens beschäftigt hat — ein phantastisches Bild von Kühnheit und Abenteuer, ein verwirrendes Kaleidoskop von Mühsal und Gefahr, von unerhörten Dingen und Geschehnissen.

Das seltsame aber ist, daß nicht nur der Name Hudson's Bay Company noch lebt, sondern diese selbst. Wie ein lebendes Fossil ragt dieser letzte Überrest der einst so mächtigen und glanzvollen souveränen Handelsgesellschaften in unsere,

so ganz andere und scheinbar so viel genauere und farblosere Zeit hinüber.

Die „Große Kompanie“, wie sie auch heißt, stammt aus der Zeit, als die Weißen gerade entdeckt hatten, daß es außer Europa und dem bißchen Asien und Afrika, das man bisher gekannt hatte, noch eine ganz große, reiche Welt farbiger Menschen gab, die man nach Belieben ausplündern und versklaven konnte, die zum mindesten gute Objekte für skrupellose Handelsgeschäfte waren. Mit einer wahrhaft grandiosen Unbekümmertheit gingen die Könige und Herren Europas daran, diese Welt für sich in Besitz zu nehmen, auszubeuten und an Günstlinge zu verschenken.

Den Anfang hatten Spanien und Portugal gemacht, die unmittelbar nach den Entdeckungsfahrten des Bartholomäus Diaz und Christoph Kolumbus die Erde kurzerhand unter sich teilten. Die andern Mächte standen nicht zurück, sobald sie erst einmal heraus hatten, was es da draußen in der neu entdeckten Welt zu verdienen gab, und sobald sich in dem spanisch-portugiesischen Weltbeherrschungssystem nur irgendeine Lücke zeigte, durch die sie eindringen konnten.

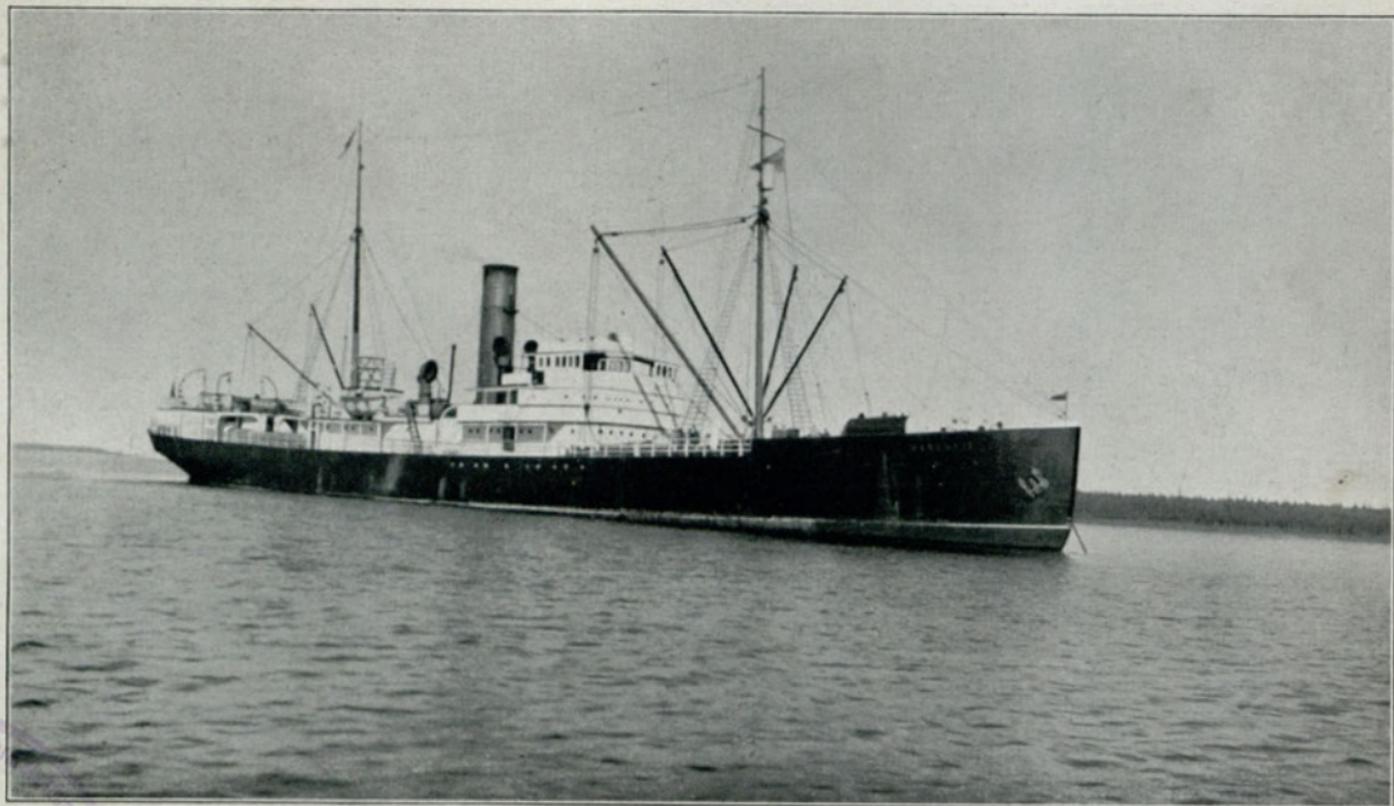
Am rührigsten und unbedenklichsten war England. Es war damals nur ein kleines, unbedeutendes Inselreich, selbst Holland war ihm auf dem Weltmeer überlegen. Aber die Briten ersetzten die materielle Überlegenheit und den Vorsprung der andern durch Kühnheit und durch Skrupellosigkeit. Mit wahrhaft königlicher Geste verschenkten Englands Herrscher Inseln, Länder, Kontinente, die ihnen nicht gehörten. Damals wurde die Ostindische Kompanie gegründet, die Rußland-Kompanie, die Plymouth- und Massachusetts-Bai-Kompanie, und jede erhielt ein Gebiet zur Beherrschung und Ausbeutung, das um ein vielfaches größer war als ganz Großbritannien.

So war es auch nichts Besonderes oder Außergewöhn-

liches, daß Karl II. von England seinem lieben Vetter Ruprecht sowie einer Gruppe von Edelleuten, denen er verpflichtet war, die Hudsonbucht mit allem, was darum herum lag, schenkte. Im Gegenteil, das war weniger aufregend als die Gründung der Ostindischen Kompanie. Das war genau dasselbe, als wenn etwa heute der König von Norwegen den Südpol nebst Umgebung an eine Aktiengesellschaft vergäbe, die sich in Oslo zur Ausbeutung des Südpoles gebildet hätte.

Von der Hudsonbucht wußte man damals gerade so viel wie wir heute vom Südpol wissen. Ein kühner Forscher hatte sie entdeckt und war dabei umgekommen. Die Erzählungen der mit Mühe und Not geretteten und zurückgekehrten Besatzung seines Schiffes waren nicht danach angetan, zu weiteren Fahrten in dieses wilde, entlegene Meer zu verlocken, das von Stürmen, Nebel und treibendem Eis ständig bedroht war und an dessen Küste es nichts, aber auch nicht das geringste zu holen gab.

Wenn ich daran denke, daß selbst heute, wo wir nicht mehr in schwachen Segelschiffen durch das Treibeis der Hudsonstraße fahren, sondern in starken Dampfern, die kanadische Regierung nur durch besonders günstige Bedingungen Getreideschiffe in den neuen Hudsonbuchthafen Churchill locken kann, indem sie ihnen eine ganze Anzahl neugegründeter Radiopeilstationen für die Durchfahrt durch die Hudsonstraße kostenlos zur Verfügung stellt sowie einen Eisbrecher, der sie ebenfalls kostenlos durch das Eis geleitet, so kann ich verstehen, daß man im siebzehnten Jahrhundert nicht so sehr dahinter her war, ausgerechnet diese wenig einladenden arktischen Gewässer zu durchkreuzen. Wenn ich auf die grenzenlose Öde rings um die Bucht blicke, so scheint es mir nur zu begreiflich, wenn Zeitgenossen Karls II. dachten: Na, wenn schon einer den Mut und die Nerven hat, in diese Gegenden zu gehen, so mag er sie behalten.



Die „Nascopie“, unser Eisbrecher.

Wahrheit
8
1893



Die Franzosen brachten nicht einmal das Tor völlig zum Einsturz.
(E. 43.)

So wird es auch verständlich, wie dieses erstaunliche Dokument zustande kam, das die „Charter der Hudson's-Bay-Company“ heißt und das in dem Verwaltungsgebäude der Gesellschaft in London heute noch sorgfältig aufbewahrt wird. Mit diesem Dokument verschenkte der König von England einen Kontinent, ein Gebiet von der Größe Europas. Auf fünf mächtigen Pergamentblättern wird aufgezählt, was alles für Rechte er der neugegründeten Gesellschaft überträgt, die einen romantischen Namen erhält: „Kompanie der Gentlemen-Abenteurer von England, die in der Hudsonbucht Handel treiben“.

Diesen Gentlemen-Abenteurern wurde durch die königliche Charter, für sie wie ihre Nachkommen, für immer und ewig das alleinige und ausschließliche Recht zuerteilt, Handel zu treiben in allen Meeren, Meeresstraßen, Meerengen und Buchten, allen Flüssen, Bächen, Seen und Sunden, die sich jenseits der Einfahrt in die Hudsonstraße befinden, auf welchen Breitengrad auch immer, zusammen mit allen Ländereien, Gebieten und Territorien, die an diesen Meeren, Meeresstraßen, Flüssen und Seen liegen mögen.

Die Charter vergab nicht nur das Handelsmonopol in praktisch ganz Nordamerika mit Ausnahme der eng umgrenzten besiedelten Gebiete am Sankt Lorenz und der atlantischen Küste, sondern sie überließ der Kompanie auch die gesamten Land-, Berg- und Fischereirechte in dem ungeheuren Gebiet, das, nebenbei bemerkt, dem König von England ebensowenig gehörte wie der Südpol heute dem König von Norwegen.

Karl II. konnte also leicht großzügig sein, und es machte ihm augenscheinlich Spaß, es einmal in königlichem Ausmaße zu sein, wo es ihm nichts kostete; denn er übergab seinen lieben „Gentlemen-Abenteurern“ gleichzeitig auch alle souveränen Rechte in dem neuen Lande, Verwaltung und Justiz, Heer und Marine. Sie konnten ihre eigenen Truppen aufstellen

und sich eigene Kriegsschiffe halten. Sie konnten Krieg und Frieden erklären und alles Land als das ihre betrachten, das sich nicht bereits tatsächlich im Besitz eines christlichen Fürsten befand.

Wenn man die Charter der Hudsonbucht liest, in der der Monarch sich nicht genug tun kann, immer noch weitere Rechte und Vollmachten auf die Gesellschaft zu häufen, so wird man den leisen Verdacht nicht los, daß Karl II. das Ganze für einen Witz hielt, und daß er glaubte, leicht großzügig sein zu können, da es sich um ein Land handelte, in dem sich die Fuchse gute Nacht sagen; denn dieser Herrscher, der es sonst durchaus verstand, für seinen persönlichen Vorteil zu sorgen und es von seinen Untertanen zu nehmen, wo er nur konnte, ist gegenüber den Gentlemen-Abenteurern von einer fast rührenden Bescheidenheit. Für den Kontinent, den er verschenkt, verlangt er als Gegenleistung nichts als jährlich zwei Elche und zwei Biber, und auch diese nur für den Fall, daß ein Mitglied der königlichen Familie in das Gebiet der Hudsonbucht kommen sollte.

Die Kompanie hat alle Rechte, die sie aus der königlichen Charter ableiten konnte, voll in Anspruch genommen, solange es die Verhältnisse nur irgend erlaubten, aber die bescheidene Gegenleistung, die sie sich an die königliche Familie zu zahlen verpflichtete, wurde nie bezahlt.

Erst als vor ein paar Jahren der Prinz von Wales auf einer Fahrt zu seiner Ranch in Alberta durch Winnipeg kam, fiel es der Kompanie ein, daß es Zeit sei, den vereinbarten Preis zu zahlen. Man dachte es sich sehr hübsch, den Prinzen auf dem Bahnhof von Winnipeg mit zwei lebenden Elchen und Bibern zu überraschen. Allein die Begleitung des Prinzen, die von dem Plan erfuhr, wehrte erschrocken ab und meinte, daß präparierte Elchköpfe und Felle den hohen Herrn weit mehr erfreuen würden. Aber auch die Zahlung in dieser

Form hat den Prinzen augenscheinlich nicht so erfreut, wie man hätte erwarten sollen, und so bleibt es wohl das erste und das letzte Mal, daß die Hudson's Bay Company ihrer Verpflichtung gegenüber dem königlichen Hause nachkam.

6. H. B. C.

Churchill.

Vom „Heiligen Römischen Reich“ hat man behauptet, daß es weder heilig, noch römisch, noch ein Reich war. Mit dem gleichen Recht mag man von der „Kompanie der Gentlemen-Abenteurer von England, die in der Hudsonbucht Handel treiben“, sagen, daß ihre Teilhaber weder Gentlemen noch Abenteurer waren. Jedenfalls stimmt die historische Legende von den glänzenden, in Samt und Seide gekleideten Kavalieren Karls II. von England, die auszogen, das Empire zu gründen und die Nordwestliche Durchfahrt zu entdecken, in keiner Weise.

In Samt und Seide macht man keine Entdeckungen, zum mindesten nicht in der eisigen Hudsonbucht und der rauhen Wildnis des amerikanischen Nordens, und von all den achtzehn glänzenden Kavalieren, die sich die „Gentlemen Adventurers“ nannten, ist kein einziger selber auf Entdeckung ausgezogen, ja, hat auch nur die Gebiete, die ihnen der großzügige Karl II. schenkte, nach ihrer Entdeckung besucht. Und an ein künftiges Empire dachten sie ebensowenig wie an die Nordwestliche Durchfahrt. Die Entdeckung der letzteren stand zwar als Zweck und Ziel der neugegründeten Hudson's Bay Company in der königlichen Charter, aber es wurde nicht einmal der Schein gewahrt, als ob man sich um diese Durchfahrt bemühte, die für die damalige Zeit ungefähr das war, was für uns der Stratosphärenflug ist oder die Weltraumschiffahrt. Nein, man hatte von Anfang an lediglich im

Sinne, Geschäfte zu machen, von den Eingeborenen möglichst billig Pelze einzuhandeln und sie in London so teuer wie möglich zu verkaufen.

Wenn die Gentlemen-Abenteurer mit irgend etwas abenteuerter, so höchstens mit ihrem Gelde. Die Art aber, in der sie es taten, läßt es einem zweifelhaft erscheinen, ob ihnen auch das zweite Prädikat der „Gentlemen“ zukommt. Ein Teil des gezeichneten Aktienkapitals der Hudson's Bay Company wurde nicht voll eingezahlt, und da die Aktionärliste mit Herzögen und Fürsten beginnt und über Ritter und einfache Adlige mit einem Bürgerlichen endet, mit John Portman, Bürger und Goldschmied von London, so kann man wohl mit Recht annehmen, daß dieser „Bürger und Goldschmied“ seinen Anteil bestimmt voll einzahlte und daß die hohe Ehre, mit Carls und Lords auf einer Liste zu stehen, ihm noch ein wenig mehr kostete.

So abenteuerter der hochfürstliche Teil der Gentlemen-Abenteurer nicht einmal mit seinem Gelde. Er hatte es auch nicht nötig, da er etwas Besseres in die Gesellschaft einbrachte: seine Beziehungen zum König. Der war gleichfalls einem guten Geschäft nicht abgeneigt, und obwohl in der königlichen Charter nichts davon stand, so war es doch selbstverständlich, daß der Monarch ein entsprechendes Aktienpaket und seinen Anteil an der Dividende erhielt. Dafür brauchte sich die Kompanie nicht um Schiffe für ihre ersten Handelsfahrten zu sorgen. Diese wurden ihr kostenlos von der britischen Admiralität gestellt.

Die so glanzvolle und ruhmreiche Gründung der Hudson's Bay Company entpuppt sich, näher besehen, als ein typisches Spekulationsgeschäft mit Hilfe einer korrupten Regierung. Es war etwas Ähnliches wie der berühmte „Teapot-dome-Skandal“ in Amerika, bei dem mit Hilfe eines bestochenen Senators und wie viele glauben, auch eines be-

stochenen Präsidenten, reiche Ölfelder, die als Ölreserven der USA.-Marine für den Kriegsfall zurückgestellt waren, einer privaten Gesellschaft zur Ausbeutung überlassen wurden.

Auch die Art und Weise, wie die Gentlemen-Abenteurer Radisson behandelten, den Entdecker des Landweges zur Hudsonsbucht, dem allein sie ihre reichen Einkünfte verdankten, war nicht gerade gentlemanlike. Sie setzten ihn, nachdem seine Arbeit getan, auf ein geringes Gehalt und verweigerten ihm jeden Anteil an den Einnahmen. Das Ende war, daß der Mann, der der eigentliche Gründer der Hudson's Bay Company, ja, des britischen Pelzhandels überhaupt ist, sich als alter Mann vergeblich um die Stelle eines Magazinverwalters bei der Großen Kompanie bewarb.

Freilich war Radisson selber bei all seiner unerhörten Energie und Kühnheit charakterlich eine höchst zweifelhafte Erscheinung. Als Franzose wechselt er zu den Engländern hinüber, kehrt in französische Dienste zurück und geht dann wieder auf die englische Seite. Dauernd verrät er die einen an die andern.

Aber schließlich entsprach das nur dem Zeitgeist. Volk und Nation in unserem Sinne gab es damals nicht. Man war viel kosmopolitischer als in der heute zu Ende gehenden liberalen Ära des 19. Jahrhunderts. Es war in keiner Weise unehrenhaft, selbst seinen Degen dem zu verkaufen, der einen am besten bezahlte. Es ist nur einem Zufall oder der geschäftlichen Kurzsichtigkeit des britischen Hofes zuzuschreiben, daß der Genuese Kolumbus die Neue Welt für Spanien entdeckte, statt für Großbritannien. Was die Korruptheit des Hofes anbetraf, so stand es bei den Stuarts nicht schlimmer als sonst irgendwo in Europa.

Das Erstaunliche ist nur, daß eine Handelsgesellschaft, die aus solchen Verhältnissen und Zeitumständen entsprang,

sich im Verlauf ihrer jahrhundertelangen Entwicklung zu einem Muster von Ehrenhaftigkeit und Zuverlässigkeit entwickelte. Von manchen Historikern ist der Dienst in der Kompanie geradezu eine Religion genannt worden. Mit Recht, es gehört eine wahrhaft religiöse Hingabe dazu, um im Dienst eines geschäftlichen Unternehmens ein derart entbehrungsreiches Leben auf sich zu nehmen, eine solche Fülle von Mühsal und Gefahr, Anstrengungen, Hunger und Kälte. Die Angestellten der Kompanie, die Clerks, Faktoren und Trader waren alles andere als glänzend bezahlt, unermessliche Wertegingen fast unkontrolliert durch ihre Hände, die Angestellten-schaft der Kompanie aber wurde eine der saubersten, die es je gegeben hat.

Seitdem ich hier an der Hudsonbucht bin, komme ich aus dem Staunen und der Verwunderung nicht heraus, daß es Menschen geben konnte, die den Mut fanden, sich an solch unwirtlicher Küste niederzulassen. Ich war in Mexiko und Peru, in den Ländern der spanischen Konquistadoren. Ich bin den Weg nachgezogen, den die amerikanischen Siedler durch die Prärie nahmen, die Buren durch das südafrikanische Feldt, ich bin an den öden Küsten Südaustraliens gewandert, an denen eine Schiffsladung Auswanderer ausgesetzt wurde, aber ich habe noch kaum irgendwo auf der Welt ein so trostlos ödes und dabei rauhes Land getroffen wie hier an der Hudsonbucht.

Dabei ist jetzt Sommer. Jetzt ist die beste Zeit. In Kürze beginnt der Winter, der hier acht Monate dauert, ein Winter voll eisiger Stürme. Den Winter verbrachten die Angestellten der Kompanie in ihren kleinen Forts, in dürftigen Blockhäusern. Dabei gab es fast ständig Krieg, weniger mit den Indianern als mit den Franzosen, die immer wieder die Forts und Posten der Kompanie angriffen.

Mit den Indianern hatte es die Hudson's Bay Company von Anfang an verstanden, sich gutzustellen und sie richtig zu behandeln. Es ist dies um so erstaunlicher, als die Angelsachsen, im Gegensatz zu den Franzosen, sonst überall in Amerika in ständiger Fehde mit den Rothhäuten lagen, die erst mit der fast völligen Ausrottung der letzteren endete. Nach dem Ende der französischen Herrschaft in Kanada, die eine ununterbrochene Drohung für die Hudson's Bay Company war, wurde diese erst wahrhaft zur unumschränkten Herrin in dem ganzen riesigen Gebiete, das sich von der Hudsonbucht bis an den Arktischen Ozean erstreckt. Gouverneur und Komitee der Kompanie wurden tatsächlich die „Herrn der Seen und Wälder“, und jeder einzelne Faktor und Händler auf seinem einsamen Posten wurde es; denn hinter ihm stand die grenzenlose Macht der Kompanie. Es ist der größte Ruhmestitel der Gesellschaft, daß sie diese Macht nie mißbrauchte. Die drei Buchstaben H. B. C., die weißleuchtend auf dem roten Tuch der Kompanieflagge stehen, wurden zu einem Symbol für Ehrenhaftigkeit und Zuverlässigkeit durch ganz Nordamerika.

„Here Before Christ — Hier Vor Christus“, das heißt, die Kompanie steht über jeglicher göttlichen und weltlichen Autorität, so wurden die Initialen H. B. C. von böswilligen Kritikern gedeutet. Es ist etwas wahres daran, für die Angestellten der Kompanie stand sie wirklich an erster Stelle. Es war tatsächlich ein religiöser Dienst, der Dienst an der Hudson's Bay Company. Das gleiche galt für die Indianer, die zu einem großen Teil der Gesellschaft treu blieben, auch als deren Monopol gebrochen und andere Händler ihnen mehr für ihre Pelze boten. So hat die historische Legende im Grunde doch recht; denn es war tatsächlich ein Geschlecht von Gentlemen-Abenteurern, das im Dienste der drei Buchstaben H. B. C. erwuchs.

7. Das weiße Tischtuch über Fort Prince of Wales

Churchill.

Die Stadt Churchill oder sagen wir lieber die geplante Stadt Churchill, ist der erste Vorstoß der Zivilisation in ein Gebiet, das heute noch eins der ödesten, abgeschlossensten und menschenleersten der Erde ist. In jenen Tagen aber, als die Hudson's Bay Company hier ihre erste Niederlassung gründete, war es die weltverlorenste Wildnis, die man sich vorstellen kann. Die wenigen Beamten der Kompanie saßen auf ihren einsamen Posten, verlassen und abgeschnitten, nur durch das eine Schiff, das einmal im Jahr in die Hudsonbucht einlief, mit der übrigen Welt verbunden. Die Natur, in der sie lebten, war so unerbittlich hart, so menschenfeindlich, daß man hätte glauben sollen, alles, was nur Menschenanlich trägt, hätte sich hier zu gemeinsamem Lebenskampf zusammenschließen müssen. Jeder, der in der Wildnis gereist, der lange ausschließlich unter Farbigen geweilt hat, weiß, was das heißt, wieder einen Menschen der eigenen Hautfarbe zu treffen. Da macht Rasse und Sprache keinen Unterschied. Weiß ist weiß, und man fühlt sich nah und verbunden, als gehöre man zur gleichen Familie. Allein in Amerika hat es scheinbar dieses Zusammengehörigkeitsgefühl aller Weißen nie gegeben, und nirgends in Amerika wurden so erbitterte Kämpfe zwischen weißen Menschen ausgetragen wie in der winterlichen Wildnis um die Hudsonbucht.

Es war ja ganz schön, daß Karl II. von England den Gentlemen-Abenteurern ganz Nordamerika schenkte, soweit es noch nicht besiedelt war und daß er ihnen das ausdrückliche Handelsmonopol verlieh. Aber leider kümmerten sich die Franzosen nicht um die königliche Charter, und die Hudson's Bay Company mußte selber sehen, wie sie mit den Franzosen und den französischen Kanadiern fertig wurde, die

ihrerseits glaubten, ein ausschließliches Anrecht auf den gesamten Pelzhandel zu haben.

Diese Kämpfe nahmen ihren ununterbrochenen Fortgang, völlig unabhängig davon, ob die beiden Mutterländer in Europa in Krieg oder Frieden miteinander lebten. Europäische Friedensschlüsse galten für Amerika nicht, ganz abgesehen davon, daß die Hudson's Bay Company ja schließlich ein eigenes Hoheitsgebilde mit voller staatlicher Autorität war.

Diese Kämpfe um die einsamen, weltverlorenen Posten und kleinen Forts, die meist nur zwischen wenigen Weißen ausgetragen wurden, sind mir stets als die seltsamsten und unsinnigsten aller kriegerischen Handlungen erschienen. Sie wurden geführt in einem Gebiet, in dem eigentlich jeder weiße Mann auf den andern angewiesen war und das überdies so riesig war, daß für beide Teile reichlich Platz und auch reichlich Felle vorhanden gewesen wären.

Aber unentwegt ging der Kampf um die Forts; bald nehmen die Franzosen sie, bald erobern die Engländer sie zurück, das eine Mal ist die Kompanie schon fast aus der Hudsonbucht verdrängt, das andere Mal hält sie alle ihre Posten wieder in Händen.

Der Kampf war von ungewöhnlicher Härte und Grausamkeit. Landungen mußten durch das eiskalte Wasser der Bucht gemacht werden. Verwundete erfroren. Der unterlegenen Partei blieb bestenfalls die Flucht in die Wildnis, wo sie ihr Schicksal, elend zugrunde zu gehen, mit Sicherheit vor Augen hatte.

Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß die Hudson's-Bay-Company-Leute nicht immer gerade wie die Löwen kämpften. Schließlich waren sie ja nur mäßig bezahlte Angestellte, und für ihre Familien war im Falle ihres Todes nicht oder kaum gesorgt. So spielte das weiße Tisch-

tuch eine große Rolle, das bald der Kommandant, bald ein Untergebener hinter seinem Rücken über die Forts wehen ließ, wenn die Franzosen mit Übermacht anrückten.

Die meisten Forts bestanden ja lediglich aus Blockhäusern und Pallisaden, die von den französischen Kriegsschiffen leicht in Brand geschossen werden konnten. Diese leichte Zerstörbarkeit war der Grund, warum die Feste des Prinzen von Wales aus Stein erbaut wurde. Sie sollte die wichtige Einfahrt in den Churchillfluß decken und die Hauptfestung der Kompanie werden. Fast 40 Jahre, von 1733—1771, haben die Engländer an ihr gebaut. Sie wurde ein Wunderwerk ihrer Zeit und vor allem ein Wunderwerk für den einsamen Platz, an dem sie entstand. Von weither kamen die Indianer, um den Bau zu sehen und seine mächtigen Wälle mit den gewaltigen, darüber ragenden Kanonen wurden zu einer Legende durch ganz Nordamerika.

Heute noch ist das Fort überraschend eindrucksvoll. Als wir über den Fluß setzen und uns über das völlig deckungslose Vorgelände der Festung nahen, können wir leicht ermessen, wie schwer oder vielmehr, wie unmöglich es gewesen sein muß, das Fort zu stürmen. Mit den damaligen Mitteln konnte man es nicht sturmreif schießen. Selbst heute wäre es nicht leicht. Seine Wälle bestehen aus festem Fels, und solch dickes Mauerwerk besitzt eine erstaunliche Widerstandsfähigkeit, selbst gegen schwere Kaliber. Als wir im Herbst 1915 zur Eroberung Serbiens die Donau forcierten, hat unsere schwere Artillerie — ich glaube, es waren sogar 42 Zentimeter dabei, zum mindesten österreichische Motormörser — die alte Türkenfestung Semendria unter Feuer genommen. Ich habe mir später ihre Steinwälle und Steintürme angesehen. Es war geradezu lachhaft, wie wenig unser Feuer ihnen hatte anhaben können.

Ähnlich fest ist das Fort des Prinzen von Wales gebaut.

Seine Wälle stehen heute noch fast unbeschädigt. Obwohl die Franzosen nach der Übergabe des Forts sich noch ein paar Tage lang mühten, es in die Luft zu sprengen, brachten sie nicht einmal das Tor völlig zum Einsturz. Sie vermochten wohl die Brüstung zum Teil zu zerstören, die Wälle selbst aber widerstanden allen Versuchen, sie auch nur zu beschädigen.

Und dieses stärkste Fort, der Stolz der Hudson's Bay Company, die Bewunderung der Indianer, wurde von den Engländern übergeben, ohne einen Schuß abzufeuern, als La Perouse, der berühmte französische Admiral und nachmalige Weltumsegler vor ihm mit seiner Flotte erschien. Vierzig große Kanonen standen auf den Wällen. Nicht eine wurde abgeschossen, als das französische Landungsdetachement anrückte. Allerdings waren die Franzosen 400 Mann stark, die Besatzung des Forts aber zählte nicht mehr als 39 Köpfe. Sein Kommandant verfügte nicht einmal über einen Mann für jede Kanone. Er verlor die Nerven, riß das Tischtuch vom Frühstückstisch und schwenkte es über dem Fort. —

Wir leben im Zeitalter der Maschine, und viele von uns glauben, daß der Mensch der Maschine gegenüber bedeutungslos geworden sei, vor allem im Kriege. Allein es ist immer noch der Mensch, der schließlich und endlich allein zählt. Das Fort Prince of Wales mit seinen 40 Kanonen auf unzerstörbaren Wällen war damals die stärkste Kriegsmaschine, die man sich vorstellen kann. Trotzdem versagte sie, da der Mensch versagte, der sie bediente.

Das Verwunderliche ist nur, daß der Mann, der die starke Festung so feig übergab, nicht ein τ -beliebiger Schwächling war, sondern einer der berühmtesten und kühnsten Entdecker, den die Hudson's Bay Company je besessen hat. Es war Samuel Hearne. Hearne hatte ganz allein einen Vor-

stoß in den Nordwesten gemacht. Zweiundeinhalb Jahre war er unterwegs gewesen, hatte Unsägliches erlitten, war oftmals von Indianern überfallen und beraubt worden. Aber er hatte nicht nachgelassen. Er war weiter und weiter gedrungen, bis über den Polarkreis, bis in das Land der Eskimos, bis an die Küste des Nördlichen Eismeeres.

Samuel Hearne wurde von den Franzosen gefangen fortgeführt, jedoch gegen Lösegeld freigelassen. Er wurde von der Kompanie sogleich an die Hudsonbucht zurückgeschickt und übernahm das Kommando von Fort Churchill. Seine feige Übergabe nahm man ihm nicht übel. Augenscheinlich hatte man in London selber ein schlechtes Gewissen, weil man dem starken Fort eine so ungenügende Besatzung gegeben hatte.

Hearne war weiter Kommandant wie vorher, als sei nichts geschehen; denn die Franzosen waren nach dem vergeblichen Zerstörungsversuch wieder abgezogen. Nur eins hatte sich geändert. Sein alter Freund Matonabee lebte nicht mehr, als Hearne zurückkam. Matonabee war ein Chipe-ryan-Häuptling. Er war in der Nähe von Fort Churchill aufgewachsen in der Bewunderung der Engländer und ihrer wunderbaren, uneinnehmbaren Feste. Er hatte Hearne auf seinen Entdeckungsfahrten begleitet und war sein Führer gewesen. Ohne den Häuptling wäre Hearne nie bis zum Eismeer vorgedrungen.

Als der Indianer die schmäbliche Übergabe des Forts durch seine englischen Freunde erlebte, die er für unbesieglich gehalten, ging ihm seine Welt unter. Er tat, was ein Indianer fast nie tut, er brachte sich selber um. Sechs seiner Frauen und vier seiner Kinder verhungerten im folgenden Winter, da niemand mehr da war, der für sie sorgte. Hearne selbst aber lebte noch zehn Jahre und starb nach seiner Pensionierung friedlich auf seinem Ruhesitz in England.

8. Das „Ende der Hudsonbucht“

Churchill.

Die Hudsonbucht ist keine Bucht, sondern ein Meer. Sie ist die Inlandsee des Nordens. Es dauert Tage, sie im Dampfschiff zu kreuzen. So kann auch nicht von ihrem Ende in physischem Sinne die Rede sein, es sei denn, eine künftige Technik, von der wir noch keine Vorstellung haben, vermöchte es, ihre Verbindung mit dem Eismeer zu unterbinden und sie auszutrocknen, wie die Holländer den Zuidersee trocken legten.

Die Folgen einer solchen Austrocknung würden allerdings unvergleichlich weiterreichend sein. Der Landgewinn würde nicht einmal eine solche Rolle spielen wie die Änderung des Klimas. Die Hudsonbucht ist der Eiskeller Kanadas. Ständig treibt aus dem arktischen Meer Eis hinein, und auf ihr schwimmen Eisfelder, die auch im Sommer nicht schmelzen. So ist das Ergebnis eine außerordentliche und weitreichende Abkühlung des umliegenden Landes. Die Hudsonbucht ist in Verbindung mit dem eisigen Labradorstrom schuld, daß das östliche und mittlere Kanada auf dem gleichen Breitengrad wie Norditalien und Süddeutschland ein sibirisches Klima haben. Gelänge es, den Eiskeller der Hudsonbucht in eine sommerliche Heizplatte zu verwandeln, und das würde sie nach ihrer Trockenlegung sein, so würde sich das Klima des nördlichen Amerikas von Grund aus wandeln.

In ferner Zukunft mag das vielleicht geschehen. Aber von solchem Ende der Hudsonbucht kann einstweilen noch nicht die Rede sein. Allein wir sind dabei, ein anderes „Ende“ zu erleben, das Ende der Hudsonbucht als Begriff, als Vorstellung. Sie war bisher für uns Wildnis, Arktis fast, der alleinige Bereich der Kompanie, die nach ihr hieß, ein Land für Trapper, Fallensteller und Pelzhändler. Bis in unsere Tage war die große Kompanie rings um die Bucht Alleinherrscherin, obgleich ihre souveränen Hoheitsrechte be-

reits in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erloschen, als sie gezwungen war, sie für 300 000 Pfund an das Dominion of Canada zu verkaufen. Aber das Leben an der Bucht war dadurch kaum verändert. Zwar waren nach Erlöschen des Handelsmonopols andere Pelzhändler an die Bucht vorgedrungen und hatten versucht, die Kompanie bei den Indianern zu überbieten und ihr die Felle abzujagen. Allein die Macht der Gesellschaft und ihr Einfluß bei den Indianern war doch so groß, daß sie zunächst die Herrin an der Bucht blieb.

Unverändert lief das Jahr im gleichen Turnus ab wie die Jahrhunderte vorher. Im August kam das Kompanieschiff und versah all die Posten und „Forts“ mit Vorräten und Handelsgütern. Mit diesen wurden im Herbst die indianischen Jäger nach Bedarf ausgerüstet. Den ganzen Winter über jagten diese, und im Frühling kamen sie mit ihrer Beute zu den Posten zurück.

Dann wurde abgerechnet. Hatte der Jäger einen Überschuß über den gewährten Kredit, so wurde er ihm ausgezahlt, andernfalls als neue Schuld vorgetragen.

Man hat viel über den Wucher der Hudson's Bay Company geredet und über ihre Ausbeutung der Indianer. Bekannt ist die Anekdote, daß die indianischen Fallensteller für eine Flinte so viele aufeinandergestapelte Biberfelle zu zahlen hatten wie ihre Länge betrug, und daß die Kompanie deshalb für diesen Handel Gewehre mit besonders langen Läufen anfertigen ließ.

Demgegenüber behauptet die Gesellschaft, daß der Preis für eine Flinte 8—12 Biberpelze betrug, und in jedem Falle verstand sie es, mit den Indianern auszukommen und sie zufriedenzustellen. Einen reinen Wert für eine Sache gibt es nicht. Darauf beruht ja gerade das Tauschgeschäft. Der Indianer, der für eine Flinte so viele Biberfelle aufeinander häufte, bis die Mündung erreicht war, glaubte sicher, ein

ebensogutes Geschäft gemacht zu haben wie die Kompanie, die die Felle auf dem Londoner Markt verkaufte.

Die Hudson's Bay Company war im Grunde eine Pelzhandelsgesellschaft, mochte sie auch das Gewand einer souveränen Macht tragen. Deshalb war und mußte ihr Bestreben sein, die Zivilisation von ihren Jagdgründen fernzuhalten. Vor dem Siedler flieht das Pelztier. So war die viel angefeindete Politik der Kompanie, Siedlung zu verhindern, von ihrem Standpunkt aus berechtigt.

Die gleichen Gründe bestimmten ihre Eingeborenenpolitik. Ihre Pelzlieferanten waren die Indianer. Ein sesshaft gewordener, ein Ackerbau oder Gewerbe treibender Indianer ist kein Jäger und Fallensteller mehr. Also mußte alles geschehen, ihn in seinem ursprünglichen Zustand zu erhalten. Während man sich sonst überall in der Welt bemühte, die Eingeborenen zu zivilisieren, ihnen europäische Bedürfnisse beizubringen, um sie zu Abnehmern der europäischen Industrieerzeugnisse zu machen, tat die Kompanie alles, um ihre Tabu-Totem-Welt zu erhalten. Sie hatte ihnen von der europäischen Zivilisation genau so viel gebracht wie nötig war, um sie zu erfolgreichen Pelztierjägern zu machen und sie in Abhängigkeit zu bringen, so daß sie Pelze liefern mußten, ob sie wollten oder nicht.

Gegen solche Politik läßt sich vom ethischen Standpunkt natürlich viel einwenden. Sicher ist sie nicht ideal. Aber zieht man zum Vergleich das Schicksal heran, das der weiße Mann anderen primitiven Völkern gebracht hat, so ist das der Indianer im Gebiete der Hudson's Bay Company wahrhaft glücklich zu nennen. Die Kompanie ließ dem Indianer seine Freiheit. Sie nutzte ihn nicht übermäßig aus und sorgte für ihn in Notfällen, ohne ihm das demütigende und jeden Charakter zerstörende Gefühl des Almosenempfangens zu geben. War beispielsweise die Schuld eines In-

dianers, der ein guter Jäger war, ohne sein Verschulden zu groß geworden, so verringerte sie die Gesellschaft, ohne daß er ihre Absicht merkte, indem sie seine wenigen Pelze entsprechend hoch bewertete.

Aber das gehört heute bereits der Vergangenheit an. Die kanadische Regierung hat heute die Indianer in ihre Obhut genommen, gibt ihnen ihr Treaty Money und sorgt für sie. Die Posten der Kompanie rings um die Hudsonbucht bestehen noch, und es kommt auch noch alle Jahre ein Schiff, das sie mit Waren versorgt, die gegen Pelze eingehandelt werden. Aber das Schwergewicht der Kompanie hat sich längst nach dem Nordwesten zu gegen den Mackenzie und den Yukon verschoben.

Auch der Nordwesten hat heute aufgehört, ein ausschließliches Pelzland zu sein. Es wird bald kein hauptsächliches Pelztiergebiet mehr sein. Der Weizenfarmer dringt immer weiter nach Norden vor. Ihm voran zieht der Rancher mit seinen Viehherden. Und beide überflügelnd fliegt der Miner im Flugzeug nach Norden. Dampfer auf dem Mackenziefluß, Postflugzeuge bis an die Arktis, Minen, Versuchsfarmen und Polizeistationen, wo vor wenigen Jahren noch herrenlose Wildnis war. In vollem Marsche ist die Zivilisation gen Norden!

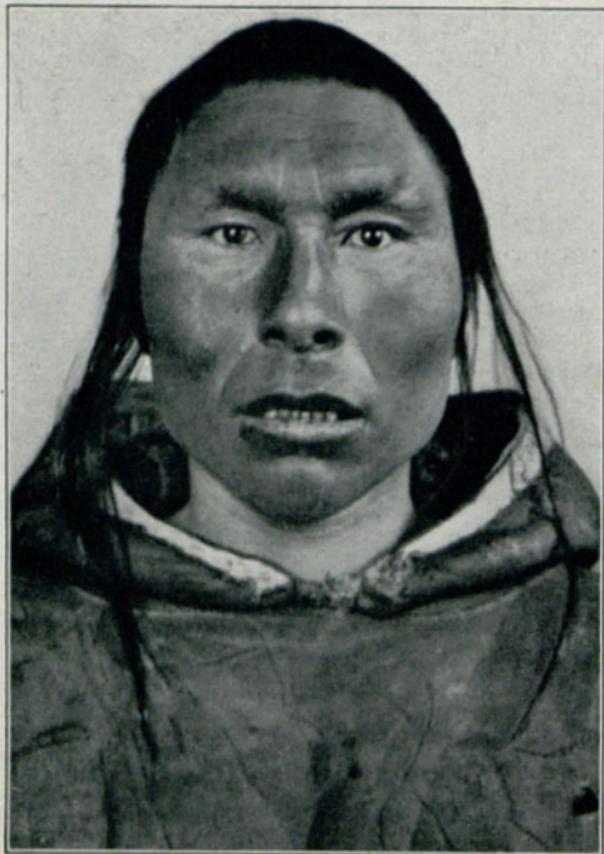
Die große Pelztierkompanie selbst hat sich gewandelt. Pelze sind nicht mehr das einzige, nicht einmal mehr das hauptsächlichste Geschäft. Sie ist Landagentin und Land Spekulantin, sie handelt in Grundstücken, in Fischereirechten und Ölfeldern. Sie hat ein riesiges Warenhaus in Winnipeg und eine Kette von Ladengeschäften über ganz Kanada.

Die stärkste Wandlung aber erlebte die Hudsonbucht in unseren Tagen durch die Bahnen, die an ihre Ufer vorgetrieben wurden. Diese Bahnen bedeuten wahrhaft das „Ende der Hudsonbucht“. Auf die gegen James Bay, die Süd-



Kurz vor dem Kriege entstand eine lebhaftere Nachfrage nach Weißfüchsen.
(C. 54.)





Die Ähnlichkeit mit Chinesen, nicht nur in Gesichtsschnitt und Augenstellung, ist sehr stark.
(C. 73.)



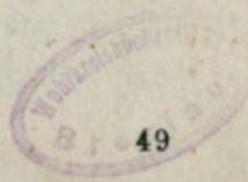
Ihre natürliche Hautfarbe ist ein Braungelb, das von ganz lichten Tönen bis zu afrikanischer Färbung wechselt. (C. 73.)

spitze des Binnenmeeres, vorgetriebene Bahn folgte die ungleich wichtigere von The Pas nach Churchill, die die Weizenprovinzen mit der Hudsonbucht verbindet.

Schon spricht man von einer zweiten, westlichen Bahnlinie, die Churchill mit dem Athabaskasee verbinden soll. In den Athabaska mündet der Peace River, an dessen Oberlauf eine zweite „Prärie“, ein neues Weizenkönigreich im Entstehen begriffen ist. Längs dieser Westbahn aber liegen riesige Strecken noch völlig ungenützten, jungfräulichen, kaum erforschten Landes mit unbegrenzten Weidesflächen.

Noch ist alles in den Anfängen. Noch ist Churchill der Versuch einer Stadt. Rückschläge sind unausbleiblich, aber noch unausbleiblicher ist die schließliche Eingliederung der Hudsonbucht in die Zivilisation, die es wahrhaft zum Binnenmeer des neuen Nordreiches machen wird, das dort oben im Entstehen begriffen ist, wo einst das ungestörte Königreich des Fallensellers war.

Das Ende der Hudsonbucht ist der Anfang des „nordischen Mittelmeers“.



III. Durch das Binnenmeer des Nordens

9. „Unser Eisbrecher“

An Bord der „Nascopie“ in der Hudsonbucht.

Wir standen auf dem flachen Dach des Elevators. Der Elevator von Churchill ist ein Wolkenkrieger, ein Turm zu Babel, ein fast gespenstisch hohes Gebäude, das uns so unheimlicher wirkt, als es als einziges sich über eine vollkommen flache Landschaft erhebt und der Gegensatz zu den niedrigen Bretterhäuschen und Baracken, die bis jetzt die Stadt Churchill bedeuten, seine Größe um so mehr hervorhebt.

Es war einer jener glasklaren nordischen Sommertage. Die dünne, reine Luft, die frei war von der geringsten Spur von Dunst, ließ uns meilenweit sehen. Wie eine riesige Landkarte breiteten sich unter uns der Hafen, der Fluß und die Küste. Nach der einen Seite dehnte sich grau-grün die endlose Tundra, auf der andern blaugrau die riesige Bucht, die eigentlich ein Meer ist. Dieses Binnenmeer des Nordens, das Hudsonbucht heißt, war bis zu diesem Jahre der Privatsee der Hudson's Bay Company. Mit der Eröffnung des Churchiller Hafens wird dieses bisher so entlegene Meer an den Weltverkehr angeschlossen, und wir sind die erste Familie, die von ihm in die Arktis aufbricht.

Freilich wird es eine „Familienreise“ werden wie unsere früheren, die durch Afrika oder quer durch Australien gingen, also nicht ganz so einfach und vielleicht nicht immer ganz gemächlich und bequem. Ich persönlich werde es diesmal bequemer haben; denn ich brauche kein Fahrzeug zu steuern, son-

dern ein anderer tut es von der Brücke des Eisbrechers aus, auf dessen Ankunft wir hier warten.

Wir spähen den Horizont ab; denn deshalb sind wir hier heraufgeklettert, um zu sehen, ob wir noch keine Spur von dem Schiff entdecken.

Meer wie Tundra leuchten in einem unbestimmbaren Glanz. Es ist, als blühten beide. Auch das Meer blüht von tausend weißen Blüten. Zwischen seinen schimmernden Wogenkämmen spielen Duzende weißer Wale, die sich bis in den Fluß hinein gerade zu unsern Füßen tummeln. Wie schneeige Frauenschultern aus schwerem Samt heben sich ihre blendendweißen Rücken aus den blauen Wellen.

Plötzlich ruft Ralph, der sich nicht vom Spiel der Wale in den Wellen hat ablenken lassen, sondern unverwandt auf den Horizont geblickt hat: „Ein Schiff! Die Nascopie!“

Wir fahren herum. Richtig, eine dünne Rauchfahne ist in der Ferne aufgetaucht. Rasch wächst sie. Ein Kumpf wird darunter sichtbar, ein mächtiger Kumpf, viel zu groß für einen Eisbrecher. „Das ist nicht die Nascopie“, sage ich, „das ist einer der Getreidedampfer, die heute eintreffen sollen“. —

Mit welcher Freude wir auch auf das Schiff warteten, das uns in den hohen Norden bringen soll, im untersten Unterbewußtsein lebt doch das Gefühl, die Nascopie möge noch nicht so bald kommen, das Gefühl, als sei es noch zu früh. Plötzlich erscheint es mir, als seien wir in Churchill wunderbar untergebracht, als gäbe es hier noch eine Fülle zu sehen, und als laste auf mir noch ein Berg ungetaner Arbeit und ungeschriebener Briefe, die alle erledigt sein wollten, ehe wir Churchill verließen. Denn dieses Verlassen Kanadas bedeutet gleichzeitig das Verlassen der Zivilisation. Waren wir erst an Bord, so waren wir abgeschnitten von der übrigen Welt, konnten weder Post senden noch empfangen. Auf wie lange?

— Das hängt vom Eis ab. Und plötzlich fielen mir die Schlußzeilen aus dem Abschiedsbrief eines bekannten Polarforschers ein. „Schließlich kann ich doch nicht umhin“, hieß es da, „mir klarzumachen, daß ich auf eine Fahrt gehe, von der nicht feststeht, wann und ob ich und meine Gefährten wieder zurückkehren.“

„Es ist doch die Nascopie!“ rief der Direktor des Elevators, und mit einem Schlage waren alle trüben Gedanken verflogen. Mit brennendem Interesse sahen wir alle drei dem Schiff entgegen, das uns in das Reich des Ewigen Eises bringen sollte, so ziemlich das einzige Reich, das wir noch nicht kennen. —

Die Nascopie entpuppte sich als ein schönes, starkes Schiff, als es jetzt am Fort Prince of Wales vorbei in die Flußmündung einfuhr. Wir eilten hinunter, um es uns aus der Nähe anzusehen. Es war besonders für die Fahrt in die arktischen Gewässer gebaut und hatte einen mächtigen nach rückwärts gekrümmten Bug, um sich auf das Eis hinausschieben und es durch sein Gewicht zerbrechen zu können.

„Unser“ Eisbrecher war viel größer und wohnlicher, als wir ihn uns vorgestellt hatten. Er hatte eine gemütliche Messe, und wir drei bekamen eine verhältnismäßig freundliche und geräumige Kabine. Alles ist ja relativ; auf einem Atlantikdampfer wäre sie uns unmöglich eng, klein und primitiv erschienen. Für die Fahrt in der Arktis dünkte sie uns großartig.

Wir übersiedelten noch am gleichen Tage aufs Schiff, und am andern Morgen um sieben Uhr ging es los. Wir waren natürlich auf und standen an der Reling. Aber es war eine völlig sang- und klanglose Abfahrt. Im Elevator wurde noch nicht gearbeitet. Am Pier war kein Mensch, außer dem jungen blonden Mann der Hudson's Bay Company.

Die Laufplanke wurde zurückgeschoben, die Laine wurden losgeworfen, und langsam drehte der Dampfer in den Fluß. Die weißen Wale waren alle fort, und die See schien grau und kalt. Die Holzhäuser von Churchill entschwanden bald unseren Blicken. Aber der weißleuchtende Turm des Elevators stand noch lange am Horizont, sich hoch und weiß über das leere Land erhebend. Dann wurde auch er kleiner und kleiner, und schließlich war er nur wie ein Mensch, der am Ufer stand und uns bange nachsah.

10. Eine Frauenmode erschließt die Arktis

An Bord der „Nascopie“ in der Hudsonbucht.

Ein Vierteljahrtausend lang hatte die Hudson's Bay Company ihre Handelsposten rund um die Bucht betrieben. Alle diese Posten lagen im südlichen, allenfalls mittleren Teil der Bucht: Rupert- wie Moose Factory, Nelson Port und Fort Churchill. Hier bereits war das Klima so rauh und unwirklich, daß wenig Lockung bestand, weiter in den Norden zu ziehen.

Die Entdeckung des Nordwestens führte dann dazu, daß die Kompanie auch hier Posten und Forts anlegte, den ganzen Mackenzie hinunter bis an das Eismeer. Da aber der Nordwesten infolge der „Laune der Isotherme“ so viel milder ist als das Land an der Hudsonbucht, und hier die Waldgrenze bis an das Eismeer reicht, so drang auch hier die große Pelzhandelskompanie nicht bis in die eigentliche Arktis vor. Arktische Pelztiere blieben — von einigen Ausnahmen abgesehen — unbekannt. Arktische Pelztiere wurden jedenfalls in der zivilisierten Welt nicht getragen.

Da gelangte in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts ein Weißfuchspelz nach Europa und in die Hände einer Diva. Sie fand, daß er sie wunderbar kleidete. Sie erschien bei

einer festlichen Gelegenheit damit, erregte Aufsehen und Bewunderung, und die Polarsuchsmode war gestartet. Es mag auch sein, daß eine der großen Pariser Modefirmen die Möglichkeiten erkannte, die der neue Pelz bot. Jedenfalls entstand kurz vor dem Kriege eine lebhaftere Nachfrage nach Weißfüchsen.

Diese Modelaune hatte weitgehende Folgen. In dem Gebiet, das die Hudson's Bay Company und die andern Pelzhandelsgesellschaften bisher mit Hilfe von Trappern und Fallenstellern ausgebeutet hatten, gab es keine Polarfüchse. Es gab sie reichlich in der kanadischen Arktis, aber die war bis jetzt eins der unbekanntesten und unzugänglichsten Gebiete der Erde geblieben. Solange auch Grönland bereits in Verbindung mit Europa stand, erst durch die Normannen, dann durch die dänischen Missionare, so unberührt war die arktische Inselwelt geblieben, die sich nördlich des amerikanischen Kontinents bis zum 83. Grad nördlicher Breite, das heißt, bis in die Höhe der Nordspitze Grönlands ausdehnt.

Zur Zeit, als man die Nordwestliche Durchfahrt suchte, sind diese Gewässer mit ihrem Wirrwarr von Inseln, Buchten und Kanälen zwar von zahlreichen Polarexpeditionen befahren worden, aber gerade das negative Ergebnis all dieser Entdeckungsfahrten und ihre Berichte von der Unwirklichkeit und Wertlosigkeit der nordkanadischen Arktis trugen das Ihre dazu bei, sie in ihrer Abgeschlossenheit zu erhalten. Später kamen zwei Walfischfänger. Aber sie hielten sich in der Hauptsache in der Davisstraße und der Baffinbucht auf, und überdies hatten die „Waler“ kein Interesse an Pelztieren, ganz abgesehen davon, daß die Walfängerei zur Zeit, als die Weißfüchsmode aufkam, bereits ganz in die Antarktis übergesiedelt war, da man im Nördlichen Eismeer den braunen Wal so gut wie ausgerottet hatte.

Nun mit einem Male aber war dieses Gebiet wertvoll

geworden, ein Gebiet, in dem sich die Füchse buchstäblich gute Nacht sagen, eben um dieser Füchse willen. Die Hudson's Bay Company war die erste, die die Lage erfaßte. Bereits 1913 gründete sie den ersten arktischen Pelzhandelsposten, und zwar Kap Wolstenholme, am Eingang der Hudsonstraße in die Hudsonbucht. Jahrhundertlang waren die Schiffe der Kompanie, die allsommerlich in die Bucht einliefen, um Lebensmittel zu bringen und Pelze zu holen, an diesem Kap vorbeigefahren, ohne daß jemand auf den Gedanken kam, hier einen Posten anzulegen. Wahrscheinlich hätte man ihn mit Entrüstung und Entsetzen abgelehnt; denn die Hudsonstraße steckt selbst im Sommer noch voll Eis, und läßt nicht dazu ein, sich an ihrer rauhen Küste niederzulassen.

Aber nunmehr war die wirtschaftliche Veranlassung gegeben, und der erste arktische Posten wurde errichtet, dem bald weitere folgten. Bereits im nächsten Jahr wurde eine Station in der Frobischer Bucht aufgetan und im zweiten Kriegsjahr ein Posten in Port Burwell an der Nordspitze Labradors.

Der Verlauf des Krieges unterband die weitere Ausdehnung in die Arktis. Erst kurz nach Friedensschluß drang die Kompanie weiter nach Norden vor, und zwar schob sie sich auf Baffinland nordwärts. 1920 wurde Port Harris gegründet, 1921 Panguirtung und Ponds Inlet und 1923 Ulyde. Damit war die Nordspitze von Baffinland fast erreicht, man war in Gegenden vorgedrungen, die bis dahin Reservat von Polarexpeditionen waren, mit denen sich der Begriff von „Nacht und Eis“ verbindet, und in die vorzudringen als die todesmutige Tat eines kühnen Polarforschers galt.

Die große Pelzhandelskompanie machte jedoch kein Aufhebens davon. Ja, es drang von ihren Fahrten — von ihren „Entdeckungen“ kann man sagen — nichts an die Öffentlich-

keit. Die Gesellschaft hatte keinerlei Interesse daran, das Aufsehen zu erregen, das ihre Fahrten verdienten. Das hätte unter Umständen nur Konkurrenten in ein Gebiet gezogen, das sie jetzt als Monopol besaß. Der erste Geschäftsgrundsatz der Hudson's Bay Company, „das goldene Schweigen“, galt auch für die Arktis. Ebenso war es Geschäftsgrundsatz seit etlichen Jahrhunderten, daß ihre Angestellten, ihre Faktoren und Händler in Wildnis und Einsamkeit zogen und die größten Mühsale und Entbehrungen auf sich nahmen, ohne daß man groß ein Wort darüber verlor.

So kommt es, daß die „Nascopie“, der Eisbrecher der Kompanie, bereits seit einer ganzen Reihe von Jahren alljährlich im Sommer in die Arktis aufbricht, ohne daß man in der breiten Öffentlichkeit etwas davon erfährt.

Sobald die Eisverhältnisse es gestatten, fährt der Eisbrecher los, der die Stationen mit Lebensmitteln und Handelsgütern versorgt, um im Herbst, ehe das Packeis sich zusammenschließt, die Pelze zurückzubringen. Bis jetzt ist er immer heil und pünktlich zurückgekommen, wenn er auch mitunter mit Dynamit vor sich her einen Weg durchs Eis sprengen mußte.

In diesem Jahr handelt es sich freilich um mehr als um eine bloße Handelsfahrt. Die „Nascopie“ hat zum erstenmal die wissenschaftliche Arktisexpedition der Kanadischen Regierung an Bord sowie einen Inspektor und mehrere Korporale und Konstabler der Royal Mounted Police. Kanada hat seit einigen Jahren die arktische Inselwelt, die dem Dominion vorgelagert ist, praktisch in Besitz genommen. Es hat im hohen, richtiger gesagt, im höchsten Norden, Polizeistationen eingerichtet, um möglichen Annexionsgelüsten fremder Mächte entgegenzutreten. Die Polizeiposten, die dort oben mutterseelenallein im ewigen Eis sitzen, in Gegenden, in denen nicht einmal Eskimos mehr leben, weil dort die Polar-

nacht zu lange ist, sollen bedeuten „ich bin schon da!“, falls eine andere Macht Gelüste im Eisland hat. Seit der Geschichte mit den Weißfüchsen kann man nicht wissen, welche Werte noch in ihm stecken.

Infolge der wissenschaftlichen Expedition und der Regierungskommission ist diesmal die Polarfahrt der „Nascopie“ nicht mehr so im Aschenbrödelndunkel vor sich gegangen, und auf diese Weise habe ich von ihr Wind bekommen. Da infolge der Mitfahrt der Regierungsbeamten und Wissenschaftler die Hudson's Bay Company doch nicht mehr so unter sich ist wie sonst und der Grundsatz des „goldenen Schweigens“ doch nicht gewahrt wird, so hatte die Kompanie nichts dagegen, gegen entsprechende Bezahlung Passagiere mitzunehmen, zumal die Zeiten schlecht sind und selbst die Hudson's Bay Company sparen muß. Auf diese Weise sind wir in die Arktis gekommen.

11. Alltag auf dem Eisbrecher

An Bord der „Nascopie“.

Unser Eisbrecher hat Ferien, denn einstweilen gibt es noch kein Eis zu brechen. Die Hudsonbucht wird zwar auch im Sommer nicht frei von Eis, es gibt sogar große Eisfelder auf ihr, aber man kann ihnen aus dem Wege gehen und bis jetzt haben wir sie überhaupt noch nicht gesichtet. So ist es auf der „Nascopie“ kaum anders als auf einem gewöhnlichen Schiff. Aber es ist kein Fracht- und auch kein Passagierdampfer, sondern eben ein Eisbrecher, auch ohne Eis.

Wir haben lauter Vertreter von Großmächten an Bord. Da ist zunächst — hier stoß' ich schon und weiß nicht, wen ich zuerst nennen soll, den Vertreter der Regierung oder den der Hudson's Bay Company. Offiziell kommt natürlich der Regierungsvertreter zuerst. Er sitzt auch neben dem Kapi-

tän. Schließlich ist er der Expeditionsleiter und Herr über das Schiff, trotzdem es der Hudson's Bay Company gehört. Er zeigte mir die königliche Bestallung, die unter Glas und Rahmen in seiner Kabine hängt. Auf ihr ernennt König Georg V. unter dem großen Siegel den Sekretär des Northern Territory, den er „als treuen und redlichen Diener befunden“ zum Kommissar für die arktischen Inseln des kanadischen Dominiums. In Wirklichkeit geht die Bestallung natürlich von der kanadischen Regierung aus. Aber es macht sich viel besser, wenn sie im Namen des Königs unter dem großen königlichen Siegel erfolgt, und man kann es sich ja ruhig leisten, ohne die Autonomie und Selbständigkeit Kanadas zu gefährden, da der König ja nicht nur weit weg ist, sondern in Kanada auch wirklich nicht das geringste zu sagen hat, ebensowenig wie der von ihm ernannte Generalgouverneur, den wir kurz vor unserer Ausreise kennenlernten und der mit bewunderswerter Liebenswürdigkeit eine kaum faßbare Fülle von Repräsentationspflichten erledigt.

Der Sekretär des Nordwest-Territoriums ist von der gleichen Liebenswürdigkeit, obgleich er im Gegensatz zum Generalgouverneur über unbegrenzte Vollmacht verfügt und gewissermaßen Herr über Leben und Tod für die ganze Arktis ist. Allerdings muß er später seine Maßnahmen vor Regierung und Parlament verantworten, und so sinkt seine Macht trotz der königlichen Kommission auf die eines gewöhnlichen Regierungsbeamten herab. Er hat den Burenkrieg und den Weltkrieg mitgemacht und heißt allgemein nur der Major. Die Angelsachsen, die sich so gerne über unsern angeblichen Militarismus erregen, haben ja eine merkwürdige Vorliebe für militärische Titel. Wenn einer Kapitän oder Major geworden ist, wird er sein Leben lang so angeredet, wie hoch seine bürgerliche Stellung auch sein mag, Colonel oder General gar, geht noch über den Präsidenten. Der alte Theodore

Roosevelt wäre nie so populär geworden, wäre er nicht Colonel gewesen, obgleich er es aus eigenen Gnaden war, als Führer des von ihm aufgestellten Raubreiterregiments im spanisch-mexikanischen Kriege.

Der Major ist der gute Typ des britischen Offiziers, mit gesundem, rotem Gesicht und schlohweißem Haar. Er ist unglaublich abgehärtet für seine Jahre. Er hat seine Kabine auf dem Brückendeck und geht jeden Morgen über das eiskalte Deck ins Badezimmer, wo er ins Wasser steigt, so wie es aus dem Meer heraufgepumpt wird.

Das ist überaus heroisch, aber hier im Grunde die einzige Möglichkeit, ein Bad zu nehmen. Warmes Wasser gibt es im Badezimmer nicht, man kann höchstens Dampf in das kalte Seewasser leiten. Der braucht eine Stunde, um es zu erwärmen. Das ist ein wenig lange, zumal es nur eine Wanne gibt und zwei Waschbecken für ungefähr 30 Leute. Aber schließlich sind wir auf einem Eisbrecher und fahren in die Arktis, und da ist übermäßige Reinlichkeit nicht am Platze. Die Ureinwohner der Arktis, die Eskimos, waschen sich überhaupt nicht, und nachdem sie hier seit etlichen Jahrtausenden leben, sollten sie die diesem Klima angepasste Hygiene eigentlich ausprobiert haben.

Also, der erste Mann an Bord ist offiziell der Major. Aber im Stillen und hinter den Kulissen ist es doch der Chief-Trader der Hudson's Bay Company, der die Posten inspiert und mit ihren Leitern, den „Post-Managern“, abrechnet und der die ganze Fahrt wirtschaftlich leitet. Er hat gleichfalls schneeweiße Haare und ist genau so, wie man sich einen hohen Beamten einer Handelsgesellschaft vorstellt, deren Geschäftsgrundsatz das „goldene Schweigen“ heißt. Es ist nicht leicht, ein Wort aus ihm herauszubringen. Im übrigen sitzt er, von den Mahlzeiten abgesehen, Tag und Nacht in seiner Kabine und arbeitet. Legen wir irgendwo an,

so geht er sogleich an Land, und wenn es in aller Herrgottsfrühe ist und bleibt bis spät in die Nacht. Ist er an Bord zurück, so fahren wir ab.

Die dritte Großmacht an Bord ist die Kirche. Sie wird durch den katholischen Bischof der Arktis vertreten, der in Churchill seinen Sitz hat. Der Bischof ist ohne Zweifel die repräsentativste Erscheinung an Bord. Er ist groß, mit langem, grauem Bart. Er ist ein berühmter Polarforscher und Kenner der Eskimos. Auch er geht seine Stationen besuchen, deren nördlichste Ponds Inlet ist, wo sich auch der nördlichste Posten der Kompanie befindet. Der Bischof geht alltäglich fleißig an Deck spazieren, bei jedem Wetter, in einer hohen Pelzmütze und langem Pelzmantel. Der Pelzmantel ist besonders erwähnenswert. Man sollte meinen, daß der Bischof der Arktis, dessen Schutzbefohlene sämtlich Pelztierjäger sind, einen Mantel trägt, der aus den besten Fellen des Nordens gefertigt ist. Sein Mantel aber stammt aus Leipzig und besteht aus deutscher Pelzimitation.

Der Bischof ist ohne Gefolge. Er kam lediglich mit solchem an Bord. Es bestand aus etlichen Geistlichen und einem Eskimo, gewissermaßen seinem Leib-Eskimo.

Die beiden andern Großmachtsvertreter aber verfügen auch an Bord über einen zahlreichen Stab. Der Trader hat einen Superkargo und etliche Assistenten unter sich, außerdem Reserve-Manager und Clerks zur Ablösung der Beamten, die bisher draußen waren. Nach fünf Jahren Dienst in der Arktis erhält jeder Angestellte der Hudson's Bay Company ein Jahr Heimatsurlaub.

Wesentlich größer ist der Stab des Majors. Ihm untersteht die wissenschaftliche Arktisexpedition der Regierung, der ein Sekretär, ein Meteorologe, ein Geologe, Parasitologe und ein Botaniker angehört. Der letztere ist freilich auf der Fahrt vom St. Lorenz nach der Hudsonbucht gestorben,

und der Parasitologe ist in Churchill ausgestiegen. Er hat nur eine Art Mülleimer an Deck zurückgelassen, auf dem „Institut für Parasitologie“ steht. Ich weiß nicht, ob wir die Parasiten, die wir unterwegs treffen, darin sammeln sollen.

Unabhängig davon ist der blonde, junge Mann, den wir im Haus der Kompanie in Churchill trafen und den wir für einen „jungen Mann“ der Kompanie hielten. Er hat sich als Professor von Oxford herausgestellt. Er geht unabhängig von der Expedition der kanadischen Regierung auf ein Jahr nach Southampton Island.

Schließlich kommt noch die bewaffnete Macht, die wir an Bord haben, die Royal Canadian Mounted Police, die berühmte kanadische berittene Polizei. In den Gebieten, in die wir kommen, ist sie allerdings auf Hundeschlitten beritten. Trotzdem trägt der Polizeiinspektor, wenn er in Uniform an Land geht, jedesmal seine großen Sporen. Das kommt allerdings selten genug vor. Für gewöhnlich gehen er und seine Polizeileute in dem, was bei uns Räuberzivil heißt oder vielmehr in einer bunten Mischung von Uniform und Zivil. Das hindert nicht, daß sie grundanständige Kerle sind und sicher so gute Polizisten, wie der Ruf des Elitekorps, dem sie angehören.

Es ist bezeichnend für kanadische Verhältnisse, daß auch die Polizisten ohne Rang an Bord durchaus gesellschaftlich gleichwertig mit ihren Vorgesetzten und den Mitgliedern der Regierungskommission verkehren. Wenn irgendwo etwas von Disziplin und Rangordnung zu merken ist, so höchstens unter den Angestellten der Hudson's Bay Company. Für die gilt nicht nur das goldene Schweigen, sondern auch blinder Gehorsam. So haben wir hier Beamte der Kompanie, die auf einen Posten im Norden versetzt sind, aber noch nicht wissen, wohin. Sie würden nie wagen, danach zu fragen. Wenn wir ankommen, sehen sie es ja.

Als vierte Großmacht ist außer Hudson's Bay Company, Staat und Kirche noch die Presse an Bord. Doch von dieser zu reden, wäre unbescheiden. Nur so viel sei gesagt, daß Ralph das erste weiße Kind ist, das in die kanadische Arktis hinaufkommt. Auch weiße Frauen fehlen bisher dort fast ganz. Die Hudson's Bay Company hält den Aufenthalt weißer Frauen im hohen Norden für untunlich. Sie wünscht daher nicht, daß ihre Angestellten heiraten. Die Polizisten sind natürlich ebenso unverheiratet wie die katholischen Missionare.

Es ist also eine buntgemischte Gesellschaft an Bord. Aber das ist ja gerade das Fesselnde daran. Im übrigen haben wir alle unsere Arbeit mit Ausnahme der Polizisten. Die hocken von früh bis spät zusammen um das Grammophon und lassen ihre Lieblingsplatten stundenlang ohne Unterbrechung immer wieder abspielen, mitunter die gleiche Platte zwölfmal. Das ist ein wenig störend, da wir ja alle nur den einen Raum zur Verfügung haben, in dem auch die Mahlzeiten eingenommen werden. Aber da sie für ein Jahr in Nacht und Eis gehen, wäre es roh, sie in ihrem Vergnügen zu stören. Im übrigen gewöhnt man sich daran, genau wie an das Artilleriefeuer im Kriege, währenddessen ich auch meine Berichte zu schreiben pflegte.

12. „Das schrecklichste Meer der Erde“

An Bord der „Nascopie“.

„Ein Meer, unzugänglich gemacht, sogar in den Hundstagen des Sommers, durch Eisberge, Risse, Sandbänke und ununterbrochene Stürme.“ — Ich lasse das Buch sinken, in dem ich gerade lese und blicke auf die See, die tiefblau in strahlender Sonne sich breitet wie das Mittelmeer. Ist das wirklich die gleiche Hudsonbucht, von der La Potherie in einem Brief an den Herzog von Orleans eine so schauerliche

Schilderung gibt! Er fährt fort, daß sie auf ihrer Fahrt durch die Bucht Hindernisse zu überwinden gehabt hatten, die für jedes andere Volk unüberwindlich gewesen wären und schließt: „Hier war es, daß die Franzosen ihren ganzen Mut zeigten und über die schrecklichsten Hindernisse triumphierten, die die Natur den berühmtesten Helden entgegenstellen kann.“

Wirklich, man könnte sich fühlen und sich selber heldenhaft vorkommen bei dieser Darstellung, wenn nur nicht das Meer so wunderbar still und blau wäre. Sollte sich die Hudsonbucht seit 1697 so verändert haben oder hatten die Franzosen bereits damals einen Gang zum Aufschneiden? Schließlich waren die angeblich unüberwindlichen Hindernisse doch bereits von den Engländern überwunden worden, die hier schon das Fort Nelson gegründet hatten, zu dem La Potherie segelte. Und fast hundert Jahre früher hatte Henry Hudson die Bucht befahren, die nach ihm benannt ist.

Vielleicht war es gerade solch ein Tag wie der heutige, als Hudson Kap Wolstenholme passierte und in die Bucht einfuhr. Vielleicht war es die gleiche Stille des Meeres und die gleiche Bläue des Wassers, die das Herz des Entdeckers in dem frohen Glauben aufflammen ließ, das Ziel seiner Wünsche, den unmittelbaren Seeweg nach Indien, endlich erreicht zu haben, dem er ein Leben voll ununterbrochener Reisen und Forschungen gewidmet hatte.

Dieser so heiß ersehnte Seeweg nach Indien war ja noch lange das eine große Ziel, nachdem man sich langsam bewußt geworden war, daß weder Kolumbus noch Cabot die ostasiatische Küste erreicht hatten. Was bedeutete damals Amerika? Man wollte nach China und nach Indien, um endlich unmittelbare Verbindung mit jenen märchenhaft reichen Ländern zu gewinnen, mit denen Handel bisher nur durch Vermittlung der Araber möglich war.

Niemand hat dieses Ziel so zäh, so unentwegt verfolgt

wie Henry Hudson. Sein erster Plan war, über den Nordpol China zu erreichen. Er segelt nach Island, weiter die grönländische Ostküste entlang, bis die Eisbarre zwischen Grönland und Spitzbergen ihm den Weg versperrt. Er läßt sich nicht abschrecken, fährt nach Spitzbergen und gelangt bis über den 80. Grad nördlicher Breite hinauf, bis ihn wieder undurchdringliches Eis zur Umkehr zwingt.

Nochmals versucht es Hudson; diesmal auf dem Wege nach Osten. Als erster sucht er die Nordöstliche Durchfahrt. Im Eis von Nowaja Semlja zwingt ihn eine Meuterei seiner Mannschaft zur Rückkehr.

Geht es nicht im Norden und Osten, geht es vielleicht im Westen. Hudson segelt über den Atlant, entdeckt den Hudsonfluß, an dessen Mündung heute Newyork liegt, hielt ihn für die Durchfahrt nach Asien und fährt ihn hinaus, bis er seinen Irrtum erkennt.

Henry Hudson ist inzwischen ein alter Mann geworden. Aber er gibt nicht nach. Er fährt zu einer vierten Reise aus. Diesmal nimmt er nördlichen Kurs und gelangt durch die Hudsonstraße in das nordische Binnenmeer, das fälschlich Bucht heißt. Erlebt man auf ihm einen Tag wie den heutigen, kann man Hudson seinen Irrtum nicht übelnehmen, sich bereits auf dem ersehnten Südmeer zu wäghen.

Freilich der Wahn dauert nicht allzu lange. Wir sind noch nicht weit gefahren, als das erste Eis angeschwommen kommt. Erst schwimmt uns eine Flottille kleiner, hübscher Eisblöcke entgegen. Wir stehen auf dem Vorschiff und warten darauf, daß einer am Bug zerschellen möge. Aber die Bugwelle ist zu stark. Sie faßt die kleinen Brocken und wirft sie beiseite.

Aber es kommen mehr und größere. Zu unserer Linken werden sie so dicht, daß sie sich zu einer einzigen, weißen Fläche zusammenschließen. Bald bilden sie auch zu unserer Rechten



Zahlreiche Eskimoboote strebten mit uns Kap Dorset zu.
(E. 84.)



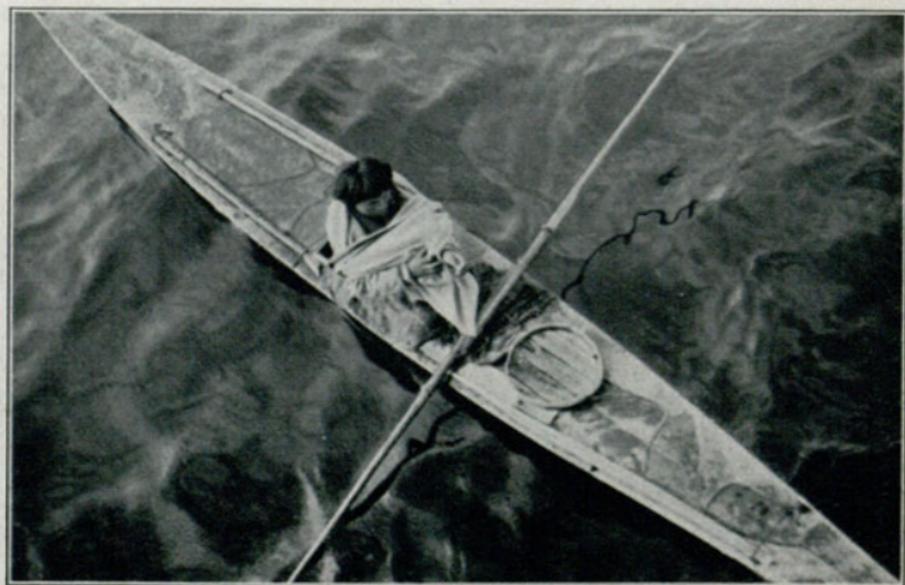
Der Hudson's-Bay-Company-Posten in Kap Dorset.
(E. 84.)

Breslau



Eine Familie,

allerdings eine ungewöhnlich große, da ja Großvater und Großmutter und was alles sonst dazu gehört selbstverständlich mitreisen. (S. 85.)



Der Lotse kam in einem Kajak angepaddelt.

(S. 89.)

solch weißes Feld. Dazwischen aber ist nach wie vor tiefblaue See, weiß getupft von Eisblöckchen wie von Wasserrosen, die auf einem Märchensee schwimmen. Darüber strahlende, strahlende Sonne! — Das ist die Hudsonbucht, muß ich immer wieder denken, die so verrufene Hudsonbucht! Seltsam, daß es auf unserer, ach so bekannten Erde, doch noch Dinge gibt, die man entdecken kann, Dinge, die so ganz anders sind als die landläufige Vorstellung.

Hudson wird damals freilich wenig begeistert gewesen sein, als er, die Ostküste der Bucht entlangfahrend, immer tiefer ins Eis geriet, so daß er um ein Haar drin stecken geblieben wäre, obgleich es noch Sommer war. Aber im letzten Augenblick tat sich eine Rinne auf, und er konnte seine Fahrt nach Süden fortsetzen. So erreichte er das Südende, die heutige Jamesbucht und mußte zu seinem Entsetzen feststellen, daß die Küste wieder nach Norden führte. Seine Hoffnungen waren wieder einmal enttäuscht.

Inzwischen war der Winter herangekommen, und man mußte Winterlager beziehen. Im nächsten Juni gab das Eis die Weiterfahrt frei. Aber Hudson kam nicht weit. Wieder meuterte die Mannschaft. Diesmal machten die Leute Ernst. Sie setzten ihren Führer mitsamt seinem Sohn und allen Kranken in eine Schaluppe und ließen sie treiben. Man hat nie mehr etwas von ihnen gehört.

Wie alt mochte Hudsons Sohn gewesen sein? Man weiß nur, daß er noch ein Knabe war, der das Schicksal des Vaters teilte. Vielleicht gerade so alt wie Ralph? Bei dem Gedanken an das Schicksal des Entdeckers und seines Sohnes gewinnt die Bucht mit einem Male ein anderes Aussehen. Gewiß war Henry Hudson ein Mann von eiserner Energie. Aber die Meuterer hatten ihm weder Wasser, noch Waffen, noch Vorräte mitgegeben, und seine Gefährten waren ein Knabe und sieben Kranke. —

Ich mag in Gedanken an das Ende des großen Entdeckers im Liegestuhl eingenickt sein. Jedenfalls schreckte ich plötzlich von dem Gefühl empfindlicher Kälte auf.

Sonne und Bläue des Meeres waren verschwunden. Es war jetzt grau und feindlich. Ein eisiger Wind piff darüber hin, und die ersten Spritzer aufziehenden Sturmes gingen über Deck. Ich zog mich schleunigst zurück und konnte mein Buch gerade noch retten, ehe es über Bord gewaschen wurde. Als ich in der Kabine seine durchnässten Seiten trocknete, fiel mein Blick zufällig auf den Schluß des Berichtes von La Potherie, in dem er auf der Höhe von Belle Isle schreibt: „Dem Himmel sei Dank, bin ich diesem schrecklichsten Meer der Erde entronnen. Keine zehn Pferde werden mich wieder dahin bringen.“

Und ich mache heute die gleiche Fahrt oder vielmehr eine, die noch unendlich viel weiter in die Arktis führt, gewissermaßen als Vergnügungsreise mit Frau und Kind.

— Aber noch sind wir nicht bei Belle Isle.

IV. Bei den Eiszeitmenschen

13. Das arktische Southampton

Southampton Island.

Um dritten Tage unserer Fahrt durch die Hudsonbucht sollten wir Southampton Island anlaufen. Diese Insel schließt die Bucht im Norden ab wie ein Pfropfen, der schlecht schließt. Zu beiden Seiten führen breite Wasserstraßen in das Fox-Bassin, von dem es weitergeht in das Labyrinth von Kanälen, Meerengen und Meeresstraßen, Fjorden und Buchten und in das Gewirr der tausend Inseln, die jahrhundertlang die Nordwestliche Durchfahrt unlösbar machten, zumal alle diese Wasserwege den größten Teil des Jahres oder dauernd durch Eis verstopft sind.

Ich stand vorne auf der Back und sah voll äußerster Spannung unserer ersten arktischen Station entgegen. So viele Meere ich auch schon befahren, so viele Länder ich auch durchquert hatte, die Arktis war mir bisher fremd, und ich fühlte mich geladen mit Erwartung und Abenteuerlust, wie seinerzeit als vierzehnjähriger Knabe, als ich allein von Wien über Bremen und Helgoland nach Sylt reiste und zum ersten Male das Meer sah.

Neben mir lehnte der Dyforder Geograph an der Reeling, kaum weniger gespannt oder vielmehr noch ganz anders erwartungsvoll. Für ihn war es ja noch unvergleichlich wichtiger, wie Southampton wohl sein möge, sollte er doch ein volles Jahr hier zubringen, um die Insel zu vermessen und kartographisch aufzunehmen.

Es mag uns seltsam erscheinen, daß eine Insel, die so offen und zugänglich in der Hudsonbucht liegt, noch so wenig erforscht ist, daß es nötig ist, dafür einen Gelehrten aus Oxford dorthin zu schicken. Allein trotz seiner leichten Zugänglichkeit ist Southampton Island merkwürdig unbekannt, es liegt außerhalb der Route, die durch die Hudsonstraße in die Hudsonbucht führt und ebenso außerhalb des Gebietes, das auf der Suche nach der Nordwestlichen Durchfahrt von so vielen Polarexpeditionen befahren und aufgenommen wurde. So kommt es, daß der Nordteil der Insel noch völlig unerforscht war, als Rasmussen vor ein paar Jahren auf einem kleinen Eiland nördlich von ihr sein Hauptquartier zur Erkundung der östlichen Arktis aufschlug.

Im Süden der Insel hat allerdings die Hudson's Bay Company einen Posten, aber sie interessiert sich lediglich für Pelze, nicht für Geographie. — „Ich weiß wirklich nicht, was der Oxfordmann auf Southampton will“, sagte der Kapitän mir, „da ist beim besten Willen nichts zu erforschen. Da ist nichts, überhaupt nichts!“

Ich konnte dem Kapitän nicht so unrecht geben, als gegen Mittag Land in Sicht kam. Auf diesem Land gab es tatsächlich nichts, nicht einmal etwas zu vermessen. Es war so flach, daß es sich kaum über dem Meeresspiegel erhob. Wie wir näher kamen, kreierte es uns langsam ein, bis wir in eine Bucht fuhren, die uns von allen Seiten umschloß. Ringsum war nichts als dieses flache, vollständig öde Land. Ich hatte bisher geglaubt, die Tundra um die Hudsonbucht sei das ödeste, was es gibt. Verglichen mit dieser Landschaft aber war die Tundra reizvoll und abwechslungsreich. Auf der Tundra wuchs doch Moos, und ab und zu unterbrachen ein Wasserstümpel oder See das einförmige Graugrün der Fläche. Hier war nicht einmal Moos. Hier war nur flacher Fels, Geröll und Sand.

Ich schielte mitleidsvoll zu meinem Nachbar hinüber. „Nun, wie wird Ihnen?“

„Allright“, erwiderte der tapfer, „das sieht gar nicht so schlecht aus.“

Langsam näherten wir uns dem flachen Strand, und langsam begann Coral Harbour sich vom Horizont abzuheben. Korallenhafen, das klingt nach Südsee, Palmenstrand und den roten, blauen und violetten Wundern der seltsamen, winzigen Tiere, die unter dem Meeresspiegel ganze Gebirge auf-führen. Die gab es einst auch hier im nordischen Meer, und der Geologe der Expedition zeigte uns später Korallen, die er gefunden hatte. Freilich sahen sie ganz anders aus als die Korallen, die wir von der Südsee her kannten. Es sind gewissermaßen Fossilien, eine ausgestorbene Art, Voreltern der jetzigen Koralle.

So trägt der Ort seinen Namen doch zu recht, wenn er auch gar nicht danach aussieht. Sieben Häuser zählten wir als wir näher kamen, darunter zwei Kirchen, eine katholische und eine anglikanische. Rechts und links flankierten sie die arktische Stadt. Dabei gibt es auf der ganzen Insel nur vier Weiße und achtzig Eskimos!

Zwei Kirchen, zwei Bekenntnisse für achtzig Eingeborene! Drastischer kann die Unsinnigkeit nicht vor Augen geführt werden, die darin liegt, in dem gleichen begrenzten Gebiet mehrere Kirchen im Wettbewerb miteinander Mission treiben zu lassen.

Die beiden katholischen Priester kamen mit dem Leiter des Hudsonbay-Postens an Bord, um den Bischof, der auf dieser Reise seine arktischen Gemeinden inspiziert, abzuholen. Die katholische Kirche hat das „Zwei-Mann-Prinzip“, das in der ganzen Arktis gilt, übernommen, ebenso wie die Hudson's Bay Company und die Polizei. Es stammt von den Eskimos. Diese machen alles zu zweit.. Zwei Mann gehen

zusammen auf die Jagd, zwei ziehen im Hundeschlitten los. In der Regel leben auch immer zwei Familien zusammen, das heißt in zwei getrennten Zelten und Booten.

Die anglikanische Kirche schickte keinen Vertreter an Bord. Sie war nur mit einem eingeborenen Geistlichen besetzt. Wir besuchten ihn später. Wir trafen ihn in seiner Kirche zusammen mit seiner ganzen Familie. Allem Anschein nach wurde das Gotteshaus die Woche über von dem Pfarrer und seiner Familie als Wohnraum benützt.

Es war eine seltsame und gleichzeitig überaus bescheidene Kirche. Das bedeutendste und anscheinend wichtigste Einrichtungsstück war ein mächtiger, eiserner Ofen. Der Altar bestand lediglich aus einem Tisch. Darauf stand als einziger kirchlicher Schmuck ein geradezu winziges Kreuz. Daneben hing an der Wand ein Bild aus dem Neuen Testament, „Jesus, der den Sturm besänftigt“. Das Bild war nicht schlecht gewählt. Für ein Volk, das im wesentlichen auf dem Meer und vom Meer lebt, und das in seinen winzigen Booten jedem Unwetter auf Gnade und Ungnade preisgegeben ist, ist ein Gott entschieden einleuchtend und zusagend, der die Macht hat, Stürme zu besänftigen und die erregten Wogen der See zu glätten.

Dann war da noch ein Grammophon in der Kirche, und das war sicher das wichtigste Ausstattungsstück nach dem Ofen. Ein Grammophon ist für den Eskimo ein sehr beliebtes Erzeugnis der Zivilisation. Es kommt gleich nach der Flinte. Man findet es mitunter selbst bei Eingeborenen, die im übrigen ohne alle Berührung mit der europäischen Kultur leben. Sie meinen, ein Grammophon sei ebensogut, einen vollen Magen zu erfreuen, wie einen leeren zu beschwichtigen.

Der Dyforder hatte inzwischen das Ausladen seines Gepäcks überwacht und sich im Hause der Hudson's Bay Company eingerichtet. Als wir an Bord zurückfuhren, schloß er

sich uns an. „In Southampton bin ich schließlich noch lange genug!“ meinte er etwas verlegen.

14. Die ersten Eskimos

Southampton Island.

Es ist nicht mehr viel los mit der Primitivität der sogenannten Naturvölker. Wer auszieht mit dem Gedanken, sie noch im Urzustande anzutreffen, wird böse enttäuscht werden. In Neuguinea wird er vermeintliche Menschenfresser Fußball spielen sehen, und im Innern Afrikas auf „Wilde“ stoßen, die den Kurswert der verschiedenen Währungen genau kennen und ihre Schwankungen sorgfältig verfolgen. Es nützt nicht einmal immer etwas, in völlig abgelegene Gegenden zu reisen. Es mag noch kein Europäer dahin vorgeedrungen sein, wohl aber seine Ware. Andererseits trifft man mitunter gerade da noch Primitivität, wo man es am wenigsten erwartet. — So ging es uns mit den ersten Eskimos.

In den letzten Jahren hat man besonders viel von der rasch fortschreitenden Europäisierung arktischer Ureinwohner gehört. Je nach dem Standpunkt wurde es beklagt oder begrüßt, daß sie aufgehört haben, sommers in Zelten und winters in Schneehütten zu wohnen, sondern in festen Häusern leben, daß sie mit Kohle und Holz heizen statt mit Tran, daß sie in Motorbooten auf die Seehundsjagd fahren statt in Kajaks.

In dieser Annahme, daß es mit dem alten, primitiven Leben des Eskimos endgültig zu Ende sei, wurde ich während meines Aufenthaltes in Kanada noch bestärkt. Ich hörte in Winnipeg, daß von der Mackenziemündung regelmäßig Eskimos mit ihren Pelzen nach Edmonton geflogen kommen, um sie dort zu verkaufen, weil sie auf diese Weise trotz der Kosten für das Flugzeug mehr daran verdienen als wenn sie sie an die ortsansässigen Händler oder die Posten der Hudson's Bay Company verhandeln.

Diese Eskimos kommen von weit jenseits des Polarkreises her, direkt vom Eismeer. Was konnte ich da von denen in Southampton erwarten, unserer ersten Station, die doch erst an der Grenze der Arktis liegt und überdies mitten in der Hudsonbucht.

Nein, wir erwarteten wirklich nicht viel von den Eskimos auf Southampton Island. Immerhin war es auffällig, daß man nichts von modernen Eskimohäusern sah, wie wir sie von Photographien kannten, sondern lediglich ein paar niedere, schmutzige Zelte dicht am Strand.

Ein Rudel Schlittenhunde umstand diese Zelte. Sie fielen uns keineswegs wie Wölfe an, wie man es in Geschichten liest, sie versperkten uns nicht einmal bellend den Weg, sondern umkreisten uns nur und beschnüffelten uns. Manche sahen allerdings aus wie Wölfe mit ihren zottigen Fellen und bösen Augen, aber auch sie knurrten kaum, und alle waren besonders gut aussehende, starke Tiere.

Immerhin betraten wir mit einigem Zögern und Mißtrauen das nächste Zelt. Das erste, was ich sah, war die berühmte Tranlampe, ein flach ausgehöhlter Speckstein voll Seehundsfett, aus dem ein Docht ragte, der mit schwachen, blassen Flämmchen brannte. Es war behaglich warm im Zelt, trotz des kalten Windes, der draußen pfiß.

Vor der Tranlampe saß eine alte Frau mit tataniertem Kinn. Sie grinste uns freundlich zu und schien weder erstaunt noch entrüstet über den unerwarteten Besuch. Obgleich sie nur zum Teil mit Fellen, zum Teil aber mit europäischen Stoffen bekleidet war, wirkte sie viel echter als die bekannten Bilder schmucker Grönland-Eskimomädchen, die trotz vollständiger Pelzkleidung und Pelzhosen meist aussehen wie europäische Bäuerinnen, die sich zu einem Trachtenfest angezogen haben.

Vor allem aber bekundete die Alte ihre Echtheit durch

einen geradezu unbeschreiblichen Schmutz. Auch alle übrigen Eskimos, die wir trafen, waren an Gesicht und Händen mit einer derartigen Dreckschicht bedeckt, daß es schwer war, ihre natürliche Hautfarbe zu erkennen. Besonders am Hals war die Schmutzschicht so dick, daß man sie mit dem Messer hätte abkratzen können. Soweit man durch den Schmutz hindurch erkennen konnte, war ihre natürliche Hautfarbe ein Braungelb, das von ganz lichten Tönen bis zu afrikanischer Färbung wechselte. Später sah ich bei stillenden Müttern, die trotz der Kälte ihren Säugling im Freien stillten, daß die Körperfarbe ein helles Gelb ist, wie man es bei Chinesen findet. Überhaupt ist die Ähnlichkeit mit Chinesen so stark, nicht nur in Gesichtsschnitt und Augenstellung, sondern auch in der ganzen Art, daß man auch ohne alle ethnographischen Kenntnisse bei der ersten Begegnung keinen Augenblick im Zweifel darüber sein kann, daß die Eskimos von Asien herüber gewandert sein müssen.

Die Alte im Zelt saß vor einem blechernen Seekeffel, wie man ihn für ein paar Cents bei Woolworth kaufen kann. Wie das schwache Flämmchen das Wasser im Kessel zum Kochen bringen sollte, war mir allerdings schleierhaft. Aber ebensogut wie es das Zelt wärmte, brachte es wohl auch das Wasser zum Sieden, falls das überhaupt beabsichtigt war und es nicht nur ein wenig erwärmt werden sollte.

Das Kochen spielt bei den Eskimos, die wir in der Arktis trafen, keine große Rolle. Mit einem leichten Grauen konnten wir später feststellen, daß sie den Namen Eskimos, das heißt „Rohfleischesser“, heute noch zu recht führen. Ich habe an sich durchaus nichts gegen rohes Fleisch, ja ich esse ein Tartarbeeft Steak sogar leidenschaftlich gern, und ich habe im Innern Japans mit besonderem Genuß rohen Fisch gegessen. Die Art und Weise aber, wie die Eskimos Fleisch und Fisch roh essen oder besser gesagt verschlingen, kann selbst dem einen

leichten Schauer über den Rücken jagen, der sonst kein Kostverächter ist und es sich zur Regel gemacht hat, möglichst in jedem Lande nach der Landessitte zu leben und zu essen.

Aber zu essen à la Eskimo! — brrrr! Als wir uns im Zelt nach Gegenständen europäischer Herkunft umschauten, entdeckten wir auch die Speisekammer. Wir brauchten nicht lange zu suchen, sie oder vielmehr ihr Inhalt kam uns sozusagen entgegen. In einer Zeltecke lag ein Haufen Fleisch und Fisch. In einem wüsten, schmutzigen, blutigen Klumpen häuften sich mächtige Stücke Seehundsfett und Fleisch, Kariburippen und Fische jeder Größe. Das Fleisch und die Fische waren zum Teil angenagt, zum Teil frisch, zum großen Teil faulig, und alles schwamm in einer Suppe von Fett, Blut, Schmutz und Eingeweiden.

Ich meinte im ersten Augenblick, das seien vielleicht Abfälle, oder es wäre für die Hunde bestimmt, bis wir später mit Schauern sahen, daß es von der Familie verzehrt wird, und zwar meist so, wie es ist, auch von den kleinen Kindern. Das sieht am schlimmsten aus, wenn man die Kleinen, die noch kaum laufen können, Fett und Eingeweide verschlingen oder rohe Fischköpfe abknappern sieht.

Wie gesagt, ißt der Eskimo alles mit, das ganze Tier, das er erlegt, mit Rups und Stups, sogar den Mageninhalt. Darin liegt das Geheimnis, daß der Eskimo bei seiner reinen Fleischnahrung gesund und kräftig ist und ohne die Vitamine leben kann, hinter denen wir so eifrig her sind. Diese Vitamine nimmt er eben im rohen Fleisch zu sich, und die Eingeweide und halbverdauten Kräuter und Gräser aus dem Magen des erlegten Karibus sind ihm Salat und Hefe zugleich.

Einzelne Polarforscher wie Rasmussen und Stefansson haben mit Begeisterung von der Eskimodiät berichtet, und letzterer baut eine ganze Theorie für die Besiedelung und Er-

schließung der Arktis auf der von ihm erprobten Tatsache auf, daß ein Weißer ganz gut nach Eskimoart aus dem Lande leben kann. Aber dazu muß man wohl wie Rasmussen Eskimoblut in sich haben oder wie Stefanson über eine besondere Konstitution verfügen. Jedenfalls haben die Weißen, die wir in der Arktis trafen, sich sehr energisch gegen die Theorie Stefansons gewehrt. Ich habe gefunden, daß auch die Eskimos europäisches Brot, Biskuits und Steaks — falls sie solche Kost erwischen — ihrem rohen Fisch und Fett nicht nachstellen, sondern mitunter vorziehen.

Aber das ist ein Kapitel für sich und sogar ein besonders schwieriges und gefährliches. Die Widerstandsfähigkeit des Eskimos einem beispiellos rauhen Klima und unsagbar harten Lebensbedingungen gegenüber beruht ja gerade auf seiner Nahrung. Ändert man diese und europäisiert man sie zu sehr, so besteht die Gefahr, daß er den Anforderungen nicht mehr gewachsen ist, die die Natur in der Arktis an ihn stellt. —

Während dieser Überlegungen hatte ich meine Umschau im Zelt beendet und außer dem einen Teekessel nichts Europäisches entdecken können. Der Gewissenhaftigkeit halber untersuchten wir noch den rückwärtigen Teil der Behausung, den ein großes, gemeinsames Lager aus Fellen einnahm. Da entdeckten wir unter einem starken „Kuletah“ ein winziges Baby. Es war weiß und runzelig wie ein europäisches Neugeborenes und trug ein Häubchen, das ausah, als käme es direkt aus Berlin.

15. Das Land ohne Geld

Southampton.

Auf unsere ersten Expeditionen nahmen wir Tauschartikel mit. Allein wir sind mit der Zeit davon abgekommen. Wir haben herausgefunden, daß die Primitiven in der ganzen

Welt Geld kennen und Geld nehmen. Natürlich kann man unter Umständen sehr gute Tauschgeschäfte machen, aber nur unter der Voraussetzung, daß man die richtigen Tauschartikel mit und gerade zur Hand hat. Selbst die „wildesten Wilden“ sind heute nicht mehr so unzivilisiert, als daß sie europäischen Waren gegenüber nicht ihren bestimmten Geschmack hätten. Eine Handvoll Glasperlen tut es längst nicht mehr. Glasperlen sind zwar immer noch ein großer Handelsartikel in Afrika, aber man muß wissen, was für Glasperlen gerade Mode sind, welche Farbe, welche Größe, welche Form. Auch in Glasperlen gibt es Moden. Wollte man welche anbieten, die aus der Mode sind, so wäre es dasselbe, wie wenn man einer Europäerin einen Hut vom vorigen Jahr verkaufen wollte. Schlimmer noch: einen unmodernen Hut wird man schließlich noch zu Schleuderpreisen los, Glasperlen, die aus der Mode gekommen, überhaupt nicht. Das gleiche gilt von Stoffen, Decken, Tüchern. Ich kenne eine deutsche Exportfirma, die riesige Verluste dadurch erlitt, daß sie nach Niederländisch-Indien Stoffe für Sarongs schickte, deren Muster aus der Mode waren. Sie wurde sie nicht einmal auf den entlegensten Inseln los.

Wir hatten auf unserer Afrikadurchquerung die Erfahrung gemacht, daß Sicherheitsnadeln fast überall im Innern ein äußerst beliebtes Geschenk sind, freilich nicht, um irgend etwas damit zu befestigen, sondern als — Ohrring; und zwar trägt man sie gleich zu Dutzenden in den weit durchlochten Ohrläppchen. Also nahmen wir auf unsere nächste Expedition nach Australien und in die Südsee Tausende von Sicherheitsnadeln mit. Leider hatten weder die australischen Ureinwohner noch die Südseeinsulaner Verwendung für Sicherheitsnadeln. Seitdem sind wir zu Hause sehr großzügig mit Sicherheitsnadeln. Es kommt uns nicht darauf an, einem Gaste, der vielleicht eine Sicherheitsnadel braucht —

wie das ja mitunter vorkommt — gleich ein ganzes Paket zu geben. „Nehmen Sie nur ruhig alle“, sagen wir mit großer Geste, und wenn wir ihn einen Blick auf unseren Vorrat tun lassen, steckt er auch das größte Paket ein, ohne das Gefühl zu haben, uns zu berauben.

In der Südsee wäre dann freilich doch Gelegenheit zu Tauschgeschäften gewesen, wenigstens auf einer weltverlorenen Insel der Karolinen, aber hier wäre der große Handelsartikel Seife gewesen, gegen die es die herrlichsten Schildkrötenschalen und Schnitzereien einzutauschen gab. Wir gaben zwar auf die Gefahr hin, uns bis Ende der Reise nicht mehr waschen zu können, unsern gesamten Seifenvorrat hin, aber er langte doch bei weitem nicht.

Unter diesen Umständen sahen wir davon ab, Tauschartikel in die Arktis mitzunehmen. Kannten die nackten Kavirondos am Viktoria Nyanza und die wilden Papuaner aus dem Innern Neuguineas Geld, so würden es auch die Eskimos kennen.

Aber man lernt doch nie aus, auch wenn man noch so lange reist. Zu unserer maßlosen Verblüffung kannten die Eskimos kein Geld, und wir kamen in der Arktis in ein Land, in dem Banknoten und Münzen so wertlos sind wie bei uns Papierfetzen und Kieselsteine. Wenigstens gilt dies von den östlichen arktischen Inseln zwischen der Hudsonbucht und dem Pol. In Grönland, wo die Dänen bereits seit einigen hundert Jahren sitzen, liegen die Dinge anders, ebenso in Alaska und in der westlichen Arktis. Hier gibt es Eskimos mit Bankkonto. Aber der östliche Teil der kanadischen Arktis ist ja überhaupt eins der unerschlossensten Gebiete der Welt.

So ist es schließlich auch nicht verwunderlich, daß die Eskimos hier noch kein Geld kennen, verwunderlich ist nur, daß auch die Europäer in der Arktis von dieser Gleichgültig-

keit dem Gelde gegenüber angesteckt sind. Geld ist hier nicht nur als lebenswichtiger Faktor, sondern sogar als Wertmesser ausgeschaltet. Die wenigen Weißen auf den arktischen Inseln kommen ja allerdings auch, sobald sie einmal hier sind, mit Geld in keiner Weise mehr in Berührung. Die Hudsonbai-Angestellten tauschen Felle gegen Waren, nach einem von der Kompanie aufgestellten Wertmesser, einer Art Pelzgeld, dem der Wert eines Weißfuchses zugrunde liegt, so wie sie einst den Indianern der Hudsonbucht gegenüber nach Biberfellgeld rechneten. Ein Gewehr war zehn, ein Frauenkleid fünf Biber wert, und andere Felle wurden gleich soundso viele Biber gerechnet. Ähnlich rechnet man heute in der Arktis nach Fuchsfellen, wenn auch die Eskimos für ihre Pelze eine Art Spielgeld erhalten, das die Hudson's Bay Company ausgibt und für das sie sich in den Posten Waren eintauschen können. Der Wert größerer und ungewöhnlicher Gegenstände aber, wie etwa ein Walboot, wird unmittelbar mit soundso vielen Weißfüchsen gerechnet.

Was die Hudsonbai-Kompanie-Leute aber für ihren eigenen Bedarf brauchen, entnehmen sie ihren Vorräten, genau wie die paar Konstabler und Korporale der Mounted Police oder die Missionare. Diese Vorräte sind stets für ein paar Jahre berechnet, da man ja nie weiß, ob das Schiff, das einmal im Jahr in die Arktis fährt, durch das Eis durchkommt. So verliert sich das „Denken in Geld“, an das wir alle sonst gewöhnt sind, ja, in dessen Bann heutzutage fast die gesamte Menschheit mehr oder weniger gehalten ist.

Ich mußte jedenfalls in der Arktis zum erstenmal umdenken und nicht in Geld, sondern in Tauschobjekten rechnen, in Waren, die nicht in geldlicher, sondern in lebendiger Beziehung zum Menschen stehen. Im Laden der Hudson's Bay Company lag ein wundervolles Eisbärfell. Als ich danach fragte, erfuhr ich, daß es dem Sohn des Postmanagers ge-

hörte. Der Leiter des Hudsonbai-Kompanie-Postens in Southampton ist einer der ganz wenigen in der Arktis, die verheiratet sind — oder ist er überhaupt der einzige? Allerdings ist er es nicht mit einer Weißen, sondern mit einer Halbblutfrau, die natürlich den Anforderungen des Klimas und des arktischen Lebens ganz anders gewachsen ist. Nun, der eine Sohn dieses Managers hatte den Eisbär geschossen und zu verkaufen. Als ich nach dem Preis fragte, antwortete er mir zu meinem nicht geringen Erstaunen: „Eine Pfeife und ein Paket Tabak!“

Das antwortete mir der Sohn eines Weißen und eines Kaufmanns! Na meinetwegen, dachte ich, freudig überrascht, so billig zu dem schönen Fell zu kommen. Gleichzeitig aber durchzuckte mich der Schreck, wo bekam ich bloß eine Pfeife her? Ich selber rauche kaum, am allerwenigsten Pfeife. Tabak konnte ich ja vom Schiffsteward beziehen, aber eine Pfeife? Augenscheinlich hatte die Hudson's Bay Company keine mehr vorrätig, sonst hätte sich der Sohn des Postmanagers ja nicht an mich zu wenden brauchen. Ich fragte also das ganze Schiff nach einer Pfeife ab, und glücklicherweise konnte ich eine auftreiben. Der Händler der Hudson's Bay Company führte privat für sich einen kleinen Vorrat mit und trat mir eine ab.

So konnte der Handel getätigt werden, ein Eisbärfell gegen eine Pfeife und Tabak. Ich gab sogar zwei Paket Tabak voll Freude über den guten Tausch, und mein Tauschpartner nahm sie mit solchen Dankesbezeugungen entgegen, als hätte nicht ich, sondern er ein wunderbares Geschäft gemacht. Das ist aber wohl der Sinn und die tiefe Bedeutung jedes wahren Tauschhandels im Gegensatz zum reinen Geldgeschäft, daß beide Teile glücklich und zufrieden sind und denken, einen Schatz gegen ein wertloses Objekt eingehandelt zu haben.

16. Die drei Kreuze von Wolstenholme

Southampton.

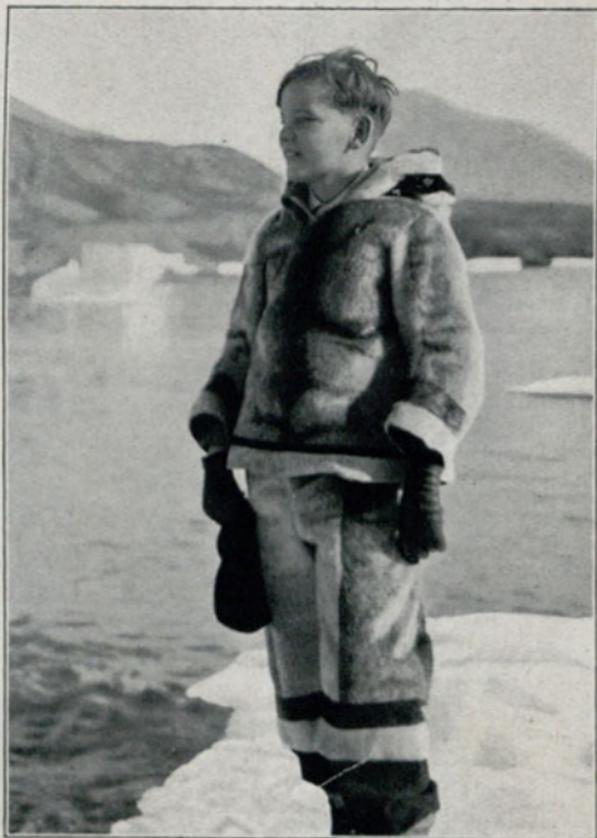
Kap Wolstenholme liegt am Südwesteingang der Hudsonbucht. Es ist bereits im Logbuch Henry Hudsons, des Entdeckers der Bucht, erwähnt, und hier gründete die Hudson's Bay Company ihren ersten arktischen Posten. Seitdem hat sich Wolstenholme aber nicht sehr entwickelt. Es besteht immer noch lediglich aus den drei Häusern des Postens.

Diese Dreiteilung wird von der Kompanie in der ganzen Arktis genau gewahrt. Ein Gebäude, das mittlere, ist der Laden, eins das Wohnhaus und das dritte das Magazin. Alle drei liegen hübsch weit auseinander. Das scheint wenig praktisch und reichlich unbequem, vor allem im Winter, wenn der Postmanager oder sein Clerk jedesmal in Kälte und Wind hinaus müssen, wenn Eskimos mit Fellen kommen oder Waren einhandeln wollen. Aber es ist eine weise Vorsichtsmaßregel im Falle von Feuergefahr. Feuer ist ja hier eine ganz andere Katastrophe als anderswo. Brennt ein Posten völlig nieder, so heißt das so gut wie unausbleiblich Untergang. Dabei ist die Gefahr nicht klein, da alle Gebäude aus Holz und im Winter naturgemäß überheizt sind. Laden und Magazin sind natürlich nie geheizt, und es ist ein zweifelhaftes Vergnügen für die Hudsonbai-Kompanie-Leute, im strengen Winter ihre Kunden zu bedienen, die in schweren Pelzen in den Laden kommen. „Manchmal braucht es eine ganze Weile, bis man die Hände so weit wieder erwärmt hat, daß man weiter arbeiten kann“, erzählt mir der Leiter des Postens.

Er ist ein junger, frischer Mensch, der jetzt fünf Jahre Dienst in der Arktis hinter sich hat und mit uns fährt, um ein Jahr in seine schottische Heimat auf Urlaub zu gehen. Er ist jetzt Jahre in Wolstenholme gewesen, mutterseelenallein.



Die 'anglikanische Kirche' war nur mit einem eingeborenen Geistlichen besetzt. (S. 70.)



Der Anzug war ein wenig klein geraten, paßte aber gerade noch. (S. 88.)





Im Handumdrehen waren die Zeltstangen
mit Riemen zusammengebunden, —



— die Planen darüber
gestreift —



— und die Zeltleinen mit schweren
Steinen gespannt.



Sobald die Zelte standen, wurde der
Hausrat herangeschleppt.

Der Posten ist zu klein, um dem Verwalter einen Gehilfen beizugeben. Andere Weise aber gibt es hier nicht, in der Regel auch keine Eingeborenen. Die jetzt in ihren Zelten am Strand hausen, sind nur zur Ankunft des Schiffes hierher gekommen. Ihre sommerlichen wie ihre winterlichen Lagerplätze liegen ein gutes Stück vom Posten entfernt. Sie kommen hierher nur, um Pelze abzuliefern und Waren einzuhandeln. Auch das gehört zu der Eingeborenenpolitik der Kompanie. Die Eskimos sollen die Waren eintauschen, die sie benötigen, im übrigen aber mit der Zivilisation so wenig wie möglich in Berührung kommen. Das ist eine alte Erfahrung, die schon bei den Indianern gemacht wurde: „Zu viel Zivilisation schwächt und schädigt die Tätigkeit eines Pelztierjägers und Fallenstellers.“

Der Postmanager in Wolstenholme ist als blutjunger Mensch in den Dienst der Kompanie getreten, direkt von der Schulbank weg. Auch das gehört zu ihren Grundsätzen. Sie holt sich ihre Leute jung und erzieht sie sich, so daß sie nichts kennen als die drei Buchstaben H. B. C. auf der stolzen Kompanieslagge, die über jedem Posten flattert, daß die Kompanie für sie Ehre, Leben und Familie bedeutet, wenigstens für die in der Arktis. Die stehen heute auf dem gleichen exponierten und verantwortlichen Posten wie die ersten „Faktoren“ auf den Indianerforts an der Hudsonbucht. In der Arktis wiederholt sich die Geschichte der Kompanie gerade noch einmal, und in lebendiger Anschaulichkeit erleben wir auf dieser Reise ihre große Anfangszeit.

Fast der gesamte Nachwuchs der Kompanie stammt aus Schottland, und zwar hauptsächlich aus Inverness. Ich kenne die Gegend. Meine Vorfahren stammen selbst von dort. Es ist ein karges, rauhes Land: zerklüftete Klippen, gegen die jahraus, jahrein wilde Brandung stürmt, moorige Heide, über die gespenstische Nebel wehen, viel Regen, viel

Sturm, viel Kälte und Nässe. Es ist eine gute Vorschule für die Arktis. Aber wenn einmal die Sonne scheint, ist es dort wunderbar wie in der Arktis auch.

Der Posten Wolstenholme liegt am Ende einer schmalen, von hohen Felsen eingeschlossenen Bucht. Sie scheint wunderbar, aber sie ist gerade gegen Nordwesten zu offen, von wo die bösen Stürme kommen. Heute jedoch war es ein klarer Tag, und die Bucht lag blau und still wie eine des Mittelmeeres.

Ein krystallklarer Fluß, der voll Lachsforellen ist, mündete bei dem Posten in die Bucht. An seinem Ufer lag ein Friedhof. Eine Reihe von runden Tafeln steckt in ihm, wie man sie in jüdischen Friedhöfen antrifft, Eskimonamen standen auf diesen Tafeln, Marsai, Napatse, Améako und die Daten des Todestages. In Wolstenholme ist nie eine Mission gewesen, und die Eskimos sind hier noch Heiden.

Außerdem standen drei Kreuze auf dem Friedhof, eins für eine Frau, die beiden andern für zwei Männer. Als wir die Daten verglichen, sahen wir, daß die zwei Männer an dem gleichen Tage gestorben waren, vierzehn Tage nach dem Tod der Frau. Das sah nach einer Tragödie aus, die sich hier, in der weltverlorenen Einsamkeit, abgespielt haben mochte.

Aber die Sonne schien so strahlend herunter, daß man sich kaum vorstellen konnte, wie dieser sonnige, freundliche Platz, und zwar schon bald, unter eisiger Kälte begraben sein wird. Wir klettern langsam den Felsen hinauf. Moose und Flechten wurzelten zwischen den Steinen, scheue weiße und lila Blumen und ungezählte Blaubeeren.

Als wir oben auf der Klippe standen und weithin über Bucht und Meer blickten, sahen wir, daß unser Kutter inzwischen zum Schiff zurückgekehrt war. Wir eilten hinunter und veranlaßten einen der Eskimos, uns in seinem Walboot zum Dampfer zu segeln.

Es dauerte eine Weile, bis wir es flott hatten. In-

zwischen kam eine scharfe Brise auf, und wir hatten einige Mühe, ins Boot und vom Ufer fortzukommen. Später aber drehte der Wind, und wir sausten am Winde in voller Fahrt auf die „Nascopie“ zu, daß uns die Spritzer ins Boot schlugen und von Kopf bis Fuß durchnäßten.

Es sah aus, als wolle der Eskimo das Schiff rammen. Ich dachte natürlich, es würde im letzten Augenblick beidrehen und in den Wind schießen. Ich wußte damals noch nicht, daß die Walboote der Eskimos so schlechte Segler sind und daß die Segeltechnik der arktischen Eingeborenen darin besteht, vor dem Winde oder am Winde ihr Ziel anzusteuern. Sie lassen lediglich rechtzeitig das Segel herunter. Das erwarteten die Eskimos von mir, während ich, als der Zusammenstoß unvermeidlich schien, nach hinten sprang, um das Steuer herumzureißen. Zu spät; wir rannten in voller Fahrt gegen die Eiswand der „Nascopie“. Der Mast brach, das Segel klatzte ins Wasser, Ralph schlug der Länge nach hin in das voll Wasser stehende Boot.

„Sie haben Glück gehabt“, sagte der junge Hudsonbai-Mann nachher zu uns, als die ganze Bucht voll kurzer, zorniger Wellen stand, „bei solch plötzlich aufkommenden Sturm ist mein Vorgänger ertrunken.“

„Dem gehört eins der drei Kreuze im Friedhof“, war meine Antwort.

Der Schotte nickte: „Ja und das andere seinem Clerk. Die ‚Nascopie‘ lag im Hafen wie heute, und plötzlich kam Sturm auf wie heute. Der Manager segelte hinaus. Niemand wußte warum. Sein Clerk wollte ihn nicht im Stiche lassen und fuhr ihm nach. Beide ertranken.“

„Und die Frau des Managers war vierzehn Tage vorher gestorben?“

„Ja, im Kindbett. Unglückseligerweise kam das Kind vierzehn Tage vor Ankunft des Schiffes. So war die Frau

ohne jede Hilfe. Sie muß elend zugrunde gegangen sein, und der Mann konnte ihr nicht helfen!“

„Und da ist er . . .“, ich vollendete diesen Satz nicht.

„Ja“, nickte der andere. „Er hat damit gewartet, bis der Dampfer eintraf und er für das letzte Jahr Rechnung abgelegt hatte.“

„Und sein Clerk fuhr ihm nach!“

„Ja, jeder von uns hätte das getan.“

Der Steward ruft zum Abendessen. Wir gehen unter Deck. Draußen weht ein eisiger Wind über die Bucht.

17. Ralph handelt einen Fellanzug ein

Kap Dorset (Baffinland).

Unser erster, so überaus günstiger Tauschhandel — ein Eisbärfell für eine Pfeife Tabak — machte uns Geschmach auf mehr. Ursprünglich hatte ich nicht daran gedacht, Felle und andere Andenken aus der Arktis mit nach Hause zu nehmen. Wir haben derlei aus der ganzen Welt fast mehr als wir unterbringen können. Aber jetzt packte uns ein wilder Eifer, und so wühlten wir unsere Sachen nach geeigneten Tauschobjekten durch.

Es traf sich günstig, daß mit uns zahlreiche Eskimoboote Kap Dorset zustrebten, unserm nächsten Ziele. Wie wir in die Bucht eindampften, passierten wir zwei Segler, und weitere zeigten sich am Horizont. Die Ankunft des Dampfers ist das eine große Ereignis im Leben der Eskimos an der Hudsonstraße und auf Baffinland. Sie kommen dazu von weit her, nicht um Handel zu treiben — ihre Felle sind in dem Hudson's-Bay-Company-Posten längst gegen Waren eingetauscht —, sondern nur, um das große Schiff und die vielen weißen Menschen zu sehen. Es ist gewissermaßen ihr Neujahr in dem mit seinen Sommer- und Winterwanderungen jahreszeitenmäßig streng geregelten Ablauf des Eskimojahres.

Die beiden Fahrzeuge waren große, offene Walboote, wie die Eskimos sie heute allgemein benützen an Stelle ihrer früheren Umiaks, der Finnenboote. Wie das Umiak dient das Walboot nicht für die Jagd, sondern zum Transport, und zwar der ganzen Familie einschließlich des gesamten Hausrates. Der Eskimo reist grundsätzlich mit Kind und Regel, mit Sack und Pack. Die den einsamen Polizeistationen im höchsten Norden zugetheilten Eskimos haben alle ihre Frauen und Kinder mit, und oft genug hatten Eskimos, die Polarfahrer auf weite Entdeckungsfahrten begleiteten, ihre Familien dabei. In den Augen der Eskimos war also meine Arktisreise mit Kind und Regel durchaus nichts Ungewöhnliches, sondern eigentlich eine Selbstverständlichkeit. Ungewöhnlich wurde sie nur dadurch, daß sie derartiges vom weißen Mann nicht kennen. Mein Reisekamerad und insbesondere Ralph erregten daher ihre brennende Neugierde.

In jedem Walboot saß eine Familie, allerdings eine ungewöhnlich große, da ja Großvater und Großmutter und was alles sonst dazu gehört, selbstverständlich mitreisen. Nicht zu vergessen die Hunde, die auch zur Eskimofamilie gehören, und zwar als ein untrennbarer und unentbehrlicher Bestandteil. Die Hunde kommen überall mit, genau wie Frau und Kinder.

Der Boden beider Boote war vollgepackt mit Fellen, Hunden und Kindern. Da lagen sie neben-, auf- und übereinander, daß sich beim besten Willen nicht erkennen ließ, was Hund und was Fell war, wo ein Zweibeiner aufhörte und ein Vierbeiner anfing.

Bis wir Anker geworfen hatten und im Motorboot saßen, waren auch die beiden Eskimosegler gelandet. Da die Küste sehr flach war, liefen sie ein gut Stück vom Ufer entfernt auf den Strand auf. Als erstes wurden die Hunde ausgeladen. Es sah wunderhübsch aus, wie die großen Tiere, einem Rudel

Wölfe gleich, ins Wasser sprangen. Die Jungen waren ganz augenscheinlich wasserscheu, was man ihnen angesichts der Temperatur durchaus nicht übelnehmen kann. Aber es half ihnen nichts, unter lautem Gewinsel wurden sie eins nach dem andern ins Wasser geworfen.

Dann wurden die Alten und die Kinder ans Ufer getragen, die ersteren sogar huckepack auf dem Rücken der Männer. Dann folgte der gesamte Hausrat, Pelze und Felldecken, Zeltplanen, Zeltstangen, Kessel, Pfannen, Gewehre und Harpunen und vor allem große Vorräte von rohem Fleisch und Fisch für Mensch und Hund. Alles war eifrig dabei, die Sachen auf einen erhöhten Platz am Ufer zu schleppen, sogar die kleinen Kinder kamen mit Packen daher, die sie mit der Miene eines Bürgermeisters, der ein Denkmal einweihet, ernst und eifrig hinter sich herschleiften.

Als alles herüber war, fingen die Frauen an, die Zelte aufzustellen, während die Männer die seitwärts auf den Walbooten mitgeführten Kajaks zu Wasser ließen. Das Zeltaufstellen ging geradezu unglaublich schnell. Im Handumdrehen waren die Zeltstangen mit Riemen zusammengebunden, die Planen darüber gestreift und die Zeltkleinen mit schweren Steinen gespannt. So rasch ging alles, daß ich kaum dazu kam, ein paar Aufnahmen zu machen.

Voll Staunen sahen wir zu, und Neid erfaßte uns, wenn wir daran dachten, wie lange unsere Schwarzen in Afrika gebraucht hatten, die Zelte aufzustellen, und mit welchem Geschrei und welcher Aufregung das Lagerschlagen stets vor sich ging. Hier fiel kein Wort, jeder wußte, was er zu tun hatte, und eins, zwei, drei stand das Lager. — Wir beschloßen, einige Eskimos mitzunehmen, falls wir Afrika noch einmal durchqueren sollten.

Sobald die Zelte standen, wurde der Hausrat herangeschleppt. Als wir das erste besuchten, war im Hintergrund

schon das Fellager ausgebreitet, brannte die Tranlampe und verbreitete eine behagliche Wärme.

Solange die Eskimos ihr Lager schlugen, hatten sie natürlich keine Zeit für Handelsgeschäfte. Dann gingen alle, erst noch einmal das Schiff anzusehen; die Männer begaben sich an den Landeplatz der Schiffsboote, um beim Ausladen der Waren für den Handelsposten behilflich zu sein.

Inzwischen suchten wir uns mit den Frauen zu verständigen. Das war nicht so einfach; denn wir hatten einen großen Plan. Wir wollten einen Seehundsfellanzug für Ralph, und zwar wollten wir einen neu angefertigt haben; denn ein bereits getragener schien uns doch zu gefährlich. Wir brauchten alle, vor allem aber Ralph, eine wärmere Ausrüstung, nachdem es hier bereits viel kälter war, als wir erwartet hatten. Nun haben wir ja reichlich Erfahrung im Verständigen mit Eingeborenen durch Zeichensprache. Aber dies hier war doch ein schwieriger Fall. Wir wären wahrscheinlich nicht ans Ziel gelangt, wäre uns nicht der nette Korporal der Mounted Police aus Lake Harbour zu Hilfe gekommen. Er sprach fließend eskimoisch, und mit seiner Hilfe war der Handel bald abgeschlossen. Eine der Frauen versprach bis zum nächsten Tag einen vollständigen Fellanzug für Ralph zu nähen.

Wir waren einigermaßen gespannt auf den Preis. Die Eskimofrau hatte während der Unterredung mit dem Korporal immer wieder auf Ralph gedeutet, und nun übermittelte uns dieser, daß ihr die weitaus liebste Bezahlung das eine oder andere Kleidungsstück von Ralph wäre. Europäische Männerkleider hatte dieser oder jener wohl schon eingehandelt, aber europäische Kinderkleidung, nein, das war noch nicht in die Arktis gekommen. Während der Korporal uns dolmetschte, nickte die Frau, blickte strahlend auf Ralph und wieder auf ihren ungefähr gleichaltrigen Jungen.

„Jrgendein altes Stück, das Sie nicht mehr brauchen können, tut es“, meinte der Sergeant.

In der Arktis ist augenscheinlich die Zeit stehengeblieben, und seit den Tagen meines Vorfahren John Roß, der vor genau hundert Jahren auf der Suche nach der Nordwest-Passage die kanadische Arktis besuhr, hat sich kaum etwas geändert. John Roß schreibt auch davon, wie sie Anzüge aus Seehundsfell gegen alte Hemden und Hosen und einen Posten Felle für einen Faßreifen tauschen.

Für uns war jedoch die Frage der Beschaffung des Tauschgegenstandes schwierig. Daran hatte ich nicht gedacht, in der Arktis einen Handel mit alten Kleidern zu eröffnen. Ralph hatte nur mit, was er brauchte, nur einen alten Trenchcoat hatte er übrig. Er war ihm zu klein und so schlecht, daß er eigentlich nur aus Versehen mitgekommen war und wir schon beschlossen hatten, ihn über Bord zu werfen. Da wir nichts anderes hatten, brachten wir ihn an und erregten geradezu wilde Begeisterung.

Pünktlich am nächsten Tage wurde der Anzug von unserer Arktischneiderin geliefert. Er war ein wenig klein geraten, paßte aber gerade noch. Da uns der Handel zu schäbig schien, legten wir noch ein tadelloses Hemd und ein Paar Wollstrümpfe zu. Wir hätten dies nicht tun sollen, denn die Frau war noch nicht lange zurück, als eine ganze Reihe von Booten eiligst auf unser Schiff zusteuerte. Ein Haufen Eskimojungen, von den Eltern begleitet, tobte die Gangway hinauf. Sie zeigten auf ihre Fellkleidung und auf Ralphs Mantel und suchten uns klarzumachen, daß sie alle zu dem gleichen Handel bereit und geneigt wären, sich für ein altes europäisches Kleidungsstück gewissermaßen das Fell vom Leibe ziehen zu lassen.

Wir mußten sie leider alle enttäuschen; denn bedauerlicherweise hatten wir keine sonstigen überflüssigen Kleider mehr mit. Es war wirklich schade; denn andernfalls hätten wir

unsere sämtlichen Neffen und Nichten und Ralph seine Schulkameraden und Freunde nach unserer Rückkehr in Seehundsfell einkleiden können.

18. Lake Harbour

Lake Harbour (Baffinland).

Die Hudsonstraße war grau und feindlich. Eis trieb vorbei. Im Westen war der Himmel fahl, voll von bösem Licht. Vor uns im Osten ballten sich schwarze Wolken, als qualme unter See ein riesiger Schornstein.

Wir fuhren mit halber Kraft. Wir warteten auf den Lotsen. Dieser Lotse ist wohl der wenigst beschäftigte der Welt; er tritt nur einmal im Jahr in Tätigkeit, um die „Nascopie“ nach Lake Harbour hereinzulotsen. Lake Harbour liegt am Ende eines langen, engen und gewundenen Fjordes, und es ist schon besser, man hat jemanden auf der Brücke, der die Fahrstraße genau kennt.

„Da kommt er!“ rief der Erste Offizier. Ich sah beim besten Willen nichts. — „Aber da, gerade voraus!“ — Da war ein schwarzer Punkt, der ein Walroß sein mochte, aber kein Lotse. Unwillkürlich war ich noch so naiv oder stand noch so unter der Vorstellung hundertfach gesehener Bilder, daß ich, wenn schon keinen Lotsendampfer, so doch mindestens ein Motorboot oder einen Lotsenkutter erwartete. Für jemanden, der zum ersten Male in die Arktis reist, ist es ja auch ein befremdliches Bild, den Lotsen viele Meilen in die offene See hinaus in einem Kajak angepaddelt kommen zu sehen. Das aber tat unser Lotse, der natürlich ein Eskimo war.

Unter seiner Führung dampften wir in den Fjord ein, das heißt, beinahe hätten wir uns ohne Lotsen behelfen müssen. Ein Kajak ist ein wackliges Fahrzeug, noch viel wacklicher als ein Faltboot. Vor allem aber ist das Aus- und Einsteigen wesentlich schwieriger, da das Kajak nur eine runde Öffnung

hat, gerade groß genug, den Körper durchzuzwängen. Das ist schon in flachem Wasser nicht leicht. Wenn aber die See in schwerer Dünung rollt und man auf eine auf- und ab-tanzende Gangway übersteigen muß, dann ist dies selbst für einen Eskimo keine Kleinigkeit. Um ein Haar wäre unser Lotse ins Wasser gefallen, was für ihn wie für uns peinlich gewesen wäre. Als Eskimo konnte er natürlich nicht schwimmen. Wo sollte auch ein Eskimo schwimmen lernen? Das Wasser ist so eisig, daß ein abgehärteter Mann es darin nur wenige Minuten aushält. Selbst die Schlittenhunde, die bei jedem Wetter, Sommer wie Winter im Freien schlafen, selbst beim bösesten Schneesturm, ertragen die Kälte des eisigen Wassers nicht länger als höchstens 10—15 Minuten, dann erfrieren sie.

Aber glücklicherweise griffen die zwei Matrosen, die auf der Gangway postiert waren, rechtzeitig zu und zogen erst den Lotsen und dann das Lotsenschiff glücklich herauf. Der Eskimo, der keine Miene verzogen hatte, schritt, als sei nichts passiert, die Stufen hinauf und nahm seinen Platz auf der Brücke neben dem Kapitän ein.

Wir kamen glücklich durch den Fjord, obgleich die Ebbe bereits eingesezt hatte und beiderseits im Fels eine scharf in den Stein eingeschnittene Linie deutlich die Fluthöhe abzeichnete. Es sah aus, als führe beiderseits des Fjords ein Weg den Fels entlang. Der Wasserspiegel fiel erschreckend tief unter die Flutmarke, denn hier im Fjord sind erstaunliche Gezeitenunterschiede; zwischen dem Höchst- und dem Tiefstand von Flut und Ebbe klappt eine Spanne von zehn Metern.

Es war Abend, als wir am Ende des Fjords anlangten. Hier lag Lake Harbour, wahrhaftig eine arktische Großstadt. Sie besteht aus drei Theilen. Links auf dem breiten und geräumigsten Platz zwischen den Felsbergen breitet sich der Posten der Hudson's Bay Company aus. Es ist der größte

und schönste der Kompanie in der ganzen Arktis, ein geräumiger Laden, ein schönes Wohnhaus, verschiedene Schuppen, eine Art Hellig, auf die man im Winter den Kompanieschoner heraufziehen und nötigenfalls ausbessern kann. Alle Gebäude sind sauber weiß gestrichen mit roten Dächern. Hinter ihnen in der Geröllhalde sind die drei Buchstaben H. B. C. in einem grauen Oval mit weißen Steinen ausgelegt.

Am andern Ende der „Stadt“, hübsch weit von der Hudson's Bay Company entfernt und durch einige, nur bei Ebbe passierbare Klippen von ihr getrennt, liegt das Detachement der Mounted Police. So können die beiden Großmächte der kanadischen Arktis, von denen eine jede für sich die volle Autorität und Souveränität beansprucht, sich nicht so leicht in die Haare kommen, und Kompetenzstreitigkeiten werden nach Möglichkeit vermieden. Die Kompetenzen zwischen den beiden sind ungefähr derart geteilt, daß die Kompanie de facto die Gewalt über die Eskimos hat, die Polizei dagegen de jure, und nur im Falle von Verbrechen in Tätigkeit tritt. Da die Hudson's Bay Company, auf vielhundertjähriger Erfahrung fußend, ihre Macht mit Weisheit und taktvoller Zurückhaltung gebraucht, die Mounted Police aber einstweilen ihre Aufgabe in der Arktis in erster Linie in der Erforschung des Landes sieht, in monatelangen, Tausende von Kilometern weiten Expeditionen im Sommer wie im Winter, ist es bisher nicht zu Streitigkeiten gekommen.

Die Polizeistation hat grauen Anstrich und grüne Dächer, aber sie ist nicht weniger liebevoll angelegt als der Posten der H. B. C. Man sieht, daß die Polizisten viel Zeit haben; denn sie haben einen ganzen Kranz von Wegen um ihre Station angelegt und alles mit weißgekalkten Steinen eingefast.

Zwischen Polizei und Kompanie, auf dem bescheidensten Platz, eigentlich nur auf einem Kliff und an den Felsen geklebt wie ein Schwalbennest, liegt die anglikanische Mission.



Warum sie sich diesen schlechtesten Platz ausgesucht hat, ist nicht leicht erfindlich; denn sie war zuerst hier. Lake Harbour war zur Zeit der Hochkonjunktur der Walfischfängerei in der Arktis ein von den „Walern“ gern angelaufener Hafen, und gleichzeitig mit ihnen kam die Mission hierher.

Als es dann mit der Walfischfängerei zu Ende ging, blieb die Mission allein zurück. Sie bekam wieder zu thun, als die Hudson's Bay Company sich hier niederließ. Aber da die Eskimos, wenn sie mit ihren Fellen nach Lake Harbour kommen, ihre Zelte natürlich rings um den Kompanieposten aufstellen, lag die Mission völlig abgesondert auf der Klippe. Es war daher nötig, auf der andern Seite des Fjords ein Kirchlein zu bauen, und die Prediger müssen jeden Sonntag über das Wasser setzen und im Winter über das Eis wandern.

Wir wollten ausprobieren, wie lange Polizisten und Hudsonbai-Leute eigentlich brauchen, wenn sie sich auf dem Landweg besuchen wollen, und so schickten wir uns an, hinüberzuwandern, obgleich der Major uns warnte. Er meinte, die Flut sei bereits so hoch, daß wir nicht mehr am Wasser entlang gehen könnten und über die Berge klettern müßten, was eine böse Kletterei von ein paar Stunden bedeutete.

Aber wir scheuten weder die Kletterei noch die lange Wanderung. Außerdem lockte uns das Land. Es war von einem ganz seltsamen, ein wenig schwermütigem Reiz. Eine ganze Kette von Felsklippen erhebt sich rings um den Fjord. An ihren Hängen wuchs theilweise Moos und Gras. Es war ein schüchternes Moos und ein bescheidenes Gras. Aber wenn man aus genügender Entfernung darauf sah und das Auge ein wenig zukniff, konnte man diese Hänge fast für Wiesen und Matten halten. Außerdem standen auf ihnen geradezu rührend kleine Blumen, die aber in all ihrer Kleinheit und Zartheit wie Miniaturausgaben ihrer prächtigen, großen Schwestern in gesegneteren, wärmeren Breiten wirkten, so

farbenprächtigt waren sie. Freilich hätte man eigentlich ein Mikroskop gebraucht, um diese Farbenpracht richtig bewundern zu können.

Zwischen den Felsklippen lagen zahlreiche blaue Seen, und so erinnerte die Landschaft etwa an Schottland. Mit einem von ihnen verbindet sich ein tragisches Geschehnis. Einer der Partner der drei Paare — ich kann nicht herausbekommen, ob es sich um einen der zwei Polizisten, der zwei S.-B.-E.-Leute oder der beiden Missionare handelt — ist in diesem See ertrunken. Es ist eine etwas mysteriöse Geschichte, jedenfalls fuhr der Betreffende in einem Kanu über den See und kam nicht mehr zurück.

Anderswo sterben auch Menschen, sterben sogar viel mehr, allein in der Arktis, wo nur ein paar Menschen in jahrelanger Einsamkeit zusammenleben und ganz anders aufeinander angewiesen sind, umweht jeden Todesfall eine besondere Tragik, und zwar weil sich in der Häufung der seltsamen Todesfälle unwillkürlich der Gedanke aufdrängt, daß die grenzenlose Einsamkeit und die grenzenlose, eintönige Trostlosigkeit des arktischen Winters in einem gewissen Zusammenhang damit steht.

Als wir nach der Station der Mounted Police hinüberkamen, stand der Korporal, ein prachtvoller Typ dieser Elitetruppe, unter der Tür. „Wunderschön war der Weg über die Berge“, rief ich ihm zu, um ihm etwas Freundliches zu sagen. „Ja, wunderschön“, lächelte er, „wie überall im Frühling — bloß, daß wir hier nur zwei Monate Sommer haben und sonst Winter“, fügte er etwas leiser hinzu.

19. Die Hundeschlacht vor der Pulverkirche

Port Burwell (Hudsonstraße).

Als wir nach Burwell kamen, war ich ein wenig arktismüde. Wir hatten jetzt eine ganze Reihe von Plätzen an-

gelaufen. Freilich war jeder anders gewesen als die vorherigen, und auch die Eskimos hatten in jedem einzelnen Hafen wieder etwas Neues und Besonderes geboten, aber ich meinte, nun müsse Schluß sein, und Burwell, unser letzter Hafen an der Hudsonstraße, könne nichts Neues mehr bieten.

So hatte ich mich in der Kabine zur Arbeit niedergelassen, als mein Reisekamerad hereinstürzte: „Jetzt mußt du aber an Deck kommen, wir fahren durch einen herrlichen Fjord.“

„Fjord? — Der wird auch nicht viel anders sein als Lake Harbour!“ — Aber ich kam doch an Deck. Es war der Mühe wert. Wir schwammen zwischen lauter Felsen, nach allen Seiten zweigten Buchten und Fjorde ab. Am Ende eines dieser Fjorde erhob sich ein einsames Missionskirchlein. Die schmale Wasserfchlucht, an deren Ende es lag, zweigte von der Bucht, die wir durchfuhren, nach dem Meer ab, und über das Dach des Kirchleins hinweg sah man die offene See.

Die Bucht und die Fjorde waren blau und unbewegt, und so war der Himmel darüber. Es war Sommer, richtiger herrlich warmer Sommer, Polarsommer, wie wir ihn in so vielen Expeditionsberichten aus der Arktis beschrieben gelesen, aber noch nie erlebt hatten.

Mit einem Schlage war alle Müdigkeit und Übersättigung fort, und voller Begeisterung fuhren wir an Land. Es war beinahe wie eine Entdeckungsfahrt. Wir kamen durch einen ganz engen, schmalen Sund, fast eine Klamm. An ihrem Ende lagen der Hudsonbai-Kompanie-Posten und die Polizeistation friedlich beieinander in einem engen, windgeschützten Thal.

Uns lockte das einsame Missionskirchlein zwischen Fjord und Meer, und so gingen wir an, über Kuppen und Klippen zu klettern. Überall zwischen den Felsen wurzelten ein wenig Grün, Moose, Gras und zarte, unglaublich zarte Blumen.

Schließlich landeten wir an einem tiefblauen Teich. In

seinem klaren Wasser spiegelten sich die Felsen und breite Streifen weißer Blüten. Sie standen so dicht, daß sie wie ein Band wirkten, das über den Stein gespannt oder ein weißseidener Schleier, der über ihn gebreitet ist. Aber es war keine Blüte, sondern es waren die weißen Flocken der „nordischen Baumwolle“, deren weißer Flaum im Wasser nochmals aufleuchtete.

Die letzten Moskitos umschwirften uns. Glücklicherweise war der Sommer bereits so weit vorgeschritten, daß wir unter dieser wahren Pest und Plage des nordischen Sommers kaum mehr zu leiden hatten. Gerade das Gefühl, daß dies wohl der letzte schöne, warme Tag sein würde, der uns noch vergönnt war, ließ ihn uns so tief genießen.

Der Weg zu unserm Kirchlein erwies sich als gar nicht so einfach, eigentlich war es gar kein Weg, sondern nur ein weg- und stegloses Klettern über die Felsen. Es war wie in Lake Harbour; über Land gibt es keinerlei Verbindung, die Straße ist im Sommer das Wasser, im Winter das Eis. Schließlich war der Weiterweg überhaupt durch eine Schlucht gesperrt, deren Steilwand nicht so ganz einfach zu erklettern war. Ich ließ daher meinen Reisekameraden und Ralph auf dem sonnigen Felsen zurück und setzte meinen Weg allein fort. Ich weiß selbst nicht, warum mich das Kirchlein so anzog. Es lag so einsam und weltverloren zwischen den Felsen, so romantisch und geheimnisvoll zwischen Fjord und Meer, daß ich es unbedingt sehen mußte.

Wie ich näher kam, zeigte sich, daß das Kirchlein gar nicht so klein war. Es wirkte eher wie ein Hospiz mit angebauter Kapelle. Darum herum standen Schuppen und Zelte, und auf der Bucht, deren klares Wasser den letzten Stein auf dem Grund erkennen ließ, schwammen zwei Segelboote.

Ein paar Hunde näherten sich, beschnupperten mich und besteteten sich an meine Fersen. Wie ich weiterschritt, kamen

immer mehr Hunde zwischen den Felsen und Zelten heran, und alle folgten mir, so daß ich schließlich von einer ganzen Hundemeute begleitet war.

Das seltsame war, daß alle Zelte leer standen. Fallen und Geräte lagen herum, Fleisch und Fisch. Aber kein menschliches Wesen war zu sehen, nicht das kleinste Kind. Die Bewohner hatten sie restlos verlassen. Die Hunde starrten mich mit großen, fragenden Augen an, als hätten sie lange keinen Menschen gesehen, und als seien sie im Zweifel, ob sie mich als Eindringling oder als neuen Herrn ansehen sollten.

Ich muß sagen, ich habe die Polarhunde gern. Es sind ungewöhnlich kräftige, schöne Tiere mit prächtigem Pelz und herrlichem Gebiß. Der Wolf, von dem sie abstammen, tritt allerdings noch stark in Erscheinung, wenn sie zornig sind und ihre mächtigen Gebisse entblößen. Es gibt böse Geschichten von ihrer Gefährlichkeit. Ich hatte sie von dieser Seite noch nicht kennengelernt. Aber es wurde mir doch ein wenig unheimlich, als immer mehr Hunde ankamen und sie mich immer dichter umdrängten. Trotzdem schritt ich der Kirche oder dem Hospiz oder was immer es sein mochte, zu.

Ich fand das Gebäude leer und verlassen. Die Türen waren verschlossen, die Fenster zum Teil zerbrochen, zum Teil mit Brettern vernagelt. Durch die Öffnungen sah man, daß alle Räume leer standen. Abgerissene Tapeten hingen herunter, und der Fußboden faulte bereits zum Teil.

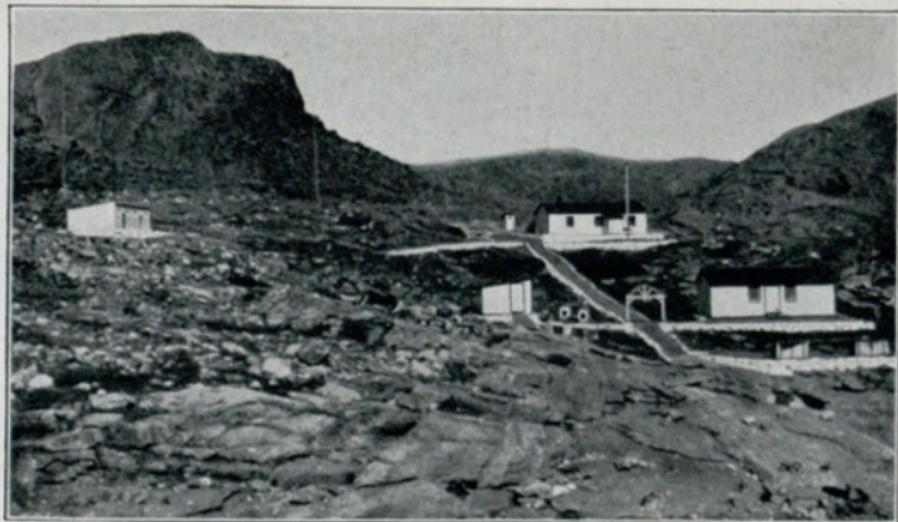
Zum Schluß kam ich an die eigentliche Kirche, die im rückwärtigen Teil des Gebäudes lag, gegen das Meer zu. Auch sie war völlig ausgeräumt, und nichts deutete mehr auf die Zwecke, denen sie einst gedient hatte. Dagegen stand ein Stapel Kisten darin. Wie die Aufschriften erkennen ließen, enthielten sie Pulver und Patronen.

Die Hunde hatten mich von Fenster zu Fenster begleitet und waren langsam immer ungemütlicher geworden, so daß



Überall zwischen den Felsen wurzelten unglaublich zarte Blumen.
(S. 94.)





Die Polizeistation von Lake Harbour.

(S. 94.)

91



Das Kirchlein lag einsam und weltverloren zwischen den Felsen.

(S. 95.)

92

ich ganz froh war, als ich den Rückzug antreten konnte. Sie folgten mir bis zu genau der gleichen Stelle, an der sie mich begrüßt hatten.

Während ich weiterschritt, schien zwischen ihnen eine Meinungsverschiedenheit auszubrechen, augenscheinlich darüber, wie man sich mir gegenüber zu verhalten habe. Zwei besonders starke, große Hunde standen sich gegenüber und führten den Disput mit Knurren und Bellen. Langsam gingen sie aufeinander zu, und nun war es seltsam, wie mit einem Schlage die Hunde sich in zwei Parteien teilten. Eine Zeitlang war alles wildes Gekläff, nun herrschte plötzlich Totenstille. Man hörte nur das böse Knurren der beiden Führer. Die übrigen Hunde ordneten sich hinter ihnen — genau in Schlachtlinie muß man sagen. Wie zwei dichte Schützenschwärme gingen sie langsam gegeneinander vor, bis der eine der beiden Leithunde vorsprang.

In der nächsten Sekunde hatten die beiden sich ineinander verbissen, die zwei feindlichen Parteien stürzten aufeinander, und es war nur noch ein wildes Durcheinander sich beißen-der und übereinander wälzender Hundeleiber. Ich stand einen Steinwurf weit entfernt und bückte mich für den Notfall rasch nach einigen handfesten Wurfgeschossen. Aber die Hunde kümmerten sich nicht um mich, so wütend waren sie mit der Austragung ihrer eigenen Angelegenheiten beschäftigt.

Schließlich hörte das wilde Toben auf. Die erregten Haufen lösten sich voneinander. Nur da und dort stand noch ein besonders Erbitterter über seinem Gegner wie ein Ringkämpfer und biß dem Unterlegenen die Schnauze zusammen. Das wütende Kampfgeheul verstummte, und nur das Winseln der Verwundeten, die hinkend mit eingezogenen Schwänzen das Weite suchten, füllte die Luft.

Als ich zum Landeplatz des Kompanie-Postens kam, wurden aus den Booten gerade mächtige Fellballen ausgeladen.

„Was sollen die denn hier?“ fragte ich einen der jungen Leute.

„Na, wir werden die kostbaren Felle doch nicht auf die gefährliche Fahrt ins Eis hinauf mitnehmen!“ antwortete der, „keine Versicherung würde dafür das Risiko übernehmen. Wir laden hier alles aus und laden es auf der Rückreise wieder ein, wenn — wir heil wieder zurückkommen.“

Wir fuhren auf die „Nascopie“ zurück. Also wurde es langsam Ernst mit der Arktis.

An der Reling stand der Bischof. Bei seinem Anblick fiel mir die „Pulverkirche“ wieder ein.

„Sie gehörte den Mährischen Brüdern“, gab er mir bereitwillig Auskunft. „Deren Mission war die älteste in Labrador. Sie besaßen alte Rechte und auf Grund deren ein Pelzhandelsmonopol, mit dessen Erträgnissen sie ihre Mission finanzierten. Als der Krieg ausbrach, nahm man es ihnen. Die Hudson's Bay Company trat an Stelle der Mission. So wurde die Kirche zum Pulvermagazin.“

„Ich sah den Abzug der Brüder“, schloß der Bischof. „Ich habe niemals in meinem Leben alte, reife Männer so erschütternd schluchzen gehört.“

V. Durch die Davisstraße ins Polareis

20. Das gefrorene Licht — Seelen spielen Fußball

An Bord der „Nascopie“ in der Davisstraße.

In der Nacht nach Port Burwell lockte uns ein heller Schein vor dem Kabinfenster, gerade als wir uns schlafen legen wollten, nochmals an Deck.

Am Himmel stand eine seltsame Erscheinung, die wie ein Streifen übriggebliebenes Tageslicht aussah. Es war ein unwirkliches Licht. Es fehlte ihm die warme Tönung der Abenddämmerung. Außerdem stand es nicht am Horizont, sondern hoch am Himmel.

Wir gingen auf die Back, wo wir den besten Ausblick hatten. Als wir dort anlangten, hatte sich die fremdartige Lichterscheinung bereits verändert. Sie ging jetzt quer über den ganzen Himmel, und im nächsten Augenblick war sie ein geschlossener Kreis, eine riesige Krone, die am sternbesäten Firmament hing.

Jetzt wurde es klar: Nordlicht. Gespannt blickten wir nach oben. Der Lichtbogen war in ständiger, zitternder Bewegung, und wir erkannten, daß er aus Myriaden von Lichtstrahlen bestand, Lichtstäben, die senkrecht nebeneinander gereiht waren. Sie formten oben am Himmel eine kreisrunde Mauer, jedoch eine Mauer, die nur aus zwei Dimensionen bestand. Sie war nur lang und hoch, jede Ausdehnung in die Breite fehlte ihr. Es war mehr wie ein Schleier, aber ein aufrecht stehender Schleier, eine Krone aus leuchtenden Glasstäben. Jeder einzelne der Leuchtstäbe aber war so dünn, daß

er überhaupt keine Körperlichkeit besaß. Ein gefrorenes Licht.

Wie die Krone sich wieder auflöste und an ihrer Stelle sich ein vielfach gewundenes Band um den Himmel schlang, als wolle es all die funkelnden Sterne in einem leuchtenden Strauße zusammenfassen, als dieses Band in sich erzitterte wie eine aus Millionen Glühbirnen aufleuchtende Lichtreklame, fiel mir plötzlich ein, daß die Eskimos das Nordlicht für Seelen Verstorbener halten, die in fröhlichem Spiel über den nächtlichen Himmel tollten.

Die Eskimos haben für ein primitives Volk eine erstaunlich geistige, unkörperliche Vorstellung von der Seele nach dem Tode. Aber wir müssen wohl überhaupt in der Religion die Unterscheidung zwischen Kultur- und Naturvölkern fallen lassen. Die Ideen mancher sogenannter primitiver Völker sind in dieser Hinsicht wesentlich durchgeistigter als die mancher sogenannter Kulturvölker. Viele Christen stellen sich sowohl Gott wie die abgeschiedenen Seelen in voller Körperlichkeit vor. Die Eskimos jedoch haben ein viel abstrakteres Bild von der menschlichen Seele. Die Toten leben in ihrem Reich zwar auch in Gestalt von Menschen, allein sie sind, „als ob sie aus Nichts bestünden“. Sie leben zwar auch in menschlichen Behausungen, aber sie bedürfen weder Tür noch Fenster. Sie gehen durch die Wände, wie überhaupt durch alle Körper hindurch, ohne jedoch wesenslose Schatten zu sein, wie die Bewohner des griechischen Hades. Im Gegenteil — sie sind fröhliche, von lebendigem Leben erfüllte Wesen.

Wie ich jetzt über mir die Lichtstäbe des Nordlichtes tanzen sehe, wird mir klar, woher die Eskimos diese erstaunliche Seelenvorstellung haben. Sie brauchen nur auf den nächtlichen Himmel zu schauen. Die wunderbare Erscheinung an ihm ist körperlich und körperlos zugleich. Diese gefrorenen Lichtstrahlen stehen zum Greifen körperlich am Himmel und

gleiten doch ineinander, über- und durcheinander hindurch wie Schatten.

Freilich, daß diese im Nordlicht verkörperten Seelen gerade Fußball spielen sollen, noch dazu mit dem runden Schädel eines Walrosses, wie die Eskimos glauben, ist für unser Empfinden eine allzu derbe, unpoetische Vorstellung. Uns scheint es eher, als ob die Seelen da oben einen fröhlich beschwingten Reigen tanzen. Uns dünken sie Millionen leuchtender Engel, seeliger, junger Wesen, die sich an den Händen halten, und deren Reihen sich wie in alten Volkstänzen in kunstvollen Figuren verschlingen, um sich ebenso kunstvoll wieder zu lösen.

Die Eskimos sind trotz all ihrer Spiritualität und trotz ihres starken religiösen Bedürfnisses ein Volk, das durch die Natur gezwungen ist, der materiellen Seite des Lebens die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden. In einem derart kargen Lande kann sich menschliches Leben nur halten, wenn Essen und der Gedanke an Essen die allererste Rolle spielen. Im heißen Indien vermag einer ein Gott wohlgefälliges Leben mit frommen Betrachtungen und einer Handvoll Reis zu führen. In der Arktis ist dies unmöglich, wenn nicht noch einige Kilo Fleisch und Fett dazu kommen.

Deshalb ist auch der Eskimohimmel verständlicherweise mit Karibus- und Moschusochsen, Walrossen und Seehunden dicht bevölkert. Das wesentliche ist, daß alle Seelen in ihm täglich satt werden.

In diesen Himmel, das „Land des Tages“ kommen allerdings nur Menschen, die ertrunken sind oder getötet wurden. Wer nicht durch einen gewaltsamen Tod entschühnt wurde, kommt nach dem Tode in das „Schmale Land“, eine Art Unterwelt, die aber keineswegs eine Hölle ist.

Das „Schmale Land“ ist ein Küstenstreifen zwischen zwei Meeren. Hier herrscht winterliche Dämmerung. Auch hier

gibt es Seehunde und Walrosse so reichlich, daß niemand zu hungern braucht, aber das Landwild fehlt, und man kann hier auch nicht so fröhlich Fußball spielen wie im „Land des Tages“.

Im „Schmalen Land“ büßt Sünde ab, wer welche abzubüßen hat. Ist das geschehen, so bleibt er im „Schmalen Land“, lebt dort aber genau so glücklich wie die Bewohner des Taglandes.

In dieser Anschauung liegt die weise Erkenntnis, daß es weniger auf die tatsächlichen Lebensumstände ankommt, als auf die seelische Einstellung, auf den Blickwinkel, von dem aus man sie betrachtet. Das „Schmale Land“ löst keine peinigenden, ängstigenden Vorstellungen aus. Immerhin aber ist der Anreiz, einmal in das „Land des Tages“ zu gelangen, so groß, daß der Eskimo, der nicht schwimmen kann, sich in seinem Kajak auf das riesige und stürmische Polarmeer hinauswagt. Der Tod im Meer ist für ihn das gleiche wie der Tod in der Schlacht für den Mohammedaner, der Schlüssel zum Paradies.

Die wissenschaftliche Erklärung fällt mir wieder ein, die der Expeditionsmeteorologe vor ein paar Tagen für das Nordlicht gab. Nach ihm wird es durch von der Sonne fortgeschleuderte Elektronen gebildet, die um den magnetischen Nordpol kreisen. Ich blicke hinauf in das unerhörte Lichtwunder, und die Erklärung des Meteorologen will mich gar nicht befriedigen. Da ist mir die der Eskimos beinahe lieber, daß es aus ballspielenden Seelen besteht. Diese Erklärung gibt jedenfalls dem Gefühl mehr und ist vielleicht ebenso richtig. Wenn ich nur denke, was sich seit meinen ersten Schuljahren an wissenschaftlichen Erklärungen der physikalischen und chemischen Phänomene alles geändert hat! Jedesmal sollte die letzte die allein gültige sein! Ich hätte beispielsweise im Abitur sagen sollen, daß das Kausalitätsgesetz nur bedingt gilt! Ich wäre schön durchgerasselt.

Das Nordlicht über uns ist inzwischen so überwältigend geworden, daß man an keine wissenschaftliche Erklärung mehr denken, sondern nur stumm und andächtig nach oben blicken kann.

Die wandernden Bänder gefrorenen Lichtes haben sich in einer Spirale zum Zenit des Firmaments hinaufgewunden, und von hier beginnt Licht, körperliches Licht herabzutropfen. Nach allen Seiten schießen die Strahlen herab, und im nächsten Augenblick ist es, als stünden wir inmitten einer strahlenden Kuppel. —

Der Himmel, der leuchtende Thron Gottes selbst, hat sich auf die Erde herabgesenkt, auf das leere, eisige Land und Meer des hohen Nordens, das der Mensch noch nicht entheiligt hat.

21. Eisberge in der Nacht

An Bord der „Nascopie“ in der Davisstraße.

Plötzlich wachte ich auf. Es war mitten in der Nacht. Das Schiff stand. Es ist immer ein unbehagliches Gefühl, wenn das Schiff auf offenem Meer hält, vor allem nachts. Irgend etwas ist dann los.

Ich schüttelte den Schlaf ab und richtete mich auf, um durchs Bullauge zu sehen. Dichter, dicker Nebel. Aber wir fahren wieder, ganz langsam; wir schoben uns mehr durch das Wasser.

Wie oft habe ich das schon erlebt. Das plötzliche Aufwachen in der Nacht, der dicke Nebel, das langsame Wiederanfahen und dann — das Nebelhorn! Gleich würde es aufheulen in langgezogenen, klagenden Tönen. Aber alles blieb still. Ich wartete und lauschte; nichts ließ sich hören. Lautlos wie ein Gespensterschiff glitten wir durch den Nebel.

Dann wurde ich mir mit einem Male bewußt, daß wir

ja mutterseelenallein auf dem Meere waren, die „Nascopie“ und sonst nichts. Auf dem weiten Atlant, auf der Unendlichkeit des Pazifik konnten wir nicht so allein und verloren sein wie hier im arktischen Meer. Regelmäßige Routen gibt es hier nicht. Der Walfang hat aufgehört. Die Neufundlandfischer fahren nicht so weit nordwärts, und Expeditions- oder Forschungsschiffe, denen wir allenfalls hätten begegnen können, waren in diesem Jahre nicht unterwegs. Wir waren tatsächlich allein. Wozu also Dampf für die Sirene verschwenden, niemand konnte uns hören!

Ich stand noch am Kabinensfenster und sah hinaus, da zeichneten sich im Nebel, undeutlich und dennoch unheimlich wirklich, zackige Umrisse ab. Einen Augenblick stand es wie eine Drohung gerade vor mir. Dann hüllte der Nebel es wieder ein.

Wir waren doch nicht allein, wenn uns auch niemand hören konnte. Unentwegt zog es uns entgegen, lautlos wie Schatten, aber von tödlicher Gewalt, wenn wir in voller Fahrt dagegen prallten: Eisberge!

Aus dem Lancasterfund treiben sie heraus, Produkte der riesigen Eisfabrik der Zentralarktis. Von den grönländischen Gletschern brechen sie ab, vor allem von denen der Melvillebucht, den Robeson- und den Kennedykanal ziehen sie herunter, direkt vom Pol her. Und alle, alle sammeln sich in der Davisstraße und schwimmen nach Süden.

Langsam dampfen wir die Davisstraße hinauf, all den Gletschern entgegen, das heißt, nein, jetzt halten wir doch. Der Nebel ist zu dicht geworden. Ich kann vom Kabinensfenster nicht einmal mehr bis zum Wasser hinuntersehen.

Beruhigt lege ich mich wieder hin und schlafe weiter. Wir haben einen ausgezeichneten Kapitän mit langjähriger Erfahrung im Eis. Und wenn — das wußten wir ja, ehe wir an Bord gingen, daß jede Arktisreise, auch heute noch,



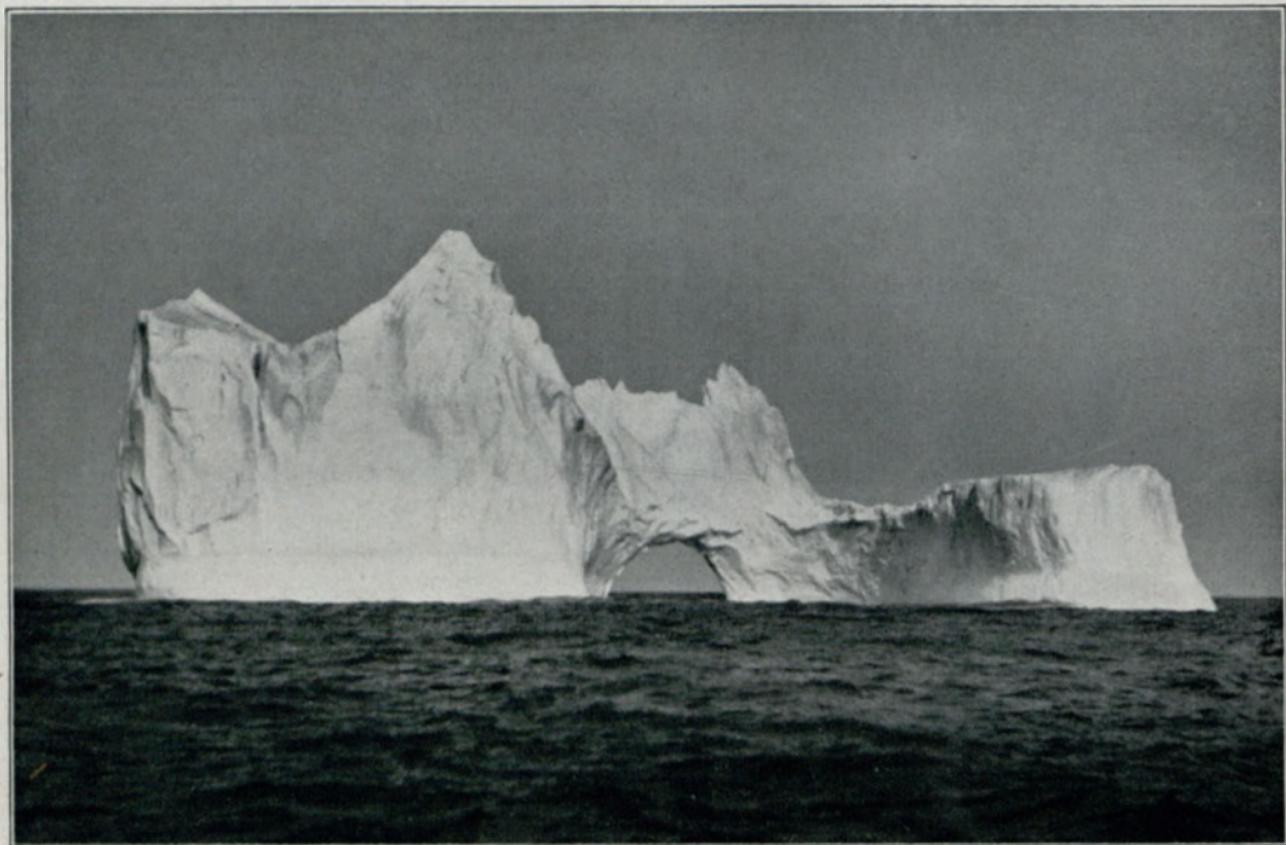
Die Hunde schienen im Zweifel, ob sie mich als Eindringling oder als neuen Herrn ansehen sollten.

(S. 96.)



Sie folgten mir bis zu genau der gleichen Stelle, an der sie mich begrüßt hatten.

(S. 97.)



Wir standen an der Reling und schauten auf das Eiswunder.
(S. 105.)

phot. Hellemer

auch auf einem Eisbrecher ein gewisses Risiko einschließt. Wozu sich also vorzeitig beunruhigen!

Ich schlief tief und fest. Am nächsten Morgen war der Nebel fort, wenigstens im Osten; hier war der Horizont frei und klar. Gegen Westen jedoch dehnte sich eine endlose Dunstbank. Es waren die Wolken, die Baffinland einhüllten. Wenn für Augenblicke der Dunstschleier riß, sah man auf Gletscher und schneebedeckte Berge.

Wir fahren die Dunstbank entlang über mäßig bewegte See. Eisbrocken kommen uns entgegengetrieben. In der Ferne blinkt heller Schein auf. Das heißt mehr Eis, große Berge, die noch unter dem Horizont stehen, aber ihr weißes Leuchten gegen den Himmel reflektieren.

Ich holte die Kamera und postierte mich am Bug. Da trat auch schon der erste Eisberg über die Kümme, groß wie ein Turm.

Rasch kam er näher. Er trieb gerade auf uns zu. Scheinbar erst im letzten Augenblick änderten wir den Kurs.

Wir standen an der Reling und schauten auf das Eiswunder. Nicht wir allein. Alle Mitglieder der Expedition, die Mounted Police, der Bischof, die Besatzung, soweit sie dienstfrei war, stand und starrte offenen Auges auf den riesigen Berg, dieses Gebirge aus Eis.

Es war ein ungeheurer, zackiger Block, hinter dem ein viereckiger Turm aufstieg, so gleichmäßig, als hätten Menschenhände ihn mit Lot und Wasserwaage gefügt.

Mitten im Block zeigte sich eine riesige Höhle. Sie sah aus wie die Behausung eines vorsintfluthlichen Drachens. Wie der Berg näher trieb, wurde die Höhle immer größer. Gleichzeitig fiel von rückwärts ein heller Schein in sie. Hatte sie denn ein Fenster?

Da war der Block mit uns auf einer Höhe, und wir sahen, daß er in der Mitte hohl war. Ein riesiges Gewölbe

durchbrach ihn. Wie durch einen Torbogen von ungeheueren Ausmaßen konnte man durch die Eiscrotte hindurchsehen.

Wortlos standen wir an der Keling. Wie der Berg vorbeiglitt, schloß sich das Tor langsam und wurde wieder zur Höhle. Aber nun zeigte sich ein neues Wunder. Der Turm, der scheinbar ein Teil des Eisblocks gewesen war, stand abgesondert hinter dem Klotz mit dem Torgewölbe. Beide erhoben sich über einer Eisplatte, die flach wie ein Tisch war, wie eine Ebene. Auf dieser Ebene hinter dem Eisberg erhob sich frei der Turm.

Er war viereckig. Alle vier Seiten waren ganz gleich, seine Kanten haarscharf, und er war höher als die Maste unseres Schiffes. Eine schier ungeheuerliche Masse von Eis mußte unter diesem hohen und künstlichen Gebilde im Meer schwimmen. Nur der siebente Teil eines Eisberges ragt ja über die Wasseroberfläche. Sechsmal so viel Eis als sichtbar ist, schwimmt unter Wasser. Diese unsichtbare Eismasse unter dem Meerespiegel ist es, die Eisberge so gefährlich macht.

Wir gingen nicht mehr unter Deck. Wir blieben am Bug stehen und ließen Berg auf Berg an uns vorbeiziehen. Schließlich kam einer, der der größte von allen war. Aber wie ich die „Contax“ hob, sah ich, daß der Film in der Kamera abgelaufen war. So rasch ich konnte, wechselte ich die Rollen. Es dauerte einige wenige Augenblicke, aber wie ich den Kopf hob, war der Berg fort.

Ich fühlte einen tödlichen Schreck. Eben war der Eisberg doch noch vor mir gewesen. Er konnte doch höchstens eine kurze Strecke weiter getrieben sein. Er konnte sich doch nicht in Luft aufgelöst haben. Da sah ich noch einmal, für Sekunden, die Konturen des Eisblockes, dann war er verschwunden, wie verschluckt vom Nichts. Jetzt erkannte ich erst, daß Nebel ihn verschluckt hatte. Wo eben noch freies Meer gewesen war, breitete sich weißlicher, undurchdringlicher Dunst.

Ich sah nach vorn. Auch hier undurchdringliche Schleier. Hinter diesen Schleiern aber rückten wie eiserne Tankungeheuer hinter Gaswolken die eisigen, zackigen Berge gegen uns vor.

22. Arktischer Sonntagsdienst.

An Bord der „Nascopie“ in der Davisstraße.

Jeden Sonntag haben wir Dienst: vormittags Gottesdienst und nachmittags Bootsmanöver.

Den Gottesdienst halten die „Großmächte“ an Bord getrennt ab, die katholische Kirche den ihren bereits morgens um halb sieben; an der Messe, die der Bischof liest, nehmen aber nur die paar französischen Kanadier teil, die unter der Besatzung sind.

Die Großmacht Staat ruft um halb elf zur Kirche. Dann versammelt der Major die Seinen um sich, und jedes Mitglied der Regierungsexpedition hat zu erscheinen.

Die Großmacht Hudson's Bay Company bezeugt ihre Selbständigkeit dadurch, daß sie dem anglikanischen Gottesdienst vollzählig fernbleibt. Im übrigen sind die Hudsonbai-Leute fast durchweg Schotten und somit Presbyterianer. Auch die Mounted Police möchte gern als eigener Machtfaktor gelten und drückt sich daher größtenteils.

Wir drei nehmen als Protestanten am staatlichen Gottesdienst teil. Ihm geht gewöhnlich eine lange Beratung voran, welche Lieder gesungen werden sollen. Der Major ist ein großer Sänger; er singt zwar mehr laut als schön, aber er kann die Texte auswendig, und wir bewundern ihn sehr, wenn er die längsten Lieder von der ersten bis zur letzten Strophe hersingen kann, ohne einen Blick in das Gesangbuch werfen zu müssen.

Wir sind bezüglich der Lieder natürlich arg gehandikapt, sowohl was den Text als auch was die Melodie anbetrifft. Gewöhnlich müssen wir bis zur zweiten, dritten Strophe

warten, bis wir voll mitsingen können. Nur einmal, als ein Lied nach der Melodie „Deutschland, Deutschland über alles!“ gesungen wurde, rissen wir von Anfang an die Führung an uns.

Nach dem Lied liest der Major einen Abschnitt aus der Bibel vor, mit Vorliebe Abschnitte aus dem Alten Testament. Dann wird gesungen, gebetet und nochmals gesungen. Das Ganze ist so nüchtern und formlos wie möglich. Trotzdem hinterbleibt ein gewisser Eindruck. Man vergißt eben doch nicht, daß man im Eise der Arktis segelt.

Ich muß während des Gottesdienstes und vor allem während der Bibelvorlesungen immer daran denken, wie reif die Zeit doch für die Erneuerung unseres Glaubens ist und für die Anpassung der ewigen Wahrheit an uns gemäße Formen. Sicher läßt sich die ewige Wahrheit auch in jeder Zeile des Alten Testaments finden. Aber muß sie uns gerade in der Form zugeführt werden, die ein nomadisierendes Wüsten-volk vor etlichen tausend Jahren als ihm gemäß ausbildete?

Wir sind auf diesem Schiff lauter weiße Männer, lauter nordische Männer. Im Falle der Gefahr sind wir alle aufeinander angewiesen. Ließe sich nicht auch eine Form finden, in der wir alle gemeinsam zu Gott beten können? Wäre das nicht natürlicher und selbstverständlicher, als daß wir uns in verschiedene Bekenntnisse teilen, während gleichzeitig braune, gelbe und schwarze Menschen in der gleichen Form Gott bekennen, Menschen, an deren geistigem und seelischem Leben wir im übrigen keinerlei Teil haben, und von denen uns eine Mauer trennt, auch wenn sie Lutheraner oder Katholiken heißen. Ich glaube, daß die Zeit reif für die nationale Kirche ist, reif dafür, daß jedes Volk die eine, ewige Wahrheit in der ihm gemäßen Form bekennt und erkennt. Wie nah alle Völker der einen ewigen Wahrheit sind, erfuhr ich erst wieder hier im arktischen Norden, wo ein alter Eskimo-

zauberer bekannte: „Alle wahre Weisheit ist nur fern von den Wohnungen der Menschen zu erlernen, draußen in der großen Einsamkeit, und sie kann nur durch Leiden erreicht werden. Entbehrung und Leiden sind das einzige, was die Seele der Menschen für die Dinge öffnet, die verborgen sind!“ — Klingt das nicht ebenso christlich oder christlicher als ganze Kapitel des Alten Testaments?

Daß wir eine Gemeinschaft sind, die im Falle der Gefahr aufeinander angewiesen ist, wird uns im allsonntäglichen Nachmittagsdienst vor Augen geführt. Der ist streng gemeinsam, und an ihm darf keiner fehlen, unter keinen Umständen und unter keinerlei Vorwand.

Auch auf andern Schiffen gibt es Bootsmanöver, und auch auf ihnen werden gelegentlich die Boote herabgelassen. Die Passagiere jedoch werden selten oder nie behelligt. Im Gegenteil, man zeigt ihnen nicht gern, daß überhaupt die Möglichkeit besteht, daß die Boote einmal benutzt werden müßten. Tatsächlich ist ja auch eine Fahrt auf einem der großen, modernen Schnelldampfer sicherer als eine Reise mit der Eisenbahn.

Bei uns ist es ein wenig anders. Arktisches Meer ist eine Sache für sich. Natürlich haben auch wir Radio an Bord. Aber es nützt uns kaum etwas, wenn wir SOS-Rufe ertönen lassen. Wir sind viel zu weit von allen übrigen Schiffen entfernt, als daß eins uns rechtzeitig zu Hilfe kommen könnte. Und dann — dürfte ein gewöhnliches Schiff, das nicht für die Arktis gebaut ist, wagen, uns hierher in das Eis nachzufahren, ohne selbst ein übermäßiges Risiko zu laufen? — Nein, wir sind im Notfall alle auf die Boote angewiesen. Daß sie nicht zum Schein mitgeführt werden, zeigt die Art, in der der Kapitän die Bootsmanöver durchführt. Wenn die Dampfpeife schrillt, hat jedermann in wenigen Sekunden an seinem Platz zu sein, angetan mit Rettungsgürtel, auch der

Bischof, auch meine Frau, auch Ralph. Jeder hilft mit, das Boot klarzumachen, dem er zugeeilt ist.

Es ist ein sportlicher Ehrgeiz, sein Boot als erstes aus-
geschwungen zu haben. Wir sind Boot 2 und waren bisher
jedesmal die ersten. Im Boot 1 sitzen die „Großmächte“. Als
wir mit unserm Boot fertig waren, Boot 1 aber immer noch
nicht klar war, meinte mein Kamerad zum Geologen, der zu
unserer Bootsmannschaft gehört, sie fände es nicht richtig,
daß all die würdigen alten Herren zusammen in einem Boot
wären.

“You are right”, sagte der Geologe, “When it comes
to the point, it will be all pretty tough eating” — auf
deutsch: „Die würden eine zähe Mahlzeit abgeben, wenn es
drauf und drankommt.“

Auf der andern Seite haben sich die „Großmächte“, ob-
gleich sie schon den Priester in ihrem Boot haben, auch noch
den Doktor dazu genommen. Dabei sitzt der an unserm Tisch
und gehörte eigentlich in unser Boot.

„Die ‚Großmächte‘ haben sich den verfügbaren seelischen
und leiblichen Beistand gesichert, was ich nicht sehr fein finde“,
meinte ich zum Geologen, als wir unser Boot wieder an seinem
Platz hatten und die Schwimmwesten ablegten.

„Ja“, meinte er, „die sind versorgt, “from birth to
death” — „von der Wiege bis zum Grabe!“

Man mag diese Scherze in unserer Lage für nicht ganz
passend halten, allein jeder, der in langwährender Gefahr war,
weiß, daß man ihr am besten dadurch begegnet, daß man sie
sich einmal in ihrem ganzen Grauen vorstellt. Nur dann kann
man im entscheidenden Augenblick instinktmäßig richtig han-
deln, auf der andern Seite aber braucht man einen derben
Humor, um die mögliche seelische Depression, die sie auslösen
könnte, von sich abzuwenden. Im Kriege haben wir es auch
nicht anders gemacht.

Damit soll natürlich beileibe nicht gesagt werden, daß unsere Reise der Gefährdung im Kriege auch nur im entferntesten gleichkommt, aber daß jede Arktisfahrt auch heute noch ein gewisses Risiko einschließt, wird einem auf diesem Schiff, auch abgesehen von den Bootsmanövern, doch unwillkürlich und unvermeidlich immer wieder vor Augen geführt.

23. Der Eisbrecher tritt in Thätigkeit

An Bord der „Nascopie“ in der Baffinbucht.

Es war mitten während des Mittagessens, und mit einem Male war die Aufregung da, niemand wußte, wie und warum. Hielten wir? — Hatte etwas gekracht? Jedenfalls war der Kapitän plötzlich verschwunden, der doch noch eben unter uns gegessen hatte.

Aber da krachte es mächtig, und das ganze Schiff erzitterte. Wir stürzten an die Reling. — Richtig, wir waren mitten im Eis. Als wir uns zu Tisch gesetzt hatten, war das Meer noch völlig frei gewesen. Natürlich waren Eisberge vorbeigezogen und eine Fülle treibenden Eises, aber das war all die letzten Tage schon der Fall gewesen. Jetzt jedoch waren wir mitten im Eis. Soweit wir sehen konnten Eis, weiß und blau und grün.

Der Eindruck war so überwältigend, daß man ihn im ersten Augenblick gar nicht in sich aufnehmen konnte. Es war eine Sekunde allgemeiner Sprachlosigkeit. Da rief einer „Robben!“

Richtig, da waren sie, auf einer blauen Eisscholle, die gerade auf uns zutrieb. Nun brach die Aufregung aus. Alles stürzte nach vorn. Laut wurde nach Harpunen gerufen. Ich rannte nach meiner Kamera.

Die Robben jedoch warteten das Harpuniertwerden nicht ab, sondern zogen es vor, rechtzeitig unterzutauchen. Aber

was machte das uns! Das unvergleichlich Großartigere und Gewaltigere war das Eis, durch das wir krachend unsern Weg nahmen.

Das war also der berühmte „Mittel-Pack“, das Packeis der Davisstraße. Es kam dieses Jahr ungewöhnlich spät. Deshalb waren wir bisher verhältnismäßig unbehelligt bis fast in die Baffinbucht gefahren. Jetzt war es da. Es baute sich auf vor uns wie eine Mauer, gewaltig und scheinbar grenzenlos. Das viel Erstaunlichere, das wahrhaft Unheimliche jedoch war, daß das Eis, das von einem Horizont zum andern reichte, ebenso rasch verschwand wie es gekommen war. Ehe man das Ereignis noch in seiner ganzen Größe erfaßt hatte, war es vorbei.

Schon wurde das Eis lichter, schon folgten die Schollen seltener, schon zeigten sich blaugrüne Stellen offenen Wassers, und dann waren wir wieder im freien Meer.

Das Eis hörte freilich nicht völlig auf. Dauernd trieb es in großen und kleinen Schollen, in Eisbergen aller Größe, in Graulern und Eisfeldern an uns vorbei. —

Mit der Zeit lernten wir das Eis kennen und die verschiedenen Typen, die Wind und Wasser aus den Stücken herausmodellieren, die dauernd von den grönländischen und zentralarktischen Gletschern abbrechen.

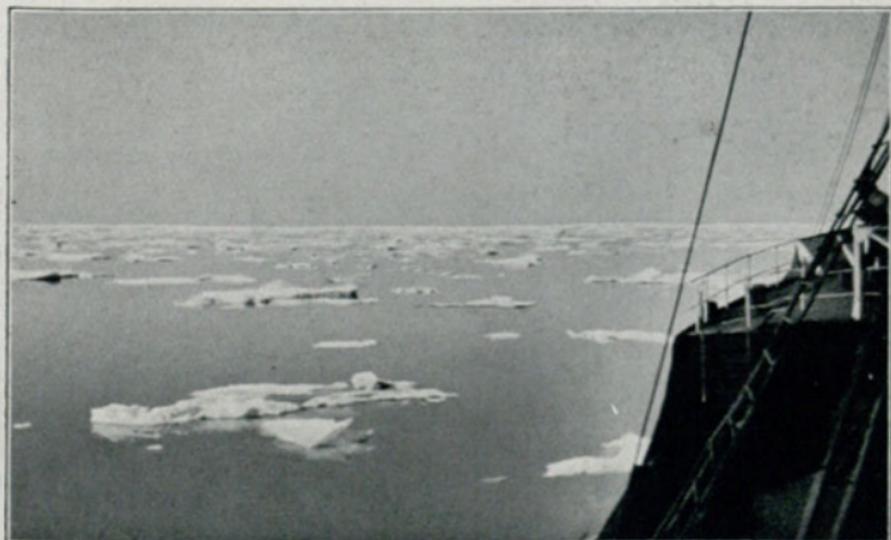
Die häufigste Art der kleinen Brocken ist die des Wasservogels. Bald gleicht er mehr einem Schwan, bald einer Ente. Aber die Form ist immer die gleiche: der vorgestreckte Kopf und die ausgebreiteten Flügel. Mitunter erreicht diese Art gewaltige Ausmaße, und dann gleicht sie mehr einem Flugzeug oder Flugdrachen aus der Vorzeit. Die größeren Stücke aber — etwa vom Rauminhalt eines Hauses — sehen aus wie phantastische Pilze.

Sobald der Eisblock erst einmal in Bewegung geraten ist, arbeitet das Wasser ständig an ihm. Es schafft Rollbahnen,



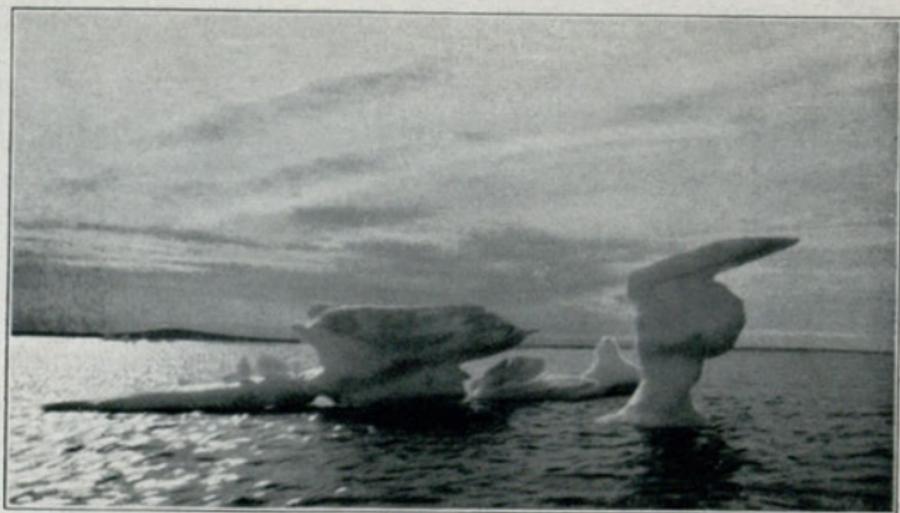
Das also war der berühmte „Mittel-Pack“, das Packeis der Davisstraße.

(S. 112.)



Das Unheimliche jedoch war, daß das Eis ebenso rasch verschwand wie es gekommen war.

(S. 112.)



Wind und Wasser modellieren groteske Formen.
(E. 112.)



Gletscher fließen wie breite, weiße Farbstreifen vom grauen
Himmel herunter.
(E. 120.)

an denen es auf- und abfließt, Höhlen, in die es aus- und einströmt. Dadurch wird das schwimmende Eisstück immer stärker hin- und hergeschaukelt, und die Wellen können es immer kräftiger bearbeiten. In manche Eisberge ergießen sich beim Eintauchen wahre Wasserfluten, um beim Auftauchen in Kaskaden und Wasserfällen wieder herunter- und herauszufließen.

So entsteht diese seltsame Pilzform. Über dem unter Wasser schwimmenden festen Block erheben sich Pilze und Schwammerlinge aller Größen, zwischen denen ständig das Wasser rauscht. Mitunter gibt es Blütenkelche mit den zierlichsten Stielen oder zackige Korallen.

Das Wunderbarste aber sind die Farben, in denen all diese Eiswunder leuchten. Die Grundfarbe ist ein schneeiges Weiß oder ein glasklarer Kristall. Dazwischen und darunter aber schimmert es von einem so intensiven, leuchtenden Blau, wie man es kaum noch irgendwo auf der Welt findet.

Diese Bläue geht durch alle Schattierungen, vom zartesten Blau bis zu ganz dunklen, schon fast violetten Tönen. Das vom Wasser bedeckte Eis aber, aus dem all die Blütenwunder erblühen, leuchtet in einem ganz zarten Grün. Auch dieses Grün wirkt genau wie das Blau überirdisch schön, erfüllt von einem inneren Leuchten und Glühen.

Man kann Stunden, man kann Tage trotz des eisigen Windes an Deck stehen und wird nicht müde, auf das ununterbrochen vorbeiziehende Eis zu schauen, und so ungezählte Mengen man auch vorbeitreiben sieht, so sind doch nicht zwei Blöcke oder zwei Berge darunter, die einander völlig gleichen.

Zum Schluß der Fahrt durch die Davisstraße, als wir schon in der Baffinbucht waren und bereits nach Westen steuerten, um in den Lancasterfund einzubiegen, kamen wir noch einmal in festes Packeis. Es schien zuerst, als gäbe es gar keinen freien Weg hindurch und als müßten wir wie-

der auf die Kraft unseres eisbrechenden Buges und unserer starken Maschine vertrauen. Im letzten Augenblick aber zeigte sich eine schmale Rinne, gerade breit genug, um das Schiff hindurchzulassen.

Wie ein gelehriger Hund folgte das Schiff dem Steuerdruck und bog in die Rinne ein. Sie war wirklich sehr schmal. Rechts und links streiften knirschend die Schiffswände an. Während wir hindurchfuhren, tauchte am Himmel ein neues ungewöhnliches Phänomen auf. Ein Tor wie ein Regenbogen, aber er war ohne die gewohnten Farben, sondern schneeweiß wie alles in der Arktis.

Es war ein Nebelbogen. Als er sich über uns am Himmel spannte und wir darunter die schmale, dunkle Wasserrinne im Packeis durchfuhren, war uns, als täte sich jetzt erst die wahre Arktis vor uns auf, um uns in ihr ewiges, eisiges Schweigen einzulassen.

VI. Das Geheimnis des Lancasterfundes

24. Das Opfer des Eisblinks

An Bord der „Nascopie“ im Lancasterfund.

Als wir aus der Baffinbucht nach Westen in den Lancasterfund einbogen, lag er breit und offen vor uns, eine klar erkennbare Meeresstraße, ein Meer fast. Gen Süden zu war überhaupt kein Land zu erblicken, und im Norden zeigte sich die Südküste der Devoninsel nur in schattenhaften Umrissen. Ein frischer Wind wehte, und die Wellen kamen in breiter Front den Sund herausgerollt, eisengrau mit weißen Schaumkronen. Kein Schiffer, der die Baffinbucht heraufpolwärts segelte, konnte einen Augenblick im Zweifel sein, dass hier eine breite Straße nach Westen führte, die geheimnisvolle, langgesuchte Straße zu den Schätzen Chinas und Indiens — die Nordwestpassage.

Trotzdem hat der Lancasterfund sein Geheimnis lange genug bewahrt; er hat zuletzt meinen Vorfahren, den Kapitän John Ross genarrt, als der vor etwa hundert Jahren im Auftrage der britischen Admiralität mit seinen beiden Schiffen „Isabella“ und „Alexander“ von der Baffinbucht aus einen Weg in den Pazifischen Ozean suchte.

Ich weiß noch wie heute, wie mein Vater mir von den beiden berühmten Vorfahren John und James erzählte, die jahrelang in der Arktis nach der Westlichen Durchfahrt suchten, dabei den Magnetischen Nordpol entdeckten und schließlich nach unendlichen Mühsalen und Gefahren mit knapper Not gerettet wurden. Damals ahnte ich nicht, daß es mir

einmal selbst vergönnt sein würde, auf ihren Spuren in der Arktis zu reisen, noch dazu einen zehnjährigen Sohn zur Seite, der heute noch nicht begreifen kann, was es bedeutet, als Kind Gegenden der Erde zu sehen, deren Anblick noch vor kurzem mit tödlicher Gefahr bezahlt werden mußte.

Es ist das letzte Stück des „Okeanos“, das heute erschlossen wird. Der Okeanos war einst das Weltmeer, das die bewohnte Erde umschloß, das Grenzenlose. In der Vorstellung aller Völker war es dieser Weltozean, der die Grenze des Endlichen darstellte, die unüberschreitbare Barriere. Er umgürtete das Weltbild der Griechen wie das der Inder und Germanen. Es spukte noch in den Köpfen der Besatzung der Karavellen des Kolumbus, die befürchtete, in dem Rachen der Seeungeheuer zu landen, die diesen Ozean bevölkern.

Wie die Neue Welt entdeckt war, der Globus umfahren, zog sich der Okeanos nach den beiden Polen zurück. Hier blieb er Grenze, die Grenze des Unbetretbaren, Unbefahrenen.

Heute sind beide Pole entdeckt. Diese Entdeckung bedeutet jedoch praktisch nicht mehr, als die erste Fahrt des Kolumbus, weniger noch. Die Pole und das sie umgebende Meer und Land sind noch nicht einbezogen in die Weltwirtschaft, noch nicht eingegliedert in den Weltverkehr. Hier ist das Meer nicht die breite, bequeme Handelsstraße, die es heute sonst überall auf der Erde darstellt, sondern immer noch Okeanos, das Grenzmeer, das die bewohnte Welt von der unbewohnten scheidet.

Wir sind heute dabei, diese Grenzen zu verrücken, sie völlig aufzuheben, auch das Eismeer und das letzte Polargebiet zu erschließen. Dieser Aufgabe dient die Fahrt unserer „Nascopie“ über die letzten Handelsposten der Hudson's Bay Company hinaus, sie bedeutet die faktische Inbesitznahme und Sicherung dieser Gebiete, die wir uns vor kurzem noch ledig-

lich als „Nacht und Eis“ vorstellten, die in naher Zukunft jedoch bereits einen wirtschaftlichen Wert bekommen können.

So setzen wir nur das Werk von John und James Ross fort, allerdings mit weiterer Zielsetzung und mit modernen Mitteln. Und mit welchen modernen Mitteln! Wie jetzt der Wind weiter auffrischt und die Wogen in wildem Aufruhr gegen unsern Bug anprallen, muß ich an John Ross denken, dem auf seiner ersten Reise nur Segler zur Verfügung standen. Welch mühevoller, ja fast aussichtsloser Arbeit muß es gewesen sein, gegen solchen Wind anzukreuzen!

Auf der zweiten Reise hatte das Schiff von Kapitän Ross zwar bereits eine Maschine eingebaut, die ein Paar Schaufelräder betrieb. Aber wie kümmerlich war diese Maschine! Volle zehn bis zwölf Umdrehungen in der Minute brachte sie fertig! Wenn es gut ging, ließen sich mit ihr ganze zwei Kilometer in der Stunde zurücklegen!

John Ross kam auf seiner zweiten Reise nur dadurch den Sund herauf, daß es vollständig windstill und der Sund nicht durch Eis versperrt war. Auf der ersten Fahrt aber verstopften Eisschollen ihn fast bis zur Mündung. An ihnen scheiterte die Weiterfahrt und wäre beinahe der ganze Ruf von John Ross als Seemann und Polarfahrer zerschellt.

Wie alles in der Arktis hat auch Eis die seltsame Eigenschaft, aus der Ferne viel größer zu erscheinen, als es in Wirklichkeit ist. Es kommt nicht so selten vor, daß einer einen Eisbär zu schießen glaubt, der sich als armseliges Polarhäschen herausstellt, wenn der stolze Jäger seine Beute holt.

Diese Erscheinung beruht auf der arktischen Luftspiegelung, und sie ist ganz besonders beim Eis zu beobachten. Wir fielen anfangs regelmäßig darauf herein, glaubten, wunder was für riesige Eisberge sich dem Schiff näherten, und beim Näherkommen entpuppten sie sich als armselige Brocken. Oder das ganze Meer schien durch einen ununterbrochenen Eispaß

gesperrt; war man aber dicht heran, so stellte er sich als ein Feld lose treibender Schollen heraus, die zu durchfahren weiter keine Schwierigkeiten machte.

Man nennt diese Erscheinung Eisblink. Ein Opfer solchen Eisblink wurde John Ross. In seiner Instruktion hieß es ausdrücklich, daß er alles tun solle, um seine Schiffe nicht unnötig aufs Spiel zu setzen. Er hatte also berechnigte Furcht, in diese Eismauer, die so dicht und undurchdringlich ausah, hineinzusegeln.

Ross meldete zu Hause jedoch noch etwas anders, und daraus konnte man ihm eher einen Vorwurf machen. Er meldete, daß der Lancasterfund keine Meeresstraße, sondern eine Bucht sei. Er beschrieb deutlich das Gebirge, das diese Bucht abschloß, ja fertigte sogar eine genaue Zeichnung von ihm an und nannte es zu Ehren seines Vorgesetzten, des Sekretärs der Admiralität, Crockergebirge.

Dies war nun das Allerschlimmste und Allerdümmste, das John Ross tun konnte; denn der Sekretär der Admiralität vergab ihm nie, daß er eine Nebelbank nach ihm benannt hatte. Als solche stellte sich das Crockergebirge nämlich heraus, und zwar bereits im folgenden Jahr, als Parry bei klarer Sicht, an einem eisfreien Tag wie heute durch den Sund und mitten durch das Crocker„gebirge“ hindurchsegelte.

Es war besonders peinlich für Ross, daß sein eigener Leutnant ihn desavouierte, der als Kommandant des zweiten Schiffes an seiner verunglückten Polarexpedition teilgenommen hatte. Parry erklärte nach der Rückkehr, er habe das Crocker„gebirge“ von vornherein für eine Nebelbank gehalten, woraus sein Kapitän ihm mit Recht den Vorwurf machte, das hätte er früher sagen sollen.

Aber nun half das nichts mehr. John Ross war der Mann des Crocker„gebirges“ und Parry der glückliche Entdecker, der dem Sund sein Geheimnis entrissen hatte; denn

er hatte ihn zu Ende durchfahren und auch noch seine Verlängerung. Parry gelangte beinahe durch bis an den Pazifischen Ozean und wäre so um ein Haar der Entdecker der so lange und so schmerzlich gesuchten Nordwestpassage geworden. Aber schließlich kam auch er nicht weiter, und es ist bis heute auch noch niemand auf dieser Route weitergekommen. So breit und so bequem sie auf der Karte aussieht, so eng und unfahrbar wird sie in Wirklichkeit schließlich durch die Eisverhältnisse. Es sollte noch viele Jahrzehnte dauern und noch viele Opfer kosten, nicht nur des Eisblinks, sondern des Eises selbst, bis das erste Schiff die Nordwestliche Durchfahrt erzwang.

25. Die Chimäre der Nordwestlichen Durchfahrt

An Bord der „Nascope“ im Lancasterfund.

Ist es nicht jedem von uns einmal so ergangen, daß er sich brennend etwas wünschte, daß er jahrelang danach trachtete, und wenn er es dann endlich hatte, da schien das Ersehnte gar nicht mehr so begehrenswert; wenn er den Goldklumpen in Händen hielt, dünkte dieser wertloser Stein!

Genau so erging es der Menschheit mit vielen, wenn nicht den meisten ihrer großen Ziele. Aber vielleicht ist um keins so zäh und unablässig gerungen worden, Jahrhunderte hindurch, wie um die Nordwestpassage, und keins stellte sich dann als so wertlos und gleichgültig heraus. Mühe, Ausdauer, Geld und Menschenleben wurden immer wieder an dieses eine Ziel gesetzt, eine Durchfahrt durch das Insel- und Eisgewirr im Norden des amerikanischen Kontinents zu entdecken, um so den direkten Seeweg nach Indien zu finden, der bereits das Ziel von Christoph Kolumbus gewesen war.

So viele, unter großen Hoffnungen ausgerückte und ausgesandte Expeditionen waren ergebnislos wieder zurückgekehrt

oder im Eis gescheitert, daß man schließlich die Hoffnung aufgab, daß die Nordwestpassage zur Chimäre wurde. Als sie dann doch aufgefunden wurde, in unseren Tagen erst, als Amundsen seine „Gjøa“ als erstes Schiff in dreijähriger, mühseliger Fahrt durch das Gewirr all der hundert eisgefüllten Kanäle hindurchgesteuert hatte, da erregte die Erreichung dieses Zieles, das einst die Phantasie ganz Europas beschäftigt hatte, nur mäßiges Aufsehen. Im Grunde ging es spurlos an einer Welt vorbei, die inzwischen ganz andere Interessen, ganz andere Pläne und Ziele hatte, ja, manche Leser dieser Zeilen werden kaum mehr wissen, daß es einmal so etwas wie die Nordwestliche Durchfahrt als großes Menschheitsziel gegeben hat.

Die Berge der Devoninsel, die den Lancasterfjord, die Zufahrtsstraße zur Nordwestpassage, im Norden begrenzen, treten langsam aus dem Dunst. Allerdings steigt der Nebel nur bis zur halben Höhe, so daß ihre zahllosen Gletscher, die diese Berge figern, wie breite weiße Farbstreifen vom grauen Himmel heruntergewischt sind. Erlebt man diese Anzahl von Gletschern in der Davisstraße, die zahllosen Gunde und Buchten, die in sie münden, an der grönländischen Küste, an Baffin- und Ellesmereland entlang, an all den vielen, vielen Inseln des arktischen Amerika, die jahraus, jahrein wahrhaft ungeheuerere Mengen Eis hervorbringen und mitunter selbst im Hochsommer die engen Fahrinnen völlig verstopfen, so wundert man sich nicht mehr, daß es Jahrhunderte dauerte, bis der Weg durch dieses Gewirr von Land und Eis entdeckt war. Man wundert sich vielmehr über die Zähigkeit, mit der dieses Ziel immer noch weiter verfolgt wurde, auch als man längst wußte, daß die Unbeständigkeit des Eises dieses Ziel selbst nach seiner Erreichung wertlos machte.

Das ist das erste, was einem hier in der Arktis auffällt, die unheimliche Schnelligkeit, mit der sich die Eisverhältnisse

ändern, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, ja, von Minute zu Minute. Eine Bucht, eine Wasserstraße, die eben noch völlig frei von Eis waren, können sich im Handumdrehen so gefüllt haben und so verstopft sein, daß kein Durchkommen mehr möglich ist. Ebenso rasch kann die Eisbarriere wieder verschwinden. Die Strecke, die Amundsen mit der „Gjøa“ fuhr, konnte bereits im folgenden Jahre, ja, am folgenden Tage unmittelbar hinter seiner Durchfahrt unpässierbar sein.

Tatsächlich ist sie hinter Amundsen auch niemand mehr gefahren. Die Hudson's Bay Company hat es versucht. Sie war dazu ja ehrenhalber verpflichtet; denn in ihrer Gründungsurkunde war die Auffindung der Nordwestlichen Durchfahrt als eins der Ziele der Gesellschaft angegeben. Sie war auch die einzige, die zu einer Zeit, als der Weltverkehr längst andere Wege eingeschlagen hatte, an dieser Route noch Interesse hatte. Sie hatte vom Atlantik wie vom Pazifik her ihre Handelsposten bis nach Boothia Felix vorgeschoben, an die langgestreckte Halbinsel des nördlichsten Amerika, die wie ein ausgestreckter Zeigefinger nach Norden weist und die die Passage nördlich um Amerika herum so schwierig macht.

Zwischen dem westlichen atlantischen und dem am weitesten nach Osten vorgeschobenen pazifischen Posten der Kompanie fehlte nur noch die Strecke an der Westküste von Boothia entlang, aber obgleich sie zwei Schiffe ausschickte, vom Osten wie von Westen gleichzeitig, gelang es ihnen nicht, sich zu treffen, und die Verbindung zwischen beiden konnte nur durch ein Motorboot hergestellt werden. Damit wurde die Unbenützbarkeit der Nordwestpassage endgültig erwiesen, trotz der Fahrt von Amundsen. Mit starken Eisbrechern, wie unsere „Nascopie“ einer ist, käme man wohl durch, allein ihr Betrieb ist viel zu kostspielig, als daß ihre Verwendung für diese Strecke in Frage käme, ganz abgesehen davon, daß die lange benötigte Zeit die Route um Nordamerika herum wirt-

schaftlich unrentabel macht; denn selbst für die Verschickung geringwertiger Güter rechnet man heute mit Wochen, wenn nicht mit Tagen, wieviel mehr bei den kostbaren Pelzen.

Trotzdem aber wird das arktische Gebiet, das sich nördlich des amerikanischen Kontinents bis zum Pol hin erstreckt, heute wieder aktuell. Im Grunde handelt es sich bei den Versuchen, den Pol zu überfliegen, um das gleiche Problem wie einst bei der Suche nach der Nordwestpassage: um den kürzesten und geradesten Weg nach Asien. Nur ein kleiner Unterschied gegenüber den Tagen von Cabot, Hudson, Frobisher und John Ross besteht: das Problem heißt heute nicht so sehr Europa-Kathai, wie man damals China nannte, sondern Amerika-Kathai.

Als wir vor Antritt unserer Arktisreise in Churchill waren, trafen wir überall auf Bilder Lindberghs. Das berühmte Fliegerpaar war kurz vor uns hier gewesen auf seinem Flug nach Labrador und Grönland, um die nördliche Flugroute nach Europa zu erforschen.

Diese Route ist aber nur eine Vorstufe zu der viel wichtigeren — wenigstens für Amerika wichtigeren — über den Pol. Ist diese einmal erforscht, so wird Amerika den größten Vorteil von der Kugelgestalt der Erde haben. Von Europa aus können wir den Weg nach Amerika wie den nach Asien höchstens abkürzen, indem wir die nördliche Route wählen. Die Strecke aber von Amerika nach Asien wird durch den Flug über den Pol auf ein Mindestmaß herabgesetzt. Der nächste Weg von Newyork nach Peking führt genau über den Pol, und die kürzeste Route von San Franzisko nach Moskau dicht am Pol vorbei. Es ist nicht ausgeschlossen, daß durch die Ermöglichung der Polroute der Schwerpunkt des Weltverkehrs eine ähnliche Verlagerung erfährt wie seinerzeit durch die Entdeckung Amerikas.

Einstweilen freilich brauchen Flugzeuge für eine so lange

Strecke noch Stützpunkte, und die sind in der Arktis nicht ganz so einfach zu schaffen. Die Erkundung solcher Stützpunkte gehört mit zu den Aufgaben der kanadischen Arktisexpedition.

Für viele mag der Polflug heute noch eine Chimäre scheinen, wie die Nordwestliche Durchfahrt es für manche unmittelbar vor ihrer endgültigen Auffindung war.

Möglicherweise ist auch die „Chimäre des Polfluges“ im Augenblick ihrer Verwirklichung bereits überholt, macht uns gleichzeitig mit dem ersten gelungenen Polflug das Stratosphärenflugzeug völlig frei von der Erde und drückt Strecken, die heute selbst für die schnellsten Flieger noch erhebliche Entfernungen bedeuten, auf einen Raßensprung herab.

26. Der Magnetische Nordpol

Dundas Harbour (North Devon Island).

Wir sind auf der Devoninsel gelandet, an einem hellen, klaren, fast warmem Tag, in einer fast eisfreien Bucht. Die großen Eisklöße, die am Strande liegen, deuten freilich darauf hin, daß es hier auch anders aussehen kann, und der Korporal der Mounted Police berichtet, daß er Sorge hatte, wir kämen zu spät. Bereits vor acht Tagen war die ganze Bucht bis weit in den Sund hinein zu und derart mit Eis blockiert, daß kein Fahrzeug durchgekommen wäre.

Der Korporal mit seinen beiden Konstablern und die dem Detachement zugeteilten Eskimos sind die einzigen menschlichen Wesen auf der ganzen Insel. Sie liegt bereits jenseits der bewohnten Zone. Bald werden auch diese paar Menschen, die hier Landeshoheit der Dominion-Regierung Eisbären, Walrossen und Seehunden gegenüber verkörpern, die Insel wieder verlassen haben. Die Polizeistation wird geräumt, und während wir drei eine Geröllhalde hinauf einer Art Paß

zuklettern, sehen wir, wie die gesamte Schiffsbesatzung einschließlich der Offiziere und Angestellten der Hudson's Bay Company nebst allen Polizisten sich daran machen, die am Strande aufgestapelten Vorräte des Polizeipostens in die Boote zu verladen.

Es ist Eile geboten. So still das Meer und so eisfrei die Bucht auch heute ist, so böse kann es morgen blasen, so daß als eine weiße Eisdecke starrt, was heute freies, blaues Wasser ist. Dann heißt es warten, viele Tage lang unter Umständen, oder die „Nascopie“ muß sogar plötzlich schauen, daß sie davonkommt, wenn sie nicht Gefahr laufen will, hier blockiert und für ein Jahr festgehalten zu werden.

Wie ich daran denke, wie rasch das Wetter umschlagen kann, ziehe ich der Sicherheit halber den Kompaß, als wir über den Paß jetzt weiter ins Land hineinwandern, um für alle Fälle die Richtung für den Rückmarsch festzulegen. Aber was ist das? Die Magnetnadel zeigt klar und deutlich nach Süden! Es ist eben Mittag vorbei, und der Kompaß weist in Richtung auf die Sonne.

Einen Augenblick bin ich verblüfft. Dann fällt mir ein, daß wir ja bereits nördlich des Magnetischen Nordpols sind, also muß die Kompaßnadel nach Süden zeigen oder vielmehr nach Südwesten. Aber sie zeigt überhaupt nicht. Sie bleibt auf jedem beliebigen Platz, auf den man sie rückt, stehen. Die Inklination, das heißt die magnetische Anziehung nach abwärts, ist hier in der Nähe des Magnetischen Poles bereits so stark, daß die Nadel in der Horizontalen blockiert ist, sich also nicht mehr bewegt. Das ist augenblicklich der Fall. Es kann aber auch sein, daß sie sich hier in der Nähe des Mittelpunktes der magnetischen Kraft wie irrsinnig eine Weile im Kreise dreht, während sie zu anderen Zeiten einen Ausschlag gibt, allerdings mit gewaltiger Deklination, das heißt Abweichung von der Nord-südrichtung.

Dieses seltsame, beinahe unheimliche Verhalten des Kompasses war es auch, das John Ross und seinen Neffen James stutzig machte, als sie auf ihrer ersten Fahrt in diese Gegend kamen. Es dämmerte ihnen eine Ahnung auf, daß der Lancastersund nicht nur den Schlüssel zur Nordwestlichen Durchfahrt bergen möchte, sondern zu einem viel größeren Geheimnis, zu jenem Mittelpunkt der magnetischen Anziehung, das als „Magnetberg“ die Phantasie aller seefahrenden Völker beschäftigte, seit die seltsame Eigenschaft der Kompaßnadel entdeckt war, stets und unter allen Umständen nach Norden zu zeigen.

Aber obgleich man damals — vor 100 Jahren — bereits eine ungefähre Ahnung hatte, wo der Magnetische Nordpol wohl liegen könnte, hatte man doch noch nicht gewagt, eine Expedition zu entsenden, ihn zu suchen. Auch John und James Ross dachten, selbst bei ihrer zweiten Arktisreise, lediglich an ihre offizielle Aufgabe, die Nordwestliche Durchfahrt zu finden. Im Herzen des jungen James allerdings keimte augenscheinlich von Anfang an der ehrgeizige Plan, diesem großen Geheimnis der magnetischen Anziehung zu Leibe zu gehen und den Sitz dieser Kraft zu entdecken, wenn es irgendwie ginge. Aber es wäre nie dazu gekommen, wenn nicht eine ganze Kette von Zufällen, die man schon kaum mehr Zufälle nennen kann, die „Victory“, das Schiff des Kapitäns Ross auf seiner zweiten Reise, aus der Fahrinne, die nach dem Pazifik führte, abgelenkt und in die Nähe des Magnetischen Nordpols geführt hätte.

Die „Victory“ war auf dem richtigen Wege. Sie hätte, nachdem sie den Lancastersund zu Ende gesegelt war, nur auf der Westseite der Boothiahalbinsel nach Süden zu segeln brauchen, statt auf der Ostseite und sie wäre in die freie Fahrinne zum Pazifik gekommen, die Amundsen als erster fast ein Jahrhundert später mit seiner „Gjøa“ fuhr.

So aber stieß John Ross auf seiner zweiten Reise eben das zu, was er auf seiner ersten Fahrt befürchtet hatte und weshalb er so zeitig umkehrte. Die „Victory“ fuhr im Eis des Golfs von Boothia hoffnungslos fest. Es mußte freilich noch eine Folge ungewöhnlich strenger Winter dazukommen, um sie im Eise festzuhalten, ohne sie jedoch zu zerdrücken; denn in diesem Falle hätte man natürlich sofort versuchen müssen, den Heimweg in Schlitten und Booten anzutreten, und der Magnetische Nordpol wäre unentdeckt geblieben. So aber hatten John Ross und seine Besatzung zwei Jahre unfreiwillige Muße, die Umgebung des Boothiagolfes wie die gleichnamige Halbinsel zu erforschen. Während John seine Haupttätigkeit darauf verlegte, jeden Sund und jede Bucht zu erkunden, um sich vollständige Gewißheit zu verschaffen, ob nicht doch irgendein Kanal oder eine Wasserrinne hinüber zu dem ersehnten Westmeer führte, das sie auf der andern Seite der Halbinsel an der starken westlichen Strömung unzweifelhaft feststellten, jagte sein Neffe von vornherein dem Phantom des geheimnisvollen Poles nach. Er umkreiste ihn wie ein Adler seine Beute und kam ihm durch unablässige Beobachtungen auf wochenlangen, ermüdenden Schlittenreisen immer näher. Als die Eskimos, die ihn begleiten, nicht mehr weiter wollen, geht er allein mit zwei Mann von der „Victory“ weiter. Als er sich schließlich dem gesuchten und ersehnten Punkte auf ungefähr 25 Kilometer genähert hat, treibt ihn die Ungeduld und die wahnsinnige Spannung. Er läßt Gepäck und alles zurück und rast allein im Schlitten in die Nacht hinaus, dem geheimnisvollen Ziele zu.

Um 8 Uhr morgens des ersten Juni 1831 weist sein Inclinatorium, das heißt eine frei aufgehängte, um ihre Achse in der Vertikalen drehbare Magnetnadel 89 Grad 59 Minuten. Er ist also nur eine Minute vom Pol entfernt! Eine genauere Feststellung des Magnetischen Nordpales wäre mit

den verfügbaren Apparaten nicht möglich gewesen; es hätte dazu einer Reihe von Beobachtungen von verschiedenen Standorten aus bedurft.

James Ross beschreibt in seinem Reisebericht mit wunderbarer Anschaulichkeit seine Gefühle, als er die Magnetnadel senkrecht nach unten zeigen sah. Er sah sich jetzt am Ende aller seiner Ziele und Wünsche. Er hatte das Gefühl, als sei jetzt alles und für immer gut, als sei die Reise wie alle Mühe und Gefahr beendet und vorüber, als brauchten sie jetzt nur nach Hause zu fahren, um für den Rest ihres Lebens glücklich zu sein.

Dabei stand er allein in einer Landschaft, die so trostlos und eintönig war, wie man sie sich nur denken kann, ein ödes Flachland, kaum ein paar Meter über dem Meer. Schneereife über dem steinigen Boden, Eis an der Küste, die gleiche herzbeleckende weiße Einsamkeit, in der sie bereits zwei Jahre gefangen saßen. Nichts von den großartigen Zeichen und Wundern, mit denen die Phantasie der Menschen seit Jahrhunderten diesen geheimnisvollen Sitz der magnetischen Erdkraft ausgestattet hat, kein eisernes Gebirge hoch wie der Montblanc, kein unheimlicher Magnetberg, nicht der bescheidenste Hügel, der einen Markstein für einen so wichtigen Punkt auf der Erde abgegeben hätte. —

Hier aber, wo wir jetzt stehen, auf der Devoninsel, ungefähr 500 Kilometer nordöstlich des Poles hätte es einen solchen gegeben. Zu meiner Seite erhebt sich ein seltsamer Berg, ein untadeliger Konus, gleichmäßig auf allen Seiten, wie von Menschenhand aufgeschüttet, wahrhaftig ein unvergeßlicher Markstein für den Magnetischen Pol. Und in welcher grandiosen Rahmen stünde er hier! Vor uns liegt ein tief in das Land eingeschnittener Fjord. Eis treibt auf ihm. An seinem Ende stürzt ein breiter Gletscher in die blauen Wasser.

Drüben auf Boothia Felix war nur das leere, eintönige Feld. Das festgefrorene Schiff krachte in dem Augenblick im Eise zusammen, als das große Ziel erreicht war. Das hieß eine lange, mehr als einjährige Reise in Booten und Schlitten mit nochmaligem Überwintern, bis ein Schiff, das nach den Überresten der längst verschollen geglaubten Expedition suchte, die halb Verhungerten und am Ende ihrer Kraft Angelangten auffischte.

In tiefen Gedanken gehe ich mit den Meinen über den Paß zurück. Unten in der Bucht liegt die „Nascopie“, beruhigend stark mit ihrem gewaltigen, gekrümmten Bug, der mit seiner zermalmenden Wucht Eismassen unter sich zerdrückt, zwischen denen die „Victory“ hoffnungslos verloren gewesen wäre.

27. In die Arktis — nur mit Familie!

Dundas Harbour (North Devon Island).

Als wir von unserm Landausflug zu der Polizeistation an der Küste der Devoninsel zurückkehrten, standen die Frauen und Kinder der dem Detachement zugetheilten Eskimos vor ihren Bretterbuden, um nach uns Ausschau zu halten.

Selbstverständlich sind auch die Polizei-Eskimos verheiratet. Keine noch so hohe Belohnung hätte Eskimos verlockt, der Polizei auf die unbewohnte Insel der nördlichen Arktis zu folgen, hätte man ihnen verwehrt, ihre Frauen und Kinder mitzunehmen. Der Eskimo lebt mit seiner Familie und reist mit ihr. Er bildet mit Frau, Kindern und Hunden eine untrennbare Wirtschaftseinheit, und er geht mit ihnen auf die schwierigsten und gefahrvollsten Wanderungen über das Eis. Fast alle Polarfahrer, die Schlittenreisen machten, sahen sich gezwungen, die gesamte Familie ihrer Eskimobegleiter mitzunehmen. In der Regel haben sie es nicht zu bereuen gehabt. Rasmussen wie Stefansson, um nur zwei



Der Polizeiposten auf Dundas Harbour.
(E. 123.)



Man würde sie unbedingt für ein Mädchen halten,
trüge sie nicht in der Kapuze ihres Pelzüberrocks ein winziges Baby.
(E. 130.)



Ein „Cache“, Lebensmittel- und Vorratsdepot.
(S. 132.)



Als letztes wurden die Hunde an Bord genommen.
(S. 137.)

bekannte Namen zu nennen, sind voll des Lobes über diese Eskimofrauen, von denen einzelne Rasmussen auf seinen jahrelangen Schlittenreisen von Grönland bis Sibirien begleiteten.

So sind Expeditionen „mit Kind und Regel“, die in der übrigen Welt, vor allem der zivilisierten, so ungewöhnlich erscheinen, in der Arktis durchaus das übliche, das heißt für die Eskimos, nicht für die Weißen. Der europäische Brauch, daß auf harte, schwierige Posten der Mann allein geht, gilt in der Arktis in noch höherem Maße als für die Tropen. Um die Hudsonstraße herum mag es gelegentlich die eine oder andere weiße Frau geben, in der eigentlichen Arktis leben nur weiße Männer.

Diese Angewohnheit des weißen Mannes, ohne Frau und Kinder zu reisen, ist für die Eskimos das, was sie am Europäer am wenigsten begreifen. Überall, wo arktische Eingeborene zum ersten Male mit Weißen zusammenkommen, ist ihre erste Frage nach deren Frauen und Kindern. Das war schon vor hundert Jahren so, als mein Vorfahre John Ross in diese Gegenden kam. Die ersten Eskimos, die er traf, waren über nichts so erstaunt, als über die Tatsache, daß sich unter all diesen Weißen nicht eine Frau befand. Als sie auf die „Isabella“, das Führerschiff der ersten Rossschen Expedition kamen und nirgends Frauen entdeckten, fragten sie, ob diese seltsamen weißen Wesen wirklich ein Volk seien, das nur aus Männern bestand. Als dies verneint wurde, rannten sie plötzlich alle zur „Alexander“, dem zweiten Schiff der Expedition, in der Meinung, die Frauen wären hier untergebracht, wie es auch bei ihnen Kajaks, das heißt Männer- und Umiaks, das heißt Frauenboote gibt. Als auch auf der „Alexander“ keine Frauen waren, kehrten sie aufs höchste enttäuscht zur „Isabella“ zurück, und die Führer erkundigten sich beim Kapitän angelegentlichst, ob es denn zu dem Herrn Ross keine Frau Ross gäbe.

Daraufhin zeigte John Roß den Eskimos eine Miniatur seiner Frau. Dieses Bildnis erregte höchste Verwunderung, und die erste Zeit glaubten die Eskimos, daß dieses Bild lebendig und die wirkliche Frau des weißen Mannes wäre.

Bis heute haben sie keine weiße Frau zu Gesicht bekommen, und es ist ein seltener Zufall, daß es nun doch eine „Frau Roß“ ist, die sie als erste erblicken. Wenn die Eskimos, vor allem aber ihre Frauen, überall eine so freudige Überraschung beim ersten Anblick meines Reisekameraden zeigen, wenn sie mit strahlenden Gesichtern, lachend und mit leuchtenden Augen sämtlich angelaufen kommen, so tun sie es wohl aus der freudigen Genugthuung heraus, daß diese geheimnisvolle weiße Frau im Grunde ein Wesen wie sie selber ist.

Auch die zwei Frauen von der Devoninsel kommen sogleich, kaum daß sie uns die Geröllhalde heruntersteigen sehen, auf uns zu, beide grinsend und lachend und mit unverständlichen Worten auf uns einredend. Die eine ist noch blutjung, schlank, zierlich, mit geradezu unglaublich kleinen Händen und Füßen und selbst für europäische Begriffe hübschem Gesicht. Man würde sie unbedingt für ein Mädchen halten, trüge sie nicht in der Kapuze ihres Pelzüberrockes ein winziges Baby. Es ist knapp zwei Monate, sieht aber aus wie ein Neugeborenes. Wie ein kleines Affchen hockt es in der Kapuze. Es trägt ein Jäckchen aus Renntierfell und ist im übrigen nackt. Mitunter nimmt es die Mutter aus der Kapuze heraus und hält es im Arm, ohne daß die Kälte seinem bloßen Körperchen zu schaden scheint.

Das Polizeidetachement kommt von der Devoninsel ein Stück weiter nordwärts auf Ellesmereland, mit ihm die Eskimos und selbstverständlich auch die junge Frau mit ihrem Baby. Niemand findet da etwas dabei, obgleich es auf Ellesmere Island noch um ein Stück unwirklicher und rauher ist.

Wenn es sein müßte, würde die junge Mutter mit ihrem Säugling sofort auf eine mehrmonatige oder auch jahrelange Expedition mitgehen.

Den meisten Europäern erscheint dies ungeheuerlich, den Eskimos aber ist es ihrerseits unverständlich, wie ein weißer Mann Frau und Kinder zurücklassen kann, wenn er auf Reisen geht. Stefanson erzählt, wie er einmal — es ist noch gar nicht lange her — mit sinkendem Abend im Schneesturm bei Eskimos eintraf, die noch nie mit Weißen in Berührung gekommen waren. Sie nahmen ihn gastlich auf, zeigten sich aber geradezu bestürzt, daß er allein ohne Frau und Kinder kam. Sie konnten nicht anders denken, als daß sie im Schneesturm zurückgeblieben wären und wollten sofort Schlitten ausschicken, sie zu holen.

Erlebt man, wie spielend und ohne große Umstände bei den Primitiven Geburt und Großziehen der Kinder erledigt werden und wie wenig die Frau dadurch gehindert ist, dem Manne in allem und unter jeden Umständen Gefährte zu sein, so könnte man mitunter meinen, daß wir für unsere Zivilisation doch einen recht hohen Preis gezahlt haben.

Daß wir für unsere Reisen die Eskimoart erwählten, löst hier überall — wenigstens bei den Einheimischen — große Begeisterung aus. Mein Kamerad und der Junge sind überall das große Ereignis für die Eskimos. Auch für die Männer. Sie zeigen es nur nicht so, höchstens Ralph gegenüber. Sie lassen ihn nicht aus dem Auge, und mehr als einmal ist es schon vorgekommen, daß der eine oder andere auf ihn zutrat, um ihm ein Geschenk in die Hand zu drücken, eine Schnitzerei aus Walroßzähnen oder dergleichen. Natürlich machen wir dann Gegengeschenke, aber es sieht fast so aus, als wäre ihnen dies gar nicht recht.

Es ist jedenfalls sehr seltsam für uns. Wir sind die erste weiße Familie, die je so weit hinauf in die Arktis kam. So

erstaunlich dies allen Weißen vorkommt, so natürlich erscheint es allen Eskimos. Ja, man hat fast den Eindruck, daß es wie eine Offenbarung auf sie wirkt, daß der Weiße, der ihnen gerade ohne Weib und Kind mitzubringen so unverstänlich erscheint, im Grunde doch das gleiche Wesen ist wie sie selbst.

28. Die Kofz' im Lancasterfund

Dundas Harbour (North Devon Island).

Der Doktor hat eine Entdeckung gemacht. Es ist ein junger Regierungsarzt, der mit uns reist, um die Leitung des Hospitals in Pangnirtung im südlichen Baffinland zu übernehmen, das einzige Krankenhaus in der kanadischen Arktis. Aber wir führen vor zehn Tagen an Baffinland vorbei, um keine Zeit zu verlieren und nicht oben im Smithsund im Eise stecken zu bleiben. So können wir den Doktor erst auf der Rückreise absetzen, und er macht die ganze Arktisfahrt mit. Da weder der Gesundheitszustand der Besatzung und der Expeditionsmitglieder, noch der der wenigen Eskimos, die wir treffen, ihm Gelegenheit gibt, seine ärztlichen Künste spielen zu lassen, betätigt er sich anderweitig.

Als was sollte man sich aber in der Arktis betätigen, wenn nicht als Entdecker. So ist der Doktor unter die Entdecker gegangen. Er hat auf der Devoninsel einen „Cache“ entdeckt. Caches nennt man hier Lebensmittel- und Vorratsdepots, wie Polarfahrer sie sich für die Rückreise anlegen und wie sie von Suchexpeditionen für vermisste Forscher an Punkten angelegt werden, an denen diese vielleicht vorbeikommen könnten.

Eigentlich hat nicht der Doktor, sondern sein Freund die Entdeckung gemacht. Der Doktor wurde nur zugezogen als Zeuge und Photograph. In einem der beiden Motorboote, die zum Laden und Löschen der Ladung dienen, rückten die

beiden nach dem Abendessen in großer Eile in Richtung auf den großen Gletscher ab. Der „Superkargo“, der dafür verantwortlich ist, daß die Vorräte und Einrichtungen des in Auflösung begriffenen Polizeidetachements auf der Devoninsel möglichst rasch an Bord kommen, weil niemand wissen kann, wie lange die Eisverhältnisse noch ein Fortkommen gestatten, schimpfte gräßlich hinter ihnen her.

Spät in der Nacht kamen sie zurück — die Nächte sind hier oben auch in dieser Jahreszeit noch taghell — und berichteten wichtig und geheimnisvoll von ihrem Fund. An sich wäre an einem Lebensmitteldepot in dieser Gegend nichts Besonderes. Der Lancasterfund ist ein berühmtes Gebiet in der Polarforschung. Durch ihn fuhren nicht nur die beiden Ross', sondern auch Parry, Franklin und Amundsen. Gar nicht weit von hier, auf der andern Seite der Devoninsel liegt der Erebushafen, in dem die unglückliche Franklin-Expedition überwinterte, die mit 230 Mann im Polareis zugrunde ging. Zahlreiche Rettungsexpeditionen wurden nach ihr ausgesandt. Zahlreiche Depots wurden angelegt, um den Vermißten den Rückmarsch zu ermöglichen. Ferner liegen in der Nähe die Reste der „Nacht Mary“, eines großen Segelbootes, das für die gescheiterte Franklin-Expedition hierher gebracht wurde, falls sie ihre Boote verloren haben und auf Schlitten über das Eis bis hierher zurückgelangen sollte.

Warum sollte sich nun nicht noch das eine oder andere bisher nicht aufgefundene Lebensmitteldepot auf der Insel befinden? An sich war also an dem Bericht der beiden Entdecker nichts Absonderliches. Befremdlich war nur, warum sie ihren Zug in solches Geheimnis gehüllt hatten. Im Verlauf ihrer Erzählungen wuchs das geheimnisvolle Gache sich immer weiter aus. Schließlich war es ein Steinhaus und die Knochen, die sie darin gefunden, waren Menschenknochen. Die langwierigsten Überlegungen wurden angestellt, die Ge-

heine welches unglücklichen Polarforschers man wohl entdeckt haben mochte. Bis am Ende die beiden mit ihrer Entdeckung so aufgezogen wurden, daß sie nichts mehr hören wollten.

Aber das Entdeckerfieber lag wohl in der Luft oder zum mindesten der Anreiz, mit dem Gedanken zu spielen, auf Spuren der berühmten Polarforscher zu stoßen, die vor uns hier gewesen waren. Auch der Major kam von seinem Landausflug mit einer „Entdeckung“ zurück. Er berichtete, daß er auf dem konischen Berg die Flaschenpost gefunden habe, die John Roß auf seiner Spitze begraben hatte. Er fragte uns, ob wir nicht unsere Namen unter den des berühmten Ahnen setzen wollten.

Nun wußte ich genau, daß der konische Berg, von dem John Roß berichtet und auf dessen Spitze er eine Flasche unter einem Steinmal vergrub, auf der andern Seite des Sundes, direkt uns gegenüber liegt und daß es sich ohne Zweifel um einen Scherz handelte. Aber wir gingen trotzdem. Es war ein anstrengender Marsch den steilen Felskegel hinauf, aber wir hatten ihn nicht zu bereuen, obgleich die Flasche, die wir oben vorfanden, natürlich nur ein Papier mit dem Namen des Majors enthielt.

Einer plötzlichen Eingebung folgend, setzten wir auch unsere Namen auf das Papier; denn es sind beinahe auf den Tag einhundert Jahre her, daß John und James Roß mit den Überlebenden der „Victory“ von der „Isabella“ aufgefischt wurden. Es war am 26. August 1833, und wir sind am 1. September 1933 hier und haben diesen konischen Berg gerade vor uns. Es muß nach der Beschreibung von John Roß ungefähr hier vor uns im Sund gewesen sein, wo die drei Boote zuerst die rettenden Segel sahen.

Die Männer in den Booten hatten drei Winter im Eis hinter sich. Sie waren seit Monaten unterwegs, zuerst auf Schlitten, auf denen sie die schweren Boote über holpriges

Eis schleppen mußten, dann in den Booten selbst, als sie die erste eisfreie Fahrinne antrafen. Sie waren am Ende ihrer Kräfte und am Ende ihrer Vorräte. Da sehen sie vor sich ein Segel und gleich darauf ein zweites! Sie werfen sich, so erschöpft sie sind, in die Riemen. Aber der Wind frischt auf, und die Schiffe entfernen sich, ohne die Schiffbrüchigen zu bemerken.

Es gelingt dem Kapitän, den Mut der Leute, die verzweifeln wollen, wieder aufzurichten. Es gelingt ihm, sie an der anscheinend völlig aussichtslosen Arbeit an den Rudern festzuhalten. Das schier Unmögliche wird Wahrheit, der Wind flaut plötzlich ab. Die Schiffbrüchigen werden bemerkt, ein Boot wird ihnen entgegengeschickt.

Auf die Frage, wer ihre Retter sind, erhält der Kapitän der schiffbrüchigen „Victory“ die Antwort: „Die ‚Isabella‘, einstmals von Kapitän Roß geführt!“ — Es ist sein eigenes Schiff, das er auf der ersten Reise kommandierte, das ihn rettet. Als sich darauf der verwilderte Mann in langem Bart und zerfetzter Fellkleidung als John Roß zu erkennen gibt, lächelt der Offizier der „Isabella“ nur milde. — „Das kann nicht sein, Kapitän Roß ist seit zwei Jahren tot. Wir sind ausgesandt, um nach Spuren seiner verlorengegangenen Expedition zu suchen.“

Ich meine, die Szene zu sehen, die sich vor hundert Jahren an dieser Stelle abspielte, die weißen Segel der „Isabella“. Allein es ist nur Eis, das sich im Sund zusammenzieht.

Eis zieht sich im Sund zusammen. Aber wir brauchen es nicht zu fürchten. Die heute viel geschmähte Technik erlaubt es den Nachfahren mit verhältnismäßiger Sicherheit Frau und Kind in Eisgebiete mitzunehmen, in denen die Ahnen mit einer Schar harter, in der Arktis erprobter Männer beinahe gescheitert wären und die noch vor kurzem solche

Opfer kosteten. Der moderne Eisbrecher schiebt die Grenze des Unpassierbaren und Unbetretbaren immer weiter gegen den Pol vor, und das für die Arktis brauchbare Flugzeug wird sie in Kürze völlig aufgehoben haben. Dann erst, mit der völligen Überwindung des „Ewigen Eises“ ist die Erde vom Menschen restlos in Besitz genommen.

VII. Jenseits der äußersten Grenze

29. Es wird Ernst mit der Arktis

An Bord der „Nascopie“ im Jonesfund.

Wir hatten Glück in Dundas Harbour. Das Wetter blieb gut und die Bucht fast eisfrei. Es gab keinerlei Schwierigkeiten, auch die letzten Vorräte des Detachements von der Devoninsel zu laden.

Das war keine Kleinigkeit. Die Mounted Police hatte für alle Fälle hier Vorräte gestapelt, die für Jahre reichten. Ungezählte Säcke Kohle mußten an Bord geschleppt werden, ebenso viele Kisten mit Konserven und anderen Lebensmitteln. Dann kam erst die ganze Jagd- und Polausrüstung, die Einrichtung des Hauses, Möbel, Öfen, Instrumente. Schließlich auch etliche Tausend Kilo Walroß- und Seehundfleisch, als Futter für die Schlittenhunde, die auch an Bord kamen, mitsamt den dazugehörigen Eskimos, einschließlich des zwei Monate alten Babys. Als letztes wurden die Hunde an Bord genommen. Es war lange nach Mitternacht, aber noch so hell, daß man bequem im Freien lesen konnte.

Eine ganz eigenartige Stimmung lag über Land und Meer. Die Felsen waren wie eine Kohlezeichnung auf den blauen Himmel geworfen, der einer gespannten Leinwand glich. Nach unten zu wurde die Leinwand schwarzblau, und die Berge spiegelten sich in ihr in hellen Linien. Der große Gletscher aber war wie ein langgestrecktes, schlankes, schneeweißes Fabeltier, das glatt und lautlos ins Wasser glitt.

Man selbst fühlte sich in dieses seltsame Landschafts-

gemälde hineinverwoben wie ein zweidimensionales Wesen. Vielleicht rührte das Gefühl auch daher, daß wir uns nur in einer Richtung hin und her bewegen konnten, auf dem schmalen Raum, der an Deck zwischen Booten, Kajaks und Schlitten noch frei blieb. Zwischen zwei Reihen Polarhunden, die an der Keling wie an der Ladeluke angebunden waren, schritten wir auf und ab, hin und her. Es war viel zu schön und seltsam, sich schlafen zu legen. Die Landschaft hielt einen fest, man konnte einfach nicht unter Deck gehen.

Schließlich gingen wir doch. Es war uns, als würden wir aus der geheimnisvollen Landschaft herausgeschnitten, und als wir uns in unserer Kabine hinlegten, in der Ralph seit langem fest schlief, war alles wieder ganz wirklich und alltäglich. Wir fuhren der letzten Etappe unserer Reise zu, und in uns war fast ein leises Bedauern, daß alles so einfach und harmlos ablief. War das die gefährliche Arktis? — Die „Nascopie“ hatte für ein volles Jahr Verpflegung an Bord. Der Notfall der Überwinterung im Eise war also immerhin vorgesehen. Schließlich hatte man uns auch keinen Zweifel daran gelassen, daß eine Fahrt bis in den Smithsund hinauf, die enge Meeresstraße, die zwischen dem nördlichen Grönland und Ellesmere auf den Pol zuführt, immer ein Risiko einschließt. Zum ersten Male hatten wir denn auch Anordnungen für den Fall getroffen, daß wir nicht zurückkommen sollten, was wir nicht einmal vor unserer Australiendurchquerung getan hatten, die im Grunde ein viel größeres Wagnis war. Aber schließlich war es auch das erstemal, daß wir ein Kind zurückgelassen. —

Am andern Morgen sah es freilich bereits ganz anders aus. Wir fuhren an der Ostküste von Devon- und Philpots-Inseln entlang. Waren bisher zwischen den Gletschern doch noch immer braune, graue und schwarze Felsen gewesen und geschützte Buchten, in denen wenigstens ein bißchen Moos

und Flechten wuchs, so war hier nur noch Schnee und Eis. Eine einzige Kette blendendweißer Hänge und Hügel zog sich den Horizont entlang, ebenso großartig wie bedrückend in ihrer totenhaften Starre.

Noch stärker wurde der Eindruck, als wir mit sinkender Sonne Kap Fitzroy rundeten und in Lady-Ann-Straße einbogen. Jetzt tauchte zu unserer Rechten Coburg Island auf, das wie Thron und Feste des Eiskönigs selber wirkte. Eis und festgefrorener Schnee türmten sich zu einer weißschimmernden Gralsburg. Ein einziger dunkler Punkt in dem untadeligen Weiß der eisigen Coburgfeste, ein schwarzer Konus, ganz ähnlich dem, auf dem wir vor kurzem noch auf der Devoninsel standen, erhob sich an der äußersten Ostspitze der Insel. Er war nur noch eindrucksvoller, da sich der untadelige Ke gel unmittelbar am Strande erhob. Vor ihm, aus dem Wasser heraus, ragte ein kleiner Fels, wie ein Junges, das der große geworfen. Kein Pharao und kein Timurlan hätte sich ein auch nur halbwegs so eindrucksvolles Denkmal setzen können wie dieses natürliche Monument, das die Einfahrt in den Jonesund bewacht.

Als wir jetzt aus der Lady-Ann-Straße in den Sund einfuhren, lag die letzte Abendsonne auf den Gipfeln der Nordküste der Devoninsel. Ihr Licht konnte das tote, unendliche Weiß kaum erwärmen. Es war das hinreißendste, herrlichste Skigelände, das ich in meinem Leben gesehen habe. Nicht in den Alpen, nicht auf den Gletschern Neuseelands gibt es derartige Abfahrten. Aber trotzdem überwog der erschreckende Eindruck grenzenloser und überwältigender Einsamkeit.

Es hatte heute früh so ausgesehen, als ob wir noch gegen Abend den Craighafen an der Südküste von Ellesmere erreichen würden. Aber wie wir jetzt weiter in den Sund einfuhren, frischte der Wind auf, und im Handumdrehen war

es ein regelrechter Sturm, gegen den die „Nascopie“ schwer ankämpfte.

Sturm auf dem Meer ist uns von so vielen Seefahrten her wahrhaftig vertraut. Wir hatten Stürme in der Biscaya erlebt wie am Kap der Guten Hoffnung, in der Tasmanischen See, wie im Gelben Meer. Dies war der erste Sturm im arktischen Meer, den wir mitmachten, und er hatte etwas Neuartiges und wahrhaft Erschreckendes an sich. Die weißen Berge rechts und links des Sundes wuchsen mit dem schneesatten Himmel über uns zu einem Leichentuch zusammen, das sich langsam auf das Schiff herabsenkte und es mit seiner Todesstarre zu erdrücken drohte. Die aufgewühlten Wasser aber stürzten sich schwarz und giftig wie Rudel hungriger Wölfe dem Schiff entgegen.

In das Heulen des Windes, in das Stöhnen der schwer arbeitenden Maschine, in das Knurren des in allen Jugen erzitternden Schiffes mischte sich das Winseln der Hunde. Sie waren auf dem Vorschiff festgebunden. Die eiskalten Brecher gingen über sie, und sie schrien wie Kinder in Todesnot. Seelen im Fegefeuer mögen so winselnd und klagend aufheulen.

In der Messe saßen wir warm und hell beieinander, und diese Wärme und Helle machte die tobende Eishölle draußen noch unheimlicher. Von dem ungestörten Funktionieren der Maschine hängt es ab, daß es warm und hell bleibt. Auf einer der letzten arktischen Expeditionen der kanadischen Regierung war es gewesen, daß die überkommenden Brecher in den Maschinenraum geschlagen und die Feuer unter den Kesseln gelöscht hatten.

Der Craighafen lag nicht weit von uns. Allein es war kein Gedanke daran, ihn bei diesem Sturm anzulaufen! Der Hafen heißt nur Craighafen, in Wirklichkeit ist die Bucht viel zu seicht und in der Regel auch zu vereist, als daß der

Dampfer sie anlaufen könnte. Wir müssen auf der offenen See ankernd, nur sehr dürftig durch Smith Island geschützt, das sich gegenüber der Bucht erhebt. Der Kapitän kann nichts anderes tun, als sein Schiff draußen im Sund gegen den Wind zu halten und darauf zu hoffen, daß sich das Wetter bessert.

War es nicht erst gestern Abend, daß wir uns heimlich darüber beklagten, die Reise verlief zu harmlos? — Man soll vorsichtig sein mit seinen Wünschen. Wünsche gehen mitunter unheimlich rasch in Erfüllung.

30. Wir liegen vor der Eisbarriere von Craig

An Bord der „Nascopie“ vor Craig Harbour.

Am Morgen nach dem Sturm lagen wir vor Craig. Noch immer ging das Meer hoch, und die „Nascopie“ zerrte an ihren Ankerketten wie die Hunde an den Leinen, die sie an der Reling festhielten. Aber die steilen, bis zur halben Höhe mit Schnee bedeckten Felsen der Smithinsel gewährten doch ein wenig Schutz.

Der Himmel war wie eine Dekoration aus dem „Fliegenden Holländer“. Die großen zerfetzten Wolkensoffitten gaben den Blick auf Craig frei, das wie ein Loch im eisigen Felsen uns düster entgegenstarrte.

Im Grunde besteht Craig nur aus einer Moräne oder dem Ausläufer der Moräne. Der Gletscher selbst bildet mit seiner weißen Masse den Hintergrund des Moränenkessels, den rechts und links Geröllhalden und steile Felsen einschließen. Es sieht aus, als rücke der Gletscher langsam vor, und als sei es nur eine Frage der Zeit, bis er den ganzen Kessel füllt. Nirgends ein Auslaß, nirgends ein Weg ins Freie, es sei denn über den Gletscher selbst oder die Felsen, und auch der führt nur zwischen neue Felsen und neue Gletscher. Die ein-

zige freie Seite aber, die nach dem Meer zu, war durch Eis versperrt. Eine breite, weiße Mauer schloß die Bucht von einer Seite zur andern ab, und dieser Eiswall war so breit und dick, daß selbst die „Nascopie“ nicht wagen konnte, ihn zu durchbrechen.

Hinter der gefrorenen Barrikade saßen die sechs Menschen, die die gesamte Bevölkerung von Ellesmereland bildeten, einer Insel so groß wie England.

Diese sechs Menschen waren der Korporal Stallworthy und die beiden Konstabler Hamilton und Munro von der Mounted Police, der Eskimo Nookapinguaq, sein achtzehnjähriger Sohn Sadinguaq und seine Frau Enalunguaq.

Seit drei Jahren saßen sie auf Ellesmereland, und seit zwei Jahren warteten sie darauf, daß sie abgelöst würden oder wenigstens Lebensmittel und Munition erhielten; denn die vorige arktische Expedition hatte der Eisverhältnisse wegen Ellesmereland nicht anlaufen können.

Wir hofften allerdings nur, daß diese sechs Menschen in Craig säßen und mit frohen Augen zum Schiff herüberblickten. Wissen konnte es niemand. Die Polizisten mit den Eskimos waren ja erst im Frühling von der Bachehalbinsel heruntergekommen, ungefähr 400 Kilometer nördlich, wo sich der Polizeiposten ursprünglich befand. Da es sich als unmöglich herausgestellt hatte, Bache mit Sicherheit regelmäßig zu erreichen und zu verproviantieren, hatte das Detachement den radiotelegraphischen Befehl erhalten, nach Craig aufzubrechen, wo es abgeholt werden sollte. In Craig war zuerst versuchsweise eine Polizeistation gegründet worden. Man hatte sie jedoch zugunsten von Bache aufgegeben, das sich jetzt als noch ungeeigneter erwies. Immerhin standen die Baracken noch, so daß das Detachement eine Unterkunft vorfand. Die Frage war nur, ob es noch über genügend Lebensmittel und Brennstoff verfügte. —

Die Polizeiposten in der Arktis haben alle Radioempfangs- aber keine Sendestationen. Man kann ihnen also Befehle senden, weiß aber nie, ob sie auch richtig erhalten werden. Immerhin war es Korporal Stallworthy gelungen, einen Eskimo über das Eis des Smithsundes nach Grönland hinüberzuschicken, der die 1800 Kilometer die grönländische Küste südlich hinunter glücklich zurücklegte und bis zur Radiostation Godhavn gelangte, dem dänischen Regierungssitz für das nördliche Grönland. Im Januar hatte die Regierung in Ottawa den Befehl zum Verlassen von Bache erteilt. Im Mai traf aus Godhavn der Funkpruch ein, daß er richtig erhalten wurde. Man wußte also, daß das Detachement im Januar noch wohlauf gewesen war. Ob das aber jetzt noch der Fall, und ob die 400 Kilometer lange Hundeschlittenreise glücklich zurückgelegt war, das wußte niemand, zumal Korporal Stallworthy dringend Munition und Lebensmittel angefordert hatte, die ihm doch wieder niemand anders bringen konnte als unser Schiff.

So herrschte begreiflicherweise an Bord eine ziemliche Unruhe, obgleich sich jedermann Mühe gab, seine Erregung zu verbergen. Aufregend war es, daß nicht das geringste Zeichen von Leben in oder um die Station zu erkennen war. Man entdeckte keinen Rauch, keine Fahne am Flaggenmast, geschweige denn lebende Wesen. Wir sahen nur die Gebäude der Station selbst am Rande der Bucht. Scheu und ängstlich drängten sie sich gegen die Felsen wie schußsuchende Tiere. Aber sie schienen tot und starr und nichts verriet, daß Leben in ihnen herrschte.

Wenn wir nur in Verbindung mit der Küste hätten treten können! Aber dazu war einstweilen nicht die geringste Möglichkeit. Die „Nascopie“ konnte nicht wagen, näher heranzufahren, und die See war viel zu schwer, um ein Boot hinabzulassen. Wir alle standen an der Reling, und Duzende von

Gläsern suchten den Strand und das Eis ab. Nichts, nicht das geringste Zeichen, daß da drüben Menschen auf uns warteten!

Von Stunde zu Stunde wuchs die nervöse Unruhe. Schließlich war unsere Zeit begrenzt. Die Spanne, in der wir noch auf freies Wasser rechnen konnten, zählte nur mehr nach Tagen. Kam wieder Sturm und setzte der Eisgang ein, so konnte die Lage zwischen Smith Island und Craig für die „Nascopie“ gefährlich, ja unhaltbar werden, und für den Kapitän ergab sich dann die furchtbar schwere Entscheidung, entweder die sechs Menschen aufzugeben, die seit zwei Jahren darauf warteten, von uns abgeholt zu werden oder das ganze Schiff aufs Spiel zu setzen.

Endlich hielt der Polizeinspektor die nervöse Spannung nicht mehr aus. Eins der Rettungsboote wurde aufs Wasser hinabgelassen. Das Rettungsboot mit seinen Luftkäten war sicherer als das Motorboot, das wir sonst zum Verkehr mit der Küste benützen. Als das Boot auf dem Wasser tanzte und der Inspektor die Strickleiter hinabsteigen wollte, bat ich ihn, mich mitzunehmen. Er wies mich ab, zum erstenmal war er schroff und unliebenswürdig.

Schwer und mühsam erkämpfte das Rettungsboot sich einen Weg auf die weiße Mauer zu. Es hüpfte gleichsam über die Wellen, und hinter ihm tanzte das Schlittenboot, das der Inspektor für den Weg über das Eis mitgenommen hatte. Wir führen ein halbes Duzend solcher Eisboote mit. Es sind flache, starke Boote mit Schlittenkufen. Man zieht sie auf dem Eis hinter sich her, um Wasserrinnen im Eisfeld überwinden zu können.

Hundert Augenpaare folgten gespannt dem Boot. Aber es hielt nicht an der Eismauer, sondern fuhr an ihr entlang. Augenscheinlich suchte es eine Wasserrinne. Schließlich entschwand es hinter Eisblöcken unsern Blicken.



Die „Nascopie“ vor der Eisbarriere von Craig.
(S. 141.)



Das Detachement von Ellesmereland kommt an Bord.
(S. 140.)

Verlag
Dresden
Dreslau



Wir standen am Bug und hielten den Atem an.
(S. 151.)

phot. Hellmayer

Nach Stunden tauchte es wieder auf. Noch waren die Menschen im Boot nicht zu erkennen. Aber trotzdem begann alsbald ein aufgeregtes Zählen. Aber es wurden nicht mehr als ausgefahren waren, so viel wir auch zählten. Nichts. Sie kamen allein zurück. Niemand fragte. Es brauchte auch niemand fragen. Das Gesicht des Inspektors sagte genug.

Sie hatten niemanden gefunden und nichts gesehen. Allerdings hatten sie auch nicht über die Eismauer vordringen können. Sie bestand nicht, wie es vom Schiff aus schien, aus einer festen, wenn auch hochgetürmten Masse, sondern aus einer schwimmenden Anzahl von Schollen, Klözen und Bergen. Man konnte sich weder auf sie noch zwischen sie wagen.

Wir trösteten uns. Der Wind würde nachlassen und damit auch die Eispressung in der Bucht. Die „Nascopie“ würde näher heranzufahren können und der Weg durch oder über die Eisschollen mit Boot oder Schlitten möglich werden. Wie gewöhnlich tönte der Gong zum Essen, und wie gewöhnlich setzen wir uns zu Tisch. Einer der jungen Leute drehte sogar das Grammophon an, aber die Stimmung blieb doch gedrückt.

31. Der Weg über das Eis

An Bord der „Nascopie“ vor Craig Harbour.

Die Lage ist unverändert; wir liegen und warten. Ich gehe auf Deck auf und ab und blicke nach dem düsteren Felsloch von Craig hinüber, das wie ein dunkles Gefängnis inmitten weißer Mauern liegt. Es hat geschneit; auch die Felsen und Berge rings um Craig sind jetzt weiß.

Ich könnte die unfreiwillige Muße gut nützen — ich hätte so viel zu arbeiten. All die Eindrücke und Erlebnisse der letzten Wochen warten auf Niederschrift. Ich kann nicht.

Ich kann nicht anders als immerzu an das Schicksal der drei Männer denken, die drei Jahre jenseits der äußersten Grenze verbrachten, die dem Menschen gesetzt ist.

Es ist die äußerste Grenze! Die Eskimos, die eine vieltausendjährige Erfahrung des Lebens in Nacht und Eis haben, meiden bereits die Devoninsel, die südlich von uns liegt. Die Lebensbedingungen sind zu karg, der Winter zu streng, die arktische Nacht zu lang.

Ab und zu setzen einzelne Eskimos aus Baffinland im Winter über den gefrorenen Lancasterfund, um auf der Devoninsel zu jagen. Aber das sind vereinzelt Streifzüge besonders kühner und geschickter Jäger. Für dauernde Siedelung oder auch nur Wanderung ist weder Devon noch Ellesmereland je in Frage gekommen, wenigstens nicht unter den gegenwärtigen klimatischen Bedingungen und Eisverhältnissen. In der kanadischen Arktis liegt die äußerste Grenze menschlichen Lebens südlich des 75. Breitengrades.

In Grönland sind die Bedingungen günstiger. Der eisige Strom, der durch den Smithsund vom Pol nach Süden fließt, zieht an der kanadischen Küste entlang, nicht an der grönländischen, die im Gegenteil noch den letzten Zipfel des letzten Ausläufers des Golfstromes abbekommt. Thule, das Rasmussen als den nördlichsten Posten in Grönland gründete, buchstäblich als das Ultima Thule der Menschheit, liegt auf einer Höhe mit Craig. Inzwischen ist die äußerste Grenze menschlicher Siedelung in Grönland nochmals um 150 Kilometer weiter nordwärts nach Robesonfund vorgeschoben. Einige Eskimojäger ziehen sogar gelegentlich noch weiter nach Norden und wohl auch über den gefrorenen Smithsund, um auf Ellesmereland Moschusochsen zu jagen.

Dies zu verhindern, ist mit eine der Aufgaben des Polizeidetachements auf Ellesmere. Polizei im höchsten Norden, jenseits der äußersten Grenze menschlichen Lebens zur Auf-

rechterhaltung von Jagdschutzgesetzen! Es klingt wie ein Witz, wie die tollste Ausgeburt bürokratischen Schematismus!

Diese Maßnahme ist aber nicht so töricht wie sie scheint. Ellesmere und Devon sind mit die letzten Plätze, wo es Moschusochsen, dieses seltsame prähistorische Wild, noch gibt. Ihre Erhaltung hat nicht nur wissenschaftlichen Wert. Soll die äußerste Grenze einmal über den 75. Grad nach Norden vorgeschoben werden, so ist der Moschusochse von unschätzbarem Wert. Er ist hier neben Walroß und Seehund der einzige Nahrungs- und Kleidungsspender.

Ja, Kanada hat recht, wenn es die äußerste Grenze überschritt, wenn es seinen Arktisbesitz nicht nur dem Namen nach in Besitz nimmt. Ellesmereland ist das letzte Land vor dem Pol. Von seiner Nordküste bis zur Kuppe des Globus sind es keine 500 Meilen mehr. Nur 500 Meilen eisbedeckten Meeres! Wird der Polflug, der Flug über den Pol von Amerika nach Asien, einmal Wirklichkeit — und er wird einmal Wirklichkeit werden —, so liegt der letzte Stützpunkt für diesen Flugverkehr auf Kanadas nördlichster Insel. Es ist sicher der Mühe wert, die äußerste Grenze zu überschreiten, selbst wenn dieses Überschreiten zunächst Opfer kosten sollte.

Diese Überlegungen sind wenigstens ein schwacher Trost während des Wartens. Trotzdem wäre mir der Gedanke furchtbar, wenn das Detachement verloren wäre. Noch schlimmer, ja, fast unerträglich wäre es, wenn die Landung nicht gelänge, wenn Sturm und Eis die „Nascopie“ zwingen, sich in Sicherheit zu bringen, ehe die Polizisten mit ihren Eskimos geborgen sind. Aber die „Nascopie“ ist ein wunderbares Schiff, und sie hat einen wunderbaren Kapitän. Beide haben noch nicht gezeigt, was sie leisten können, wenn es auf das Letzte ankommt. —

Schließlich bin ich doch müde geworden von dem nutz-

losen Zaudern und Warten und für eine Weile unter Deck gegangen. Es kann auch sein, ich bin eingenickt, die letzte Nacht brachte reichlich wenig Schlaf. Jedenfalls schreckte ich von einem heftigen Lärm auf. Auf Deck treffe ich den Inspektor, der seine sämtlichen Korporale und Konstabler um sich versammelt hat und wütend auf sie einschimpft.

Was ist geschehen? Der Wind flaute plötzlich ab, und diese unerwartete Flaute nützte der zweite Offizier, um seinerseits mit einem Boot zur Eisbarriere hinüberzufahren. Der Inspektor war gleichfalls eingeschlafen; kein Wunder, er hat eine überaus anstrengende und aufregende Zeit hinter sich. Nun tobt er, daß man ihn nicht geweckt hat, daß ein anderer als erster seine Leute begrüßt und aufs Schiff herüberholt.

Falls dies gelingt! Wieder stehen wir alle an der Reling und suchen aufgeregt die Eisbarriere ab. Sie ist weiter entfernt, als es zunächst scheint, und selbst mit dem Glas sind Menschen auf diesem zackigen und bergigen Eis schlecht zu erkennen. Aber man sieht doch deutlich, wie der Trupp landet, wie das Schlittenboot aufs Eis geschoben wird. Und da! Jetzt sieht es so aus, als ob andere Menschen zu der Gruppe stießen. Jedenfalls kehrt alles zum Boot zurück, und dieses selbst wendet und hält auf die „Nascopie“ zu.

Fieberhaft sehen wir durch das Glas und versuchen zu erkennen, wieviel Menschen im Boot sitzen. „Es sind zehn!“ ruft der 1. Offizier, der neben uns steht, „nein, elf!“ — Sieben fahren hinüber, vier mehr bringen sie zurück.

Jetzt erkennen wir deutlich zwei ganz in Pelz gehüllte Gestalten und zwei schneeweiße, die wie Eismänner wirken.

Sie sind da, sie sind in Sicherheit. Aber der Bann, der auf allen liegt, löst sich nicht. Niemand ruft, niemand winkt. Auf allen lastet ein fast peinliches Schweigen. Die Spannung war zu groß. Wir stehen weiter an der Reling und warten, wir wissen nicht worauf. Wir warten, daß irgend

etwas Außerordentliches geschieht, um uns das Außerordentliche bewußt zu machen.

Allein nichts geschieht. Das Boot kommt längsseits, nicht anders wie irgendein anderes Boot. Eine riesenhafte, imposante Gestalt in schwerem Pelz klettert die Strickleiter hoch. Es ist Korporal Stallworthy. Der Inspektor tritt ihm entgegen, wie ein Zwerg wirkt der keineswegs kleine Mann vor dem Riesen. Die zwei Männer schütteln sich die Hände. „Glad to see you, Stallworthy!“ Das ist alles, was der Inspektor sagt. Wir stehen darum herum und wissen nicht recht, was wir sagen sollen.

Hinter dem Korporal ist der eine der beiden Konstabler an Deck gekommen, nun klettern die beiden Eskimos die Strickleiter hoch. Sie sind buchstäblich schneeweiß von Kopf bis Fuß. Sie tragen blendend weiße Stiefel aus Seehundsfell, Eisbärhosen und einen schneeweißen Kittel mit ebensolcher Kapuze. Es ist Nookapinguaq mit seinem Sohn.

Die vier Männer haben sich heute früh mit einem Schlittenboot aufgemacht, um unter allen Umständen den Weg über das Eis zu versuchen und an den Rand der Eisbarriere zu gelangen.

Sie hatten Erfolg, obgleich das Eis an einzelnen Stellen aus hohen, zackigen Bergen bestand, über die man kein Boot schaffen konnte, und an andern aus treibenden Schollen, die keinen Mann trugen.

„Und der dritte Mann?“ frage ich —. „Der ist drüben geblieben“, antwortet der Korporal, als sei das die größte Selbstverständlichkeit.

Mir ist das unfassbar. Schließlich haben die drei Mann Unerhörtes hinter sich. Seit drei Jahren sind sie auf Ellesmereland, seit zwei Jahren warten sie auf das Schiff. Schließlich besteht immer noch die Möglichkeit, daß wir vorzeitig von hier wegmüssen. Und was dann? Mir erscheint es als eine

Barbarei, den einen Mann zurückzulassen, während die zwei andern sich mit uns an die reich besetzte Schiffstafel setzen.

„Oh, der wollte gar nicht mit!“ beruhigt mich der Corporal, „der hatte die letzte Nacht Wache und schläft sich aus. Außerdem ist er nicht allein, der eine von den Eskimos ist doch noch drüben!“

Der „eine von den Eskimos“ ist die Frau Nookapinguaqs. Augenscheinlich zählt sie genau so viel wie die Männer, und augenscheinlich muß ich noch allerlei hinzulernen, um die Denkweise der „Männer des Nordens“ ganz zu verstehen.

32. Landung auf Ellesmereland

Craig (Ellesmereland).

Als die vier Mann des Polizeidetachements an Bord waren, schien im ersten Augenblick alles gut. Aber an unserer Gesamtlage war nicht viel verändert. Noch immer saßen der dritte Polizist und die Eskimofrau in Craig, und noch immer war kein Gedanke daran, die für den Posten bestimmten Kisten und Säcke an Land zu bringen. Ohne neue Brennstoffvorräte und Lebensmittel aber war er nicht zu halten. Noch immer stand der Wind auf die Bucht zu und preßte das Eis in ihr zusammen, so daß weder die „Nascopie“ durchbrechen konnte, noch das Ufer mit Booten erreichbar war. Es blieb nichts anderes übrig, als weiter zu warten.

Eines Morgens aber hörten wir in unserer Kabine die Ankerkette rasseln und den Maschinentelegraphen klirren, dessen Leitung unter der Decke unserer Kabine entlangzieht. Wir kamen gerade noch rechtzeitig an Deck, um zu sehen, wie unser Schiff auf die Eisbarriere zuzuh. Wie ein Kampfstier ging es das Eis an, langsam erst, aber voll verhaltener Kraft!

Unbeweglich weiß und höhnisch lag das Eisfeld vor uns. Wir standen am Bug, hielten uns mit beiden Händen fest und warteten voll atemloser Spannung auf den Zusammenprall. Jetzt war der Bug des Eisbrechers nur noch wenige Meter von seinem Gegner entfernt, jetzt nur noch einen, und im nächsten Augenblick krachte er gegen die eisige Masse.

Das Schiff erzitterte in allen Fugen wie ein lebendes Wesen. Eine Sekunde lang schien das Eis stärker, aber dann schob sich der gekrümmte Bug die glitzernde starre Fläche hinauf. Das ganze Schiff hob sich, und es sah aus, als würde es auf dem Eise umkippen.

Wir umklammerten die Reling und hielten den Atem an. Der Kampf zwischen Eis und Eisbrecher glich dem zweier vorsintflutlicher Ungeheuer, beide gleich stark, beide gleich unüberwindlich. Aber dann gab das Eis nach. Unter dem ungeheuren Gewicht des Schiffes und dem gewaltigen Druck der Maschine brach es. Unter krachendem Losen barst es auseinander. Riesige Schollen bäumten sich beiderseits des Buges auf wie in ohnmächtiger Wut. Mit unwiderstehlicher Kraft fraß sich die „Nascopie“ ihren Weg durch das Eis. —

Die erste Barriere war überwunden. Langsam glitten wir zwischen treibenden Schollen vorwärts.

Vor uns lag die zweite Eisbarriere. Sie reichte bis unmittelbar an die Küste. Durch sie kam selbst die „Nascopie“ nicht hindurch, vor allem weil hier das Wasser zu seicht war. Wieder raffelte die Ankerkette, und gleichzeitig wurde eins der großen, schweren und dabei flachen Motorboote zu Wasser gelassen.

Die Hunde, die wir von Dundas mitgenommen hatten und die in Craig bleiben sollten, wurden mit erheblichen Schwierigkeiten die Gangway hinuntergetrieben. Dann folgten die Eskimos, und zum Schluß schickte sich der Inspektor an, mit seinen Polizisten ins Boot zu steigen, um diesen ersten

Durchbruchversuch durch die Barriere des Küsteneises zu leiten. Zwischen Hunden, Eskimos und Polizisten blieb gerade noch ein Plätzchen für uns drei.

Vorne am Bug standen zwei Matrosen mit langen Bootshaken, um die Eisschollen auseinander zu schieben. Sie sollten bald in Thätigkeit treten. Aber der zweite Offizier steuerte so geschickt durch die schmalen Wasserrinnen hindurch, daß ein leichtes Stemmen gegen die im Wege schwimmenden Eisbrocken genügte, die Straße frei zu bekommen.

Sie wurde jedoch schmaler und schmaler. Immer kräftiger mußten sich die beiden Männer in die Stangen legen, und schließlich gab es einen Ruck — wir staken fest.

Hunde, Eskimos und Polizisten fielen übereinander und wir mitten darunter. Aber schon sprangen die Männer aufs Eis, als erster Korporal Stallworthy und Nookapinguaq. Wir andern folgten. Alles griff zu Bootshaken und Stangen und versuchte, das Eis auseinanderzustemmen.

Frischer Schnee lag auf dem Eisfeld, in dem sich deutlich die Spuren eines alten und eines jungen Polarbären abzeichneten. Wir hatten keine Zeit, darauf zu achten. Noch waren wir nicht durch. Für den Notfall hatten wir zwar ein Schlittenboot im Schlepp, aber es kam ja nicht so sehr darauf an, daß wir an Land gelangten, als daß wir eine Straße schufen, durch die die Boote mit der Ladung an die Küste gelangen konnten.

Wir fuhren durch märchenhaftes Eis hindurch, durch einen wahren Feengarten blauen und grünen Eises. Ich hatte keine Muße, darauf zu achten. Alle Spannung und alle Kraft war darauf gerichtet, den Weg durchs Eis zu brechen.

Es war wunderbar, wie diese Männer, die alle den Norden seit Jahren kannten, sich in die Hände arbeiteten, ohne daß ein Kommando fiel, ja, kaum, daß ein Wort gewechselt wurde. Fabelhaft waren die Eskimos, die gar nicht wie sonst

Eingeborene sich von der Arbeit zu drücken suchten, sondern ihren Ehrgeiz darein setzten, überall die ersten zu sein.

So wurde es geschafft. Schließlich hielten wir an der letzten Eisscholle, die eine feste Brücke zur Küste bildete und sprangen an Land.

Vor uns lag die Station: ein Haus, ein Schuppen und ein Zelt. Alle drei klein, grau und unscheinbar. An der Tür des Hauses lehnte ein Mann, der dritte Polizist. Er hatte dort schon die ganze Zeit gestanden, während wir uns durch das Eis vorwärts arbeiteten, als ginge ihn das alles gar nichts an. Jetzt kam er unentschlossen auf uns zu, halb schen, halb unwillig. Er war barhaupt, aber sein langes Haar hing ihm so dicht und wirr um den Kopf, daß es aussah, als stecke er in dem gleichen zottigen Pelz, der seinen übrigen Körper bedeckte.

Das Gesicht des Korporals war undurchdringlich gewesen, als er aufs Schiff kam; es war nichts als letzte, gesammelte und abweisende Energie. In dem Anflitz des dritten Polizisten aber stand in dem Augenblick, in dem er uns entgegentrat all das, was die drei Männer in den vergangenen Jahren durchgemacht hatten an Einsamkeit, Entbehrung und leiblicher wie seelischer Not.

Auch der dritte Polizist war ein Hüne, nicht ganz so groß wie der Korporal, aber mit Pranken wie ein Bär. Als der Inspektor ihn begrüßte, lachte er. Es war ein Lachen, das einem durch und durch ging.

33. Auf der Schwelle zum Pol

Eraig (Ellesmereland).

Wir haben Zeit auf Ellesmereland. Die Vorräte für das neue Detachement können nur bei Flut gelandet werden und auch dann nur, wenn Wind- und Eisverhältnisse es gestatten. So liegen wir wenigstens einige Tage hier.

In Craig freilich ist nichts zu sehen und zu entdecken, abgesehen von den Resten alter Stein-Igloo's vermutlich prähistorischer Eskimos. Craig ist wirklich ein Gefängnis. Der Geologe, der Sekretär des Expeditionsleiters und ich beschließen, seine Mauern zu übersteigen.

Das ist nicht leicht, zum mindesten mühsam. Die Mauern sind steil und mit Geröll überdeckt; mitunter ist es schwer, einen Tritt oder Griff zu finden, ohne die ganze Wand ins Rutschen zu bringen.

Wo die Hänge weniger steil sind, liegt Schnee, da geht es, und einmal oben, haben wir gar kein schlechtes Wandern und vor allem einen wundervollen Blick. Wie Lotusblumen auf einem blauen Teich schwimmt das Eis auf der Bucht. Smith Island ist heute bis zum Fuß der Felsen verschneit. Zwischen Smith- und Ellesmere-land hängt ein Himmel aus zerrissenen Wolkenseßen. Dahinter leuchtet es von einem fahlen Gelb. Wir bemerken alle drei, daß der Himmel nicht sehr vertrauenerweckend aussieht und gehen trotzdem weiter. Der Kamm, auf dem wir nach Norden wandern, ist zu verlockend, um nicht weiterzugehen, vor allem nach der bösen Kletterei die Wände hinauf. Sie wieder hinunterzusteigen, hat keiner von uns Lust, und so beschließen wir, über den Gletscher zurückzukehren.

Wie wir den Kamm entlang wandern, wird der Schnee dichter. Stellenweise sinken wir bis über die Knie ein. Wir steigen höher. Hinter der ersten weißen Kette tauchte eine zweite auf, eine dritte, und über der letzten erhebt sich noch ein einzelner Schneeberg. Er ist steil und spitz wie der Fuji Yama, und die Sonne liegt leuchtend auf ihm, daß er wie ein lockendes Ziel winkt.

Rings um uns ist alles weiß, ein einziges, weißes Feld. Dabei ist doch noch Sommer. Freilich ist es von hier bis

zum Pol auch nicht mehr gar so weit, wie von Berlin nach Wien etwa. Zwischen uns und dem Nordpol ist nichts als die Schneekuppen und Gletscher von Ellesmereland und dann das ewige Eis rings um den Pol. Hätte einer von uns dreien Neigung dazu, so könnte er sich an dem Gefühl berauschen, gegenwärtig der nördlichste Mensch in der kanadischen Arktis zu sein. Kein Mensch steht zwischen uns und der Kuppe des Globus, die zu erreichen jahrhundertlang ein Sehnsuchts-
traum der Menschheit war.

Von Berlin nach Wien ist nicht weit, von Berlin bis hierher ein langer Weg. So stehen wir von Berlin aus gesehen ganz nahe am Pol, vom Pol aus gesehen aber noch endlos weit weg. Wir sind hier erst an der Schwelle zum Pol. Von Ellesmereland starteten die zwei Entdecker des Nordpales, Peary und Cook, der eine an der Nord-, der andere an der Westküste der Insel. Beide waren auf der letzten entscheidenden Strecke allein, nur von einigen Eskimos begleitet. Beide kehrten zurück mit der Behauptung, den Pol erreicht zu haben. Dem einen glaubte die Welt seine Behauptung, dem andern nicht. So ging der eine in die Geschichte ein als ruhmgekrönter Entdecker des Pales, der andere als ehrloser Schwindler. Dabei haben beide das gleiche erduldet und das gleiche geleistet, vielleicht sogar Cook noch das größere. Wer wirklich am Pol war, vermag niemand zu entscheiden, da sie ja keine Zeugen mit hatten. Es gibt arktische Sachverständige, die in die Messungen und Ortsbestimmungen von Peary mindestens den gleichen Zweifel setzen wie in die von Cook. Aber die Welt hat nun einmal für Peary und gegen Cook entschieden.

Hinter Peary standen mächtige Förderer. Eine eigene, einflußreiche, über große Mittel verfügende Vereinigung, der Peary Arctic Club, verstand es, zu einer Frage des amerikanischen Prestiges zu machen, daß Peary den Nordpol ent-

deckt hatte. Peary hatte seit langem die Phantasie und den Sportgeist der Amerikaner beschäftigt. Er hatte bereits zwei Polreisen unternommen. Man hatte gerade mit großen Mitteln ein besonderes Schiff gebaut, das nach dem damaligen Präsidenten Roosevelt hieß. Jedes Mitglied des Peary Clubs konnte sich schon im voraus an dem Ruhm, an dem auch es Teil haben würde. Nun kam ein Unbekannter, der in einem kleinen Schoner losgefahren war und wollte den Pol bereits entdeckt haben! Das ging einfach nicht. Es war Ehrensache für die USA., daß der Pol noch unentdeckt war und Peary ihn entdeckte. So glaubte man ihm nach seiner Rückkehr ohne weiteres die Behauptung, am Pol gewesen zu sein, obgleich er das gleiche getan hatte, was man Cook zum Vorwurf machte, nämlich keinen weißen Begleiter zum Pol mitgenommen zu haben.

Die Geschichte der Arktisforschung ist reich an solch krasser Verteilung von Licht und Schatten, von Lob und Tadel. Manch ein großer arktischer Entdecker hatte lediglich Undank und Verleumdung von seinen Mühen und Gefahren. Selbst Baffin und Davis sind diesem Schicksal nicht entgangen. Auch John Ross mußte nach seiner Rückkehr lange um Anerkennung kämpfen. Es dauerte eine ganze Weile, bis die Admiralität ihm auch nur die Auslagen ersetzte, die er persönlich für die Expedition gemacht hatte. Sie war ursprünglich der Ansicht, daß die Zahlung des rückständigen Goldes an seine Mannschaft und die Beförderung seines Neffen James vom Commander zum Kapitän auch für ihn eine genügende Belohnung darstelle.

Auf der andern Seite aber ist mitunter Ruhm für eine Entdeckung auf einen Mann gefallen, der nur den letzten und leichtesten Schritt tat. So war die Nordwestpassage, ehe Amundsen sie durchsegelte, praktisch bereits entdeckt. Er führte lediglich sein Schiff als erster über die ganze Strecke, und so

ist er in die Geschichte als Entdecker der so lange gesuchten Durchfahrt eingegangen.

Seitdem beide Pole bekannt sind, ist das öffentliche Interesse an den Polargebieten abgelaufen. Die Sensation fehlt, und die gegenwärtigen und künftigen Arktisforscher können kaum darauf rechnen, die gleiche Anerkennung zu finden wie etwa ein Meisterschaftsboxer. Dabei war, von der Sensation abgesehen, die Entdeckung des Poles in keiner Weise wichtiger als die irgendeines andern, noch unentdeckten Teiles der Arktis. Mindestens seit Nansen wußte man, daß der Nordpol inmitten eines vereisten Meeres liegt und kein besonderes Interesse bietet. Das ganze weite Gebiet, das sich östlich vom nördlichen Ellesmere am Pol vorbei bis an die nord-sibirische Küste erstreckt, ist heute noch unentdeckt und ebenso wichtig wie der Pol, wenn nicht wichtiger, da die Vermutung besteht, daß hier Land liegt.

Aber es ist eine schlechte Konjunktur für Polarforscher. Die drei Polizisten, die wir in Craig aufnehmen, haben längere Schlittenreisen über unentdecktes Land und Meer gemacht als Peary bei seiner Polentdeckung. Aber ihre Namen kommen kaum in die Zeitungen. Was sie geleistet und erduldet, ist einfach Dienst, und was sie getan haben, wird in einem offiziellen Bericht in Ottawa begraben.

Eine lange Liste von Opfern deckt den Weg, auf dem die weiße Menschheit die Grenze des Ewigen Eises immer weiter zurückdrängte, so daß die Polargebiete heute bereits in unserm praktischen Interessentkreis liegen und man von einer künftigen wirtschaftlichen Nutzung der Arktis reden kann. Einige wenige fanden Ruhm und Anerkennung in überreichem Maße. Die große Zahl aber mußte sich an dem fernen Ziel genügen lassen, das ihnen leuchtete wie der über den Schneekuppen vor uns in der Sonne aufglühende, weißschimmernde Berg an der Schwelle des Pols.

34. Der Atem der Arktis

Craig (Ellesmereland).

Noch immer liegen wir vor Craig.

Das Eis kommt und geht. Es kommt und geht mit der Regelmäßigkeit von Atemzügen. Es ist der sichtbare Atem der Arktis. Wie die scharfe Kälte hier den Atem des Menschen sichtbar macht, so auch den Atem der Erde, den geheimnisvollen Rhythmus der Welt, von dem auch wir und unser Schicksal abhängen.

Das Eis treibt den Jonesfund herunter, Flocken erst, dann eine ganze Herde. Es füllt die Bucht, staut sich, klammert unser Schiff ein und geht wieder, wie es gekommen. Oft sind es die gleichen Eisschollen und Eisberge, die immer wieder kommen und gehen.

Wie das Eis ein- und auszieht, bilden sich Lücken und Rinnen, durch die unsere Boote mit der Ladung ans Ufer eilen. Bald wird das letzte Boot durchgeschlüpft, die letzte Fracht gelandet sein.

Als wir vom Gletscher herunterkamen, hatte die Ebbe bereits eingesezt, die Boote konnten nicht mehr fahren. Es war viel später geworden, als wir erwartet hatten. Von oben sah sich der Gletscher ganz anders an als von unten. Er sah böse und abweisend aus mit haushohen Eiswänden und tiefen Spalten. Beim Aufbruch hatten wir gar nicht daran gedacht, ihn zu begehen. Wir hatten weder Seil noch Eispickel mit, nicht einmal Schneebrillen. —

Zwischen Gletscher und Fels war eine schmale Schlucht. In diese Schlucht ließen wir uns hinab, um am Rande des Gletschers zurückzukehren. Es war ein wunderbarer Weg, zur Rechten hatten wir den Fels, zur Linken die Eiswand, turmhoch, unter uns Eis und über uns einen Streifen Himmel.

Ab und zu öffnete sich die Eiswand, und Höhlen und

Grotten führten in das Innere des Gletschers hinein. Aber schließlich verengerte und schloß sich der Spalt. Der Gletscher rückte dicht an den Fels, und wir mußten doch über ihn nach Hause.

Auf dem Gletscher lag Neuschnee. Die Spalten waren weiß überdeckt und kaum zu erkennen, zumal wir ansingen schneeblind zu werden. Glücklicherweise schien wenigstens keine Sonne. Vorsichtig gingen wir vorwärts, bis wir die Stellen erkundet hatten, an denen wir über die Spalten springen konnten.

So war das letzte Boot zum Schiff längst fort. Wir nahmen eins der Schlittenboote des Detachements, die gerade drei Mann fassen und ruderten damit zurück.

Zwischen den auf dem Grund aufliegenden Eisbergen fuhren wir wie zwischen den Säulen eines märchenhaften Tempels. Der Sturm, der den ganzen Tag am Himmel gedroht, war nicht losgebrochen. Die See war so still, daß sich noch die letzten Eiszacken kristallklar in ihr spiegelten.

Lautlos glitten wir über eine gläserne Decke, die uns einen Blick in den Märchenpalast der Meereskönigin tun ließ, der „Herrin der See“, wie die Eskimos sie nennen, die ihrer Meinung nach den Winden und Wellen wie den Zügen der Seehunde und Walrosse gebietet.

„Walrosse!“ rief da jemand. Ich hatte gerade in die gläserne Tiefe hinuntergeblickt und schreckte auf. Richtig, da hochte ein ganzes Rudel auf einer Scholle. Glücklicherweise hatte ich die Contax-Kamera geöffnet und gespannt auf der Brust hängen. So brauchte ich nur abzudrücken. In der nächsten Sekunde wäre es zu spät gewesen.

Durch Rinnen, die teilweise so schmal waren, daß unser Boot gerade durchschlüpfen konnte, kamen wir in offenes Wasser. Auch hier und weiter den ganzen Sund entlang war die See glatt wie Glas. Die Berge von Craig, Smith Is-

land, die Gletscher von Lee Point, die Schneekuppen der Devoninsel, die Eisberge, alle spiegeln sich in dem glasklaren Wasser. Ihre Spiegelbilder bildeten die Wände eines wunderbaren Kessels, der in unergründliche Tiefe führte. In der Mitte dieser, aus tiefster See herausleuchtenden Zauberwelt aus Schnee und Eis schwamm die „Nascopie“. —

In der Nacht wachten wir auf. Das bekannte Krachen und Scharren an der Schiffswand weckte uns. Das Eis war wieder in Bewegung, die Arktis atmete.

An Deck ist es taghell. Die gläserne Klarheit des Wassers ist fort. Die Küste ist eisfrei. Wie weggeweht sind die Türme und Säulen, die Klöße und Burgen aus Eis, die sie noch gestern abend bedeckt. Dafür ist da draußen im Sund eine weiße Decke, und die Vorhut der eisigen Geschwader preßt bereits gegen die „Nascopie“.

Es sind nicht nur der Wechsel von Ebbe und Flut, in dem das Eis kommt und geht, nicht nur die Winde und Strömungen, die es ziehen machen, es ist der große Rhythmus der Erde selbst.

Überall auf der Erde herrscht dieser Rhythmus. Er tritt in den Tropen in den Monsunen zutage, die Regen und Trockenheit bringen und Millionenvölkern das Gesetz des Lebens vorschreiben. Er äußert sich im Pulsschlag des Blutes, das vom Herzen kommt und zum Herzen geht. Er wird kund im Wechsel der Jahreszeiten, in den Zügen der Zugvögel, im Ablauf des Lebens.

Es ist überall der gleiche Rhythmus, der gleiche gesetzmäßige Wandel, der auf der ganzen Erde gilt. Aber er wird nirgends so sichtbar wie im Zuge des Eises, im Atem der Arktis.

Vielleicht liegt es an diesem sichtbaren Atem der Arktis, daß hier Mensch wie Tier dem innersten Lebensgesetz getreu lebt, im Rhythmus der Welt schwingt, deren Wille Wandel



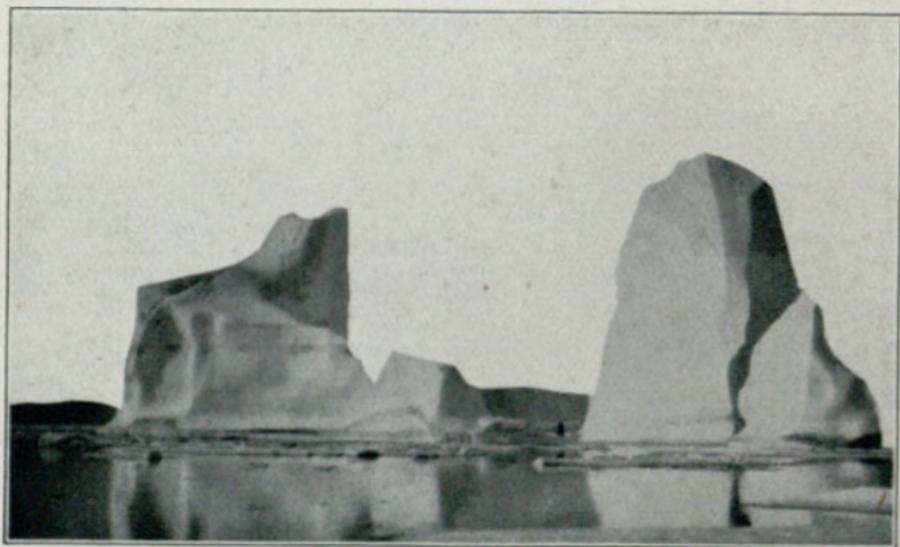
Die erste Barriere war überwunden, langsam glitten wir
zwischen treibenden Schollen vorwärts.
(S. 151.)



Landung auf Ellesmereland.
(S. 151.)



Alles griff zu Bootshaken
und versuchte, das Eis auseinanderzustemmen.
(E. 152.)



Die Eisberge spiegelten sich in dem glasklaren Wasser.
(E. 160.)

ist. In den Polargebieten wandern Mensch und Tier. In regelmäßigen Wanderzügen ziehen die Herden der Karibus Hunderte, Tausende von Kilometern über den Norden des amerikanischen Kontinentes bis weit in die arktische Inselwelt hinaus. Dem gleichen Wandergesetz folgen Seehund und Walroß. Nach geheimnisvollen Regeln kommen und gehen Lachse wie Lemminge, sind in bestimmten Gegenden bald zahlreich, bald selten. Im gleichen Rhythmus wandern die Menschen des Polargebiets, legen Entfernungen über Schnee und Eis zurück, die unfassbar erscheinen.

Es ist nicht nur der Wechsel der Jahreszeiten, das Suchen nach neuen Futterplätzen, die Menschen und Tier, in denen noch der Wandertrieb steckt, hin und her treiben. Es ist das unbewußte Wissen des Blutes um die letzten Gesetze des Lebens, um den Willen der Welt.

Die Nomaden sind die Völker, die bei allem Wandern nicht fortschreiten. Sie kennen keinen Fortschritt, aber auch keinen Abstieg. Sie bleiben jung und bleiben ewig gleich in dem ständigen Wandel und Wechsel ihres Lebens.

Freilich bauen sie keine Zivilisation auf, keine Kultur. Diese sind erst möglich, wenn der Mensch sesshaft wird. Dann bilden sich die großen Völker, dann entstehen die Riesenstädte, dann häuft sich Reichtum und blühen Kunst und Wissenschaft, dann schreitet die Menschheit fort. Aber gleichzeitig erlahmt die Kraft, aus der heraus alles entstand. Die sesshaften Völker schreiten fort, aber gleichzeitig altern sie und werden krank. Dem Gesetz des Wandels kann man nicht unbegrenzt lange trotzen. So sinken die großen Reiche, die hohen Kulturen alle wieder in sich zusammen, gehen, wie sie gekommen sind. —

Es ist das gleiche Gesetz, das das Polareis in Bewegung hält. Es ist der gleiche Rhythmus, der die Eisgeschwader den Jonesfund herauf- und hinuntertreibt. Deren feste Masse

hat uns jetzt erreicht. Ein gewaltiger Block, der wie der Anführer des eisigen Heeres aussieht, schwimmt gerade auf uns zu. Mit unheimlicher Geschwindigkeit treibt er heran. Jetzt ist er vor dem Bug. Krachend prallt er gegen die scharfe Stahlkante, birst und bricht in zwei Teile, die sich schäumend überschlagen.

Bis zu uns herauf spricht es. Dann schäumt und quirlt es eine Weile. Die aus dem Gleichgewicht gebrachten Hälften schwanke hin und her. Dann gleiten sie lautlos beiderseits der „Nascopie“ vorbei, und das ganze weiße Heer folgt.

Wir liegen wieder in unsern Kojen, und wie wir ruhigen Herzens einschlafen, fühlen wir in unserm Blut die tiefen, gleichmäßigen Atemzüge der Arktis.

35. Das Ringen um Ellesmereland

Craig (Ellesmereland).

Das Ewige Eis hat sich nicht ohne Kampf zurückdrängen lassen, und es ging nicht ohne Opfer. Jede Stellung, die der Mensch im hohen Norden heute hält, hat er bezahlen müssen. Das Ringen geht weiter; es ist noch nicht einmal in Ellesmereland zu Ende.

Wenn die kanadische Regierung auf der Arktisexpedition des Jahres 1922 gleich bis Ellesmereland vorstieß und dort ein Polizeidetachement landete, so geschah es wohl aus der Erwägung heraus, allen Anzweiflungen von Kanadas Souveränität über die Arktis zu begegnen. Ellesmere ist die nördlichste Insel. Danach kommt bis zum Pol nichts mehr als das leere Polarmeer. Südwestlich der Insel liegt Axel Heiberg und der Overdruparchipel, auf den Norwegen Anspruch erhob. Außerdem war die erste Erkundung dieser letzten Insel vor dem Pol durch eine amerikanische Expedition erfolgt, und der Pol selbst war von Peary für die USA. in Besitz ge-

nommen worden. So war es immerhin möglich, daß die Vereinigten Staaten Ansprüche erheben könnten, wenn man ihnen nicht durch eine tatsächliche Besetzung zuvorkam.

Die amerikanische Expedition, die nach ihrem Führer Greely heißt, war das erste Opfer, das das Ringen um Ellesmere kostete. Die Amerikaner gingen als Teil der großen internationalen Arktis- und Antarktisexpedition im Jahre 1884 dorthin, der gleichen, an der die deutsche Gruppe auf Baffinland sich beteiligte.

Die Greelygruppe, die aus 24 Mann bestand, wurde im nördlichen Teil der Insel gelandet. Sie war reichlich mit allem für ein Jahr ausgerüstet und sollte nach einem Jahr wieder abgeholt werden. Aber die Amerikaner hatten sich nicht klargemacht, daß einstweilen noch kein Schiff mit Sicherheit darauf rechnen kann, den Smithsund in jedem Jahr durchfahren zu können. Bis heute ist es überhaupt nicht mehr als einem halben Duzend Schiffen gelungen, durch die schmale, eisgefüllte Gasse hindurchzukommen, die zwischen Ellesmere und Grönland in die arktische See am Pol führt.

Die Greely-Leute warteten vergeblich darauf, daß sie abgeholt würden. Die Vorräte gingen ihnen aus. Sie schlugen sich nach Süden durch bis zur Mitte der Insel, wo sie auf Kap Sabine, gegenüber der Bachehalbinsel, Winterlager bezogen. Hier erbauten sie sich Steinhäuser, und hier sind sie buchstäblich Mann für Mann verhungert. Die letzten sieben wurden schließlich vollkommen heruntergekommen und verelendet als wahre Gerippe gerettet.

Diese Bachehalbinsel hatte die kanadische Regierung eigentlich als Sitz des Postens auf Ellesmere ausersehen. Aber man kam nicht so weit. Man kam nur bis Craig. Hier wurde das Detachement abgesetzt, und in fieberhafter Eile ging man daran, die Ausrüstung und Vorräte für zwei Jahre zu landen. Eben war die letzte Ladung an Land, als sich die

Bucht mit schwerem Eis füllte. Eigentlich hatte man noch solange bleiben wollen, bis die Unterkunft für das Detachement wenigstens einigermaßen vollendet war. Aber der Kapitän hielt die Lage für zu gefährlich und den Winter für zu nahe, als daß er ein längeres Verbleiben des Schiffes verantworten zu können glaubte. So steuerte man schleunigst aus Craig Harbour hinaus und überließ es dem Detachement, sich einzurichten, so gut es konnte.

Dies war im Jahre 1922. Alles ging gut. Man fand den Posten im nächsten Jahr wohlbehalten vor. Da die Eisverhältnisse besser waren, hoffte man, Bache anlaufen zu können. Man schiffte alles schleunigst ein und steuerte den Smithsund hinauf. Aber der Dampfer kam bald in derartiges Packeis, daß man von Glück sagen konnte, daß man wieder herauskam. Es blieb nichts anderes übrig, als nach Craig zurückzukehren und dort alles wieder auszuladen, einschließlich der Eskimos und Hunde, die man im nördlichsten Grönland für das Detachement engagiert hatte.

Der Craig-Posten hatte wenig Glück. Im Winter 1924 wurde er durch Feuer zerstört, mitten im kältesten Winter. Als das Expeditionsschiff eintraf, fand es das Detachement in einem kleinen Schuppen vor. Wieder beschloß man, Bache anzulaufen, und wieder schlug der Versuch fehl. Es gelang lediglich in Framhaven am Kane Bassin ein Vorratsdepot zu errichten. Im Jahre 1926 vermochte man endlich, bis Bache vorzudringen und hier den Posten zu errichten. —

Die Mühe war umsonst. Bache ist nicht zu halten. Einstweilen ist hier das Eis noch stärker. Nur Craig wird wieder besetzt und auch dieses nur mit zwei Mann. Es ist ein Rückzug vor dem Ewigen Eis, kein Zweifel. Aber ebenso steht außer Zweifel, daß er nur zeitweilig ist. Der Vormarsch in den letzten Rest der noch unbezwungenen Arktis wird fortgesetzt werden, mit besseren Mitteln, vielleicht mit dem Flugzeug.

Die drei Mann, die drei Jahre lang in Bache ausgehalten haben, das letzte ohne genügende Vorräte, sitzen mir gegenüber.

„Ja, ich werde im nächsten Jahre wohl wieder nach oben gehen“, antwortet der Korporal auf meine Frage. — „Ich habe die Nordkrankheit“, fährt er mit einem kurzen Auf-lachen fort, „nach dem ersten Aufenthalt in der Arktis geht sie noch an, bei dem zweiten ist sie bereits schwer, nach dem dritten unheilbar!“

Die Männer, die lange im Norden waren, leiden noch an etwas anderm; die haben das Reden verlernt. Überdies fürchten sie, irgend etwas zu verraten, was sie nicht sagen dürfen. Mir war es lange räthselhaft, was es sein könne. Staatsgeheimnisse gibt es im eisigen Norden doch keine. Bis mir die beiden Gräber einfielen, die wir hinter dem Polizeiposten in Dundas auf der Devoninsel gesehen hatten. Nach den Inschriften war in zwei aufeinanderfolgenden Jahren je ein Mann des Postens gestorben, und zwar jedesmal kurz ehe der Dampfer eintreffen sollte. Auf Fragen erfuhren wir, daß beide sich durch ungeschickte Handhabung der Waffen tödlich verletzt hatten. Daß ein so sorgfältig ausgebildeter Mann wie ein Angehöriger der Mounted Police ungeschickt mit dem Gewehr umgegangen sein sollte, ist schon auffällig. Aber gleich zwei solcher Unglücksfälle mit tödlichem Ausgang hintereinander, und jedesmal am Ende eines langen, einsamen Jahres?

Später wurde mir aus Erzählungen und Berichten, vor allem aus Beobachtung klar, daß die größte Gefahr auf den einsamen Posten der Arktis nicht die Kälte ist, nicht Schneesturm und die langwierigen, schwierigen und gefährlichen Patrouillen, sondern die Einsamkeit. Darüber den Verstand zu verlieren, ist ein Schicksal, das in der Arktis nicht selten ist.

„Die Patrouillen, die wochenlangen Schlittenreisen über

das Eis, die angetreten werden, sobald die Polarnacht zu Ende geht, sind das Schönste“, versicherte mir der dritte Polizist, den wir bei der Landung vor dem Posten lehrend und so merkwürdig gleichgültig antrafen. Das Schlimmste ist die lange Nacht, wenn man vier Monate im Dunkeln sitzt und des Schneesturmes wegen nicht aus dem Haus kann. Die lange Polarnacht ist es auch, was die kanadischen Eskimos am meisten fürchten, weshalb sie nicht über den 74. Grad nach Norden hinaufzogen und weshalb die kanadische Regierung bisher Eskimos aus Nordgrönland, die die lange Polarnacht viel mehr gewöhnt sind, nach Ellesmere schicken mußte.

Eine unvorstellbare Erleichterung der drückenden, langen Winternacht ist freilich das Radio. Der Empfang hier oben ist von wunderbarer Reinheit. Man hört alle Stationen.

„Wir haben herausgefunden, daß Deutschland die beste Musik sendet“, versichert mir der dritte Polizist, „und wir haben mit Vorliebe Berlin oder Mühlacker eingeschaltet. Ich hoffte, bei der Gelegenheit Deutsch zu lernen, aber es war doch zu schwierig.“

Das Bache-Detachement hat eine besondere Beziehung zu Deutschland. Es hat auf seinen 4500 Kilometer langen Hundeschlittenpatrouillen nach einem vermißten deutschen Gelehrten gesucht, dem unglücklichen Krüger, der mit seinen beiden Begleitern aus dem Polareis nicht zurückkehrte.

Krüger wollte die geologischen Zusammenhänge von Grönland und Ellesmereland erforschen. Mit zwei Begleitern brach er von Craig Harbour auf, unzureichend ausgerüstet mit nur einem Schlitten und zehn Hunden. Er hätte mindestens das dreifache an Schlitten und Hunden gebraucht. Aber er hatte kein Geld.

Als er zu der vorgesehenen Zeit nicht zurück war und seine Braut einen flehenden Brief nach dem andern an die kanadische Regierung schrieb, beauftragte diese das Detache-

ment in Bache, nach dem Vermißten zu suchen. Die drei Polizisten gingen in drei Patrouillen ab und versuchten das Unmögliche, in einer grenzenlosen, weg- und steglosen Eis- und Schneewüste nach drei Menschen zu suchen.

Sie suchten ganz Ellesmere ab, Axel Heiberg und Cornwall nebst dem dazwischenliegenden Meer, und zuletzt fand der Korporal am Nordwestkap von Axel Heiberg eine Notiz von Krüger, daß er nach der Meigheninsel hinüber sei. Der Korporal wollte ihm dorthin folgen, aber die Eisverhältnisse erlaubten es nicht. Außerdem waren seine Vorräte fast zu Ende und keinerlei Wild vorhanden.

Es wurde immer schlimmer. Keine Seehunde, keine Walrosse weit und breit. Die Hunde wurden dauernd schlapper. Schon glaubte sich die Patrouille verloren. Da tauchte in der letzten Not ein Eisbär auf. Der Korporal durchschnitt rasch die Leinen, und die Hunde stürzten sich auf den Bär.

Im Vorfrühling war die Patrouille losgezogen; als sie erschöpft zu Sommersanfang zurückkehrte und sich aufs Schiff freute, das sie ablösen sollte, erlebte sie die große Enttäuschung, daß es nicht bis zu ihnen durchdringen konnte. Die lange Patrouille hatte ihre wie ihrer Hunde Kräfte über Gebühr beansprucht, außerdem hatten sie keine Zeit zur Jagd gehabt und dadurch auch ihre Vorräte stärker beansprucht als vorgesehen. Es war kein schönes Jahr, dem sie entgegengingen.

Als mein Kamerad den dritten Polizisten, mit dem wir schließlich allein zusammensitzen, fragt, woran sie am meisten Mangel gelitten hätten, wird er plötzlich verlegen und stottert: „Das gehört zu den Dingen, die ich nicht sagen darf.“ — Dann lacht er plötzlich wieder dasselbe unheimliche Lachen wie bei unserer Landung auf Ellesmereland, steht auf und sagt unwirsch: „Ich denke, ich muß an Deck gehen —!“

„Ich kann ihn gut verstehen“, meint mein Kamerad, „als wir von unserer Afrika-reise zurück waren und ich in Deutsch-

land zum erstenmal die Geschichte erzählen sollte, wie der Elefant in deiner Abwesenheit unser Lager angriff und ich mit den Kindern in den Busch floh, da war mir ähnlich zumute.“

Wir sitzen schweigend allein in der Messe. Von Deck dringt ein halb gellendes, halb kicherndes Lachen zu uns herein.

VIII. Nördliches Grönland

36. Die Gletscherstraße

An Bord der „Nascopie“ in Glacier Strait.

Wir fahren durch die „Gletscherstraße“. Wenn hier, wo es nicht eine Wasserrinne gibt, in die keine Gletscher münden, ein Meeresarm Glacier Strait, Gletscherstraße, heißt, so muß schon etwas daran sein. Wir sind seit drei Uhr früh auf Deck, um nichts zu versäumen. —

Die Zeit des ununterbrochenen Tages, währenddessen die Sonne nicht untergeht, ist zwar bereits vorüber, aber es ist trotzdem taghell; die Sonne taucht kaum unter den Horizont.

Die Gletscherstraße führt zwischen der Ostküste von Ellesmere und dem Westrand der Coburginsel nach Norden. Ein Eisfeld sperrt sie von Ufer zu Ufer. So dick ist es, daß selbst für die „Nascopie“ kein Durchkommen möglich erscheint. Wir biegen nach Steuerbord ab, und es sieht aus, als wolle der Kapitän in die Lady-Ann-Straße zurücksteuern, um dem Packeis auszuweichen. Aber er sucht nur nach einer günstigen Stelle zum Durchbruch. Schon biegen wir wieder nach Norden, und der Bug der „Nascopie“ kracht gegen die Eisdecke.

Es ist so ziemlich der letzte Termin für diese Breite, selbst wenn man über einen so starken Eisbrecher verfügt wie wir. Es ist nur eine Frage von Tagen, daß nicht nur die Glacier Strait, sondern der ganze Smithsund, in den wir noch wollen, unpassierbar wird, das heißt, für europäische Transportmittel. Für arktische beginnt dann erst die Reisezeit.

Überall auf der Erde ist das Meer die große, breite Straße der Menschheit, die Straße für Wanderung, Handel und Entdeckung, auch in der Arktis, freilich nicht in dem uns geläufigen Sinne. Das offene Wasser ist hier keine Verkehrsstraße, sondern ein böses Verkehrshindernis. Das Meer ist hier ja zu keiner Zeit des Jahres wirklich offen. Immer muß man mit Treibeis rechnen, mit Eisbergen und Eisschollen, die jeden Verkehr auf dem Wasser schwierig, gefährlich, wenn nicht unmöglich machen. Hat sich aber das treibende Eis fest zusammengeschoben, ist das Meer gefroren, dann ist eine herrliche Straße geschaffen, über die die Ureinwohner des Nordens die weitesten Reisen machen.

Die Nordhälfte des Globus deckt im Winter eine feste Eiskuppe, die Asien mit Amerika und Grönland verbindet. Diese unendliche Fläche festen Eises hat Menschen mit Frauen und Kindern als Wanderstraße gedient.

Wir fahren diese Straße. Unsere Route an der Westküste von Ellesmereland entlang über den Smithsund nach dem nördlichen Grönland ist die gleiche, die die ersten Eskimos wanderten, die diese größte und gleichzeitig menschenleerste Insel zuerst bevölkerten.

Sie kamen aus dem nordöstlichen Sibirien, aus dem Land der Tschukttschen. Es waren Dmoki, Dnkilou und andere Stämme, die vielleicht einem Druck aus dem Süden auswichen. Sie zogen über das Eis des Meeres nach der Wrangelinsel und wanderten von hier weiter über das gefrorene Polarmeer nach der nördlichsten arktischen Insel und nach Nordgrönland. Verfolgt man ihre Reiseroute, so möchte man meinen, daß ihnen die Kugelgestalt der Erde bekannt gewesen sei und sie den Kreisbogen als die kürzeste Reiseroute wählten, eine Strecke, die der moderne Polflug wieder aufnimmt. Sie folgten natürlich lediglich der glatten Straße über das Eis, der einzigen übrigens, die sie mit dem Schlitten zurücklegen

konnten; denn nur der Schlitten ermöglicht es, so große Lasten mit solcher Geschwindigkeit zu befördern, wie es die Eskimos auf ihren Wanderungen tun.

Wahrscheinlich suchten die aus der Heimat vertriebenen Sibirier schon an der amerikanischen Nordküste nach neuen Wohnsitzen. Sie fanden diese jedoch bereits besetzt, wohl durch Stämme, die früher über die Beringstraße nach Amerika gewandert waren. So zogen sie weiter, die Küste von Banks Island entlang und gelangten schließlich nach Ellesmere, immer der Straße des Eises folgend und dem offenen Wasser ausweichend.

Von hier folgte ein Trupp der Route, die wir jetzt fahren. Ein anderer zog noch weiter nördlich an der Westküste von Ellesmere entlang und setzte erst am Nordteil der Insel nach Grönland hinüber. Noch auf dem 82. Grad hat man Spuren dieses nördlichsten und kühnsten Wandervolkes der Erde gefunden: das Gerüst eines Hundeschlittens, eine Steinlampe und einen Schaber aus Walroßzahn.

Diese nördlichen Breiten waren gut zur Wanderung, aber schlecht zum Leben. Deshalb rückten die asiatischen Eskimos langsam nach Süden. So wurde Grönland bevölkert von Menschen, die aus dem Norden kamen. Nur ein kleiner Teil der ausdauerndsten und zähesten Eskimos blieb in Nordgrönland zwischen Etah und Kap York.

Natürlich sind diese Ausführungen lediglich Annahme, die noch dazu keineswegs unumstritten ist. Es gibt zahlreiche Vermutungen über Ursprung und Wanderung der Eskimos; beinahe jeder Polarforscher hat seine eigene. Darin aber sind sich alle einig, daß die Eskimos aus Asien stammen.

Die Eskimozüge bilden ein Gegenstück zu den polynesischen Wanderungen über den Pazifik. Wenn ein Insulaner aus Tahiti sich ohne weiteres mit einem Maori aus Neuseeland verständigt, so auch ein Eskimo aus Alaska mit einem

grönländischen. Auch Nookapinguag plaudert ohne Schwierigkeiten mit unseren kanadischen Eskimos.

Der Weg über das Eis von Asien nach Grönland ist ziemlich unwiderleglich durch Fundstücke festgelegt. Der stärkste Beweis aber, daß Grönland von Norden her bevölkert sein muß, ist die Thatsache, daß die arktischen Hochländer bei ihrer Entdeckung keine Boote kannten. Sie können also mit ihren Schlitten nur von Norden her über den Smithsund gekommen sein. Weiter im Süden ist die Meeresstraße, die Grönland von Amerika trennt, zu breit, um zuzufrieren.

Aber auch wo die Eskimos Boote kennen, sind sie keine Seefahrer in unserm Sinne. Sie leben auch nicht so ausschließlich vom Meer, wie wir im allgemeinen annehmen. Für die meisten Eskimos ist das Karibu mindestens so wichtig wie Seehund und Walroß. Auch wo der Eskimo fast ganz von der See lebt, ist er ein Mensch des Eises, nicht des Wassers. So genial sein Kajak auch gebaut ist, so gut geeignet für die Jagd auf dem Wasser, Reisen lassen sich damit nicht machen. Ebensovienig im Umiaq, im Frauenboot. Das faßt zwar mehr, ist aber in erster Linie dafür eingerichtet, im Notfall über das Eis gezogen zu werden. Für lange Fahrten über offenes Wasser oder gar in schwerer See ist es viel zu flach. Außerdem muß sein Fellüberzug regelmäßig getrocknet werden, soll er nicht in kurzer Zeit unbrauchbar werden.

Wir Menschen der gemäßigten Zone müssen uns erst immer wieder klarmachen, daß für die Arktisbewohner das Eis nicht Feind ist, sondern Freund. Auf dem Eise jagt er, das Eis ist ihm Transportmittel, aus ihm oder vielmehr aus gefrorenem Schnee baut er seine Winterhäuser. Wie wir jetzt Glacier Strait durchfahren, wo Gletscher sich an Gletscher reiht und eine feste, weiße Decke das freie Meer verbirgt, soweit das Auge reicht, ist es nicht ganz leicht, das zu begreifen. Für uns ist das Eis der Feind, für uns ist es keine

Straße. Gelingt es ihm, uns aufzuhalten, so bedeutet das ein Steckenbleiben für ein Jahr, ein Gedanke, der durchaus nichts Verlockendes an sich hat, obgleich die Großartigkeit der uns umgebenden Eislandschaft sich zu einer überwältigenden Schönheit gesteigert hat, die nicht mehr zu beschreiben ist.

Das leichte Rosa, das anfänglich den Morgenhimmel überdeckte, ist immer intensiver geworden und hat um sich gefressen wie Feuerbrand. Jetzt flammt jeder Gletscher, und die im Kielwasser treibenden Eisschollen leuchten in tiefem Violett. Es ist ein so brausender, so hinreißender, so glorreicher Anbruch des Tages, wie ich ihn noch unter keinem andern Himmel erlebte.

Ein wenig komme ich mir vor wie ein Dieb, daß ich das Schauspiel so leicht und mühelos erlebe; denn es ist eigentlich der Preis, den die Natur für ein jahre- oder mindestens monatelanges mühe- und gefahrvolles Leben und Wandern im Eise und über das Eis ausgesetzt hat.

37. Nookapinguaq und Enalunguaq

An Bord der „Nascopie“ in Robertson Bay.

In einigen Stunden sind wir in Robertson Bay. Familie Nookapinguaq, die wir in Craig an Bord genommen haben, macht sich zum Aussteigen fertig. Der Eskimojäger versammelt seinen gesamten Besitz an Deck, seine Schlitten, Hunde, Kajaks, Gewehre, Speere, Harpunen, Pelze und Felle und außerdem all die Schätze, die er im siebenjährigen kanadischen Polizeidienst erworben hat, für den er ja nicht in Geld, sondern in Waren bezahlt wird. Bretter für ein Haus, ein Ofen, Fleisch- und Obstkonserven, Zucker und Tee, Messer, Beile, Nadeln, nicht zu vergessen Seidenblusen und Parfüm für Enalunguaq.

Ja, die kleine Frau Ena ist eine große Liebhaberin von Seide und Parfüm, und das Polizeidetachement auf Elles-

mereland erhielt unter andern Tauschartikeln zur Bezahlung seiner Eskimos auch einige Flaschen Duftstoffe und Seide. So adjustiert hatte uns Frau Ena bei unserer Landung auf Ellesmereland begrüßt. Wir wußten, daß sie ihren Mann auf allen Jagdzügen und winterlichen Patrouillen begleitet und erwarteten demgemäß eine resolute, ein wenig verwitterte Erscheinung. Stattdessen trat uns das zierlichste, beinahe kann man sagen, eleganteste Persönchen entgegen, das man sich vorstellen kann. Sie wirkte nicht wie eine Frau, sondern wie ein ganz junges Mädchen. Sie hatte Hände und Füße wie ein Kind.

Diese Zierlichkeit ihrer Erscheinung wurde noch durch ihre Aufmachung unterstrichen. Sie trug Eisbärstiefel, die bis zum halben Oberschenkel hinaufreichen, das Fell nach innen. Nur am oberen Rand schauten die silbernen Haarsträhnen hervor und standen wie ein Strahlenkranz von beiden Schenkeln ab. Darüber trug sie Hosen aus dickstem, weichstem Karibufell, den Oberkörper aber bedeckte lediglich eine enganliegende, buntgemusterte Seidenbluse. Dazu duftete sie nach Parfüm und hatte kreisrunde, rosenrote Bäckchen, als hätte sie eben frisch Rot aufgelegt.

Aber die Polizisten, die in Bache und Craig mit ihr zusammenlebten, versicherten, daß sie die tüchtigste Frau sei, die man sich denken kann. Eine andere hätte Nooka auch kaum brauchen können; denn er ist einer der tüchtigsten Jäger. Ein tüchtiger Jäger aber braucht als Begleiterin eine tüchtige Näherin. Das ist die Hauptaufgabe der Eskimofrau. Die Stiefel aus Karibu- und Seehundsfell, die einen für die Jagd auf dem Land, die andern für die auf dem Eis, sind zwar die beste und zweckmäßigste Fußbekleidung, die es für die Arktis gibt. Nur halten sie nicht lange. Auf großen Märschen müssen sie alle vierzehn Tage erneuert werden. Auf besonders felsigem Gelände sind die Sohlen mitunter bereits

nach zwei Tagen durch. Auch die Fellkleidung bedarf ständiger Ausbesserung.

Der Eskimomann näht nicht. Er hat auch gar keine Zeit dazu. Eine Familie in der Arktis mit Nahrung zu versorgen, erfordert die ganze Kraft eines Mannes. Die Eskimos ebenso wie ihre Hunde sind gewaltige Esser. Wir kamen aus dem Staunen nicht heraus, wenn wir sie essen sahen. Fünf Pfund Fleisch sind für den Eskimo eine Kleinigkeit. Es kommt ihm auch nicht darauf an, acht Pfund Fett jeden Tag zu verzehren. Für eine Familie von drei bis vier Köpfen muß man also schon einen Seehund alle zwei Tage rechnen. Ich finde, nebenbei bemerkt, Seehundsfleisch recht schmackhaft, vorausgesetzt, daß es von einem jungen Tier stammt. Es schmeckt wie Hase mit recht fettem Schwein als Hasenpfeffer zusammen bereitet. Es sieht auch ähnlich aus, tiefschwarz.

Da die Hunde keine geringeren Liebhaber von Seehundsfleisch sind, muß der Mann also schon an die vierhundert Seehunde im Jahr beschaffen, abgesehen von etlichen Walrossen und Karibus.

Nun könnte man meinen, daß die Eskimofrau nicht nur eine fleißige Näherin, sondern auch eine gute Köchin sein müßte, um so gewaltige Mengen von Lebensmitteln zu bereiten. Aber die Kocherei spielt auch heute noch eine geringe Rolle. Das Wort „Eskimo“, das aus dem Algonkinausdruck „Ayaeskimeow“ abgeleitet ist, bedeutet nicht umsonst „Rohfleischesser“. Zum mindesten auf Jagd und Wanderung wird auch heute noch der größte Teil der Nahrung roh verzehrt, und auch wenn sie zubereitet wird, wird sie nicht in unserm Sinne gekocht, sondern eigentlich nur gewärmt. Bei der geringen Heizkraft der Tranlampe würde ersteres auch viel zu viel Zeit und Brennstoff kosten.

Wie der Mann als Jäger, so ist die Frau als Näherin

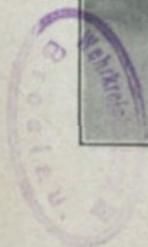
viel zu beschäftigt, um noch eine gute Köchin sein zu können, abgesehen von den Mutterpflichten und davon, daß sie gelegentlich selbst Flinte und Wurffspieß handhabt und neben dem Luftloch im Eis auf den Seehund lauert.

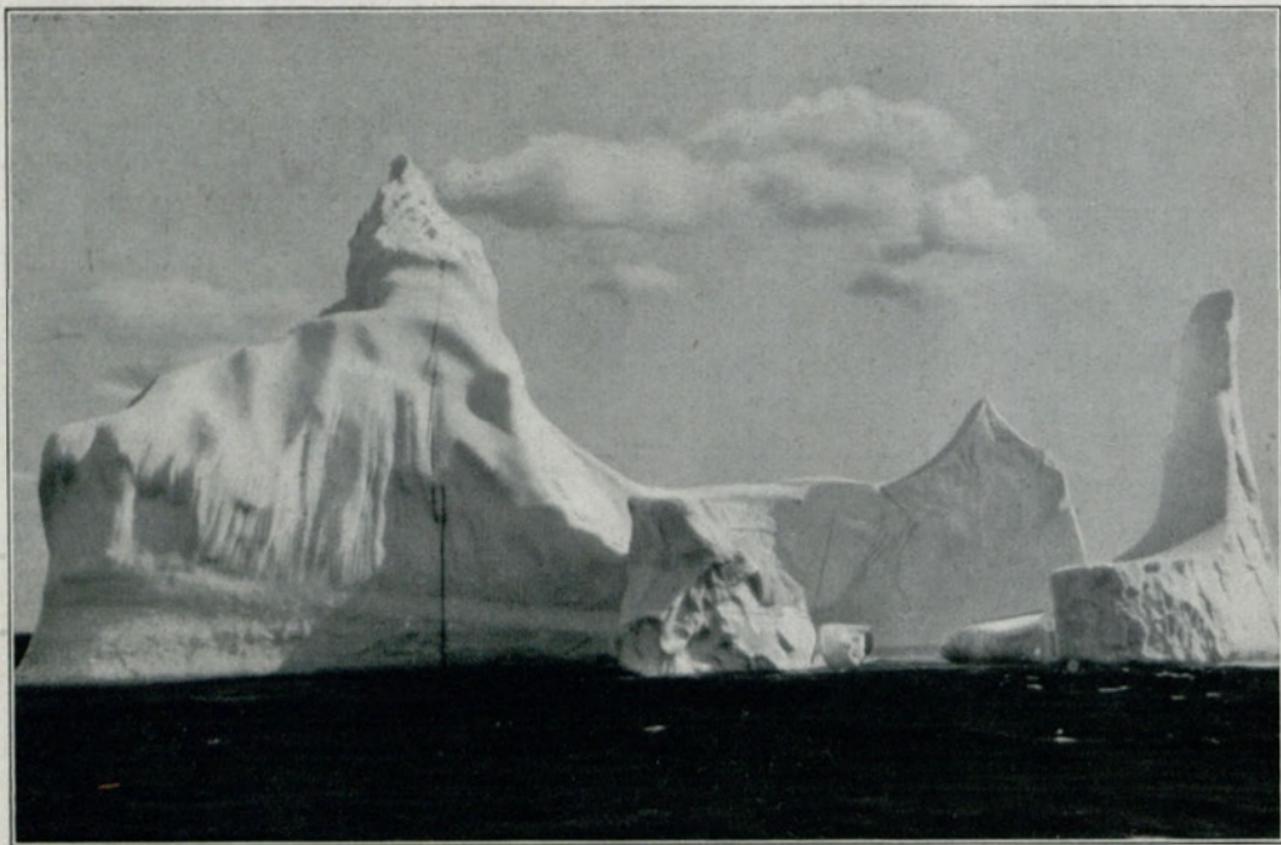
Die Frau als Näherin ist für den Mann so wichtig, daß er mitunter die eines andern auf einen Jagdzug mitnimmt, wenn die eigene durch irgendwelche Umstände verhindert ist. Hierin besteht der von mancher Seite behauptete Frauenkommunismus der Eskimos. Dieser Brauch ist aber keineswegs die Regel. Die übliche Gemeinschaftsform der Geschlechter ist die Einehe. Von Ehe kann man nur insofern nicht reden, als der Vereinigung der jungen Leute keinerlei Zeremonie vorauszugehen pflegt. Meist ziehen sie auch nicht in eine eigene Behausung, sondern für das erste Jahr in die der Eltern der Frau, für das zweite und gegebenenfalls dritte in das der Manneseltern. Doch wechseln die Gebräuche bei den verschiedenen Stämmen. Ganz allgemein aber lebt ein Mann mit einer Frau zusammen, und sobald Kinder da sind, ist Trennung eigentlich ausgeschlossen. Es gibt in vereinzelt Fällen allerdings auch Polygamie, wenn einer eben ein so tüchtiger Jäger ist, daß er zwei Frauen samt Nachwuchs mit Fleisch versorgen kann. Umgekehrt kommen auch vereinzelt Fälle von Polyandrie vor, die aber auch durch jagdliche Qualitäten bestimmt ist. Ist ein Mann ein so schlechter Jäger, daß seine Familie Mangel leidet, so mag es geschehen, daß ein anderer, geschickterer zu ihm zieht und ihm aushilft, dafür aber auch seinen Anteil an der Frau verlangt. Meist endet aber ein solches Verhältnis zu dritt damit, daß der Schwächere schließlich das Feld räumt.

Die Eskimos besitzen ausgeprägtes Moralgefühl, aber keinerlei klar umrissene Moralgesetze. Jeder Fall trägt seine besondere Moral in sich, wie das die Anpassung an ungewöhnlich schwierige Lebensumstände bedingt.



Da hockte ein ganzes Rudel Walrosse auf einer Esholle.
(E. 159.)





Ein wenig komme ich mir vor wie ein Dieb, daß ich das Schauspiel so leicht und mühelos erlebe.
(S. 173.)

phot. Parfen

Nookapinguaq sieht freilich nicht danach aus, als ob er seine kleine, zierliche Ena einem andern auch nur leihweise überlassen würde. Sie ist seine zweite Frau und höchstens halb so alt wie er.

Nooka fiel mir gleich beim Betreten des Schiffes durch seine stolze, abweisende, beinahe hochmütige Haltung auf. Er zeigte auch nicht die geringste Überraschung beim Anblick meiner Frau. Aber als er Ralph sah, stutzte er, trat dann mit strahlendem Lächeln auf den Jungen zu und streckte ihm beide Hände entgegen.

38. Ultima Thule

An Bord der „Nascopie“ in Robertson Bay.

Im äußersten Nordwesten Grönlands, von der übrigen Insel durch einen breiten, unüberschreitbaren Gletscher getrennt, wohnen die sogenannten arktischen Hochländer. Diesen Namen gab ihnen Sir John Ross, der erste Europäer, der mit ihnen zusammentraf.

Diese arktischen Hochländer sind die eigentlichen Entdecker des Nordpols. Sie stellten die Begleiter Pearys wie Cooks, und ohne ihre Hilfe hätte weder der eine noch der andere den Pol erreicht. Als Cook auf Kap Spurbo festsaß, schien er nach europäischen Begriffen verloren. Seine Vorräte waren bis auf den letzten Bissen aufgezehrt, die Patronen waren ihm ausgegangen. Er hatte buchstäblich nichts mehr. Er wäre zugrunde gegangen, hätte er nicht zwei junge Nordgrönländer mitgebracht. Diese beiden zwanzigjährigen Burschen verstanden es, gleichsam aus dem Nichts sich Waffen anzufertigen, mit denen sie so viel Wild erbeuteten, um alle drei samt ihren Hunden am Leben zu erhalten und im Frühling die Rückkehr über das Eis nach Grönland zu ermöglichen.

Auch Knud Rasmussen wählte seine Begleiter für seine

mehrfährige schwierige Wanderfahrt aus den Eskimos, die zwischen Kap York und Etah leben, und er war über ihre Tüchtigkeit und Umsicht des Lobes voll. So holte auch die kanadische Regierung von hier die Eskimos, die sie für ihren Polizeiposten auf Ellesmereland benötigte. Die zentralarktischen Eskimos hatten sich geweigert, so weit nach Norden in ein völlig leeres, unbewohntes Land zu ziehen.

Für uns, die wir bisher nur mit Eingeborenen der Zentralarktis zusammengetroffen waren, war diese erste Begegnung mit Nordgrönländern eine Überraschung. Sie wirkten wie eine andere Rasse. Das sind sie auch bis zu einem gewissen Grad.

Das normannische Blut ist nicht völlig versiebert. Schließlich haben die Normannen ein paar Jahrhunderte lang an der grönländischen Ostküste gesessen. Aber europäische Wirren und Nöte hat Norwegen dann freilich zweihundert Jahre lang seine grönländische Kolonie vergessen. Das Schiff aus Bergen, das alljährlich die normannischen Grönländer mit ihrer Heimat verband, blieb mit einem Male aus. Ohne den Nachschub aus Europa und die Versorgung mit europäischen Vorräten und Werkzeugen blieb den Abgeschnittenen nichts anderes übrig, als sich den Lebensnotwendigkeiten des Eises anzupassen, das heißt, Eskimos zu werden, was naturgemäß zur Vermischung und Aufsaugung des nordischen Blutes führte.

Als endlich zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts ein norwegischer Landpfarrer sich um das Schicksal der preisgegebenen grönländischen Christen solche Gewissensbisse machte, daß er alle Hebel in Bewegung setzte, bis schließlich eine Expedition von dem mit Norwegen unter einem König vereinigten Dänemark ausgerüstet wurde, fand man nur noch die Ruinen der normannischen Kirche von Rafortuk. Alles, was von den Normannen übrig geblieben, waren einige in

die Eskimosprache übergegangene Ausdrücke. Wäre Hans Egede, der glaubensstarke Pfarrer, der so Grönland neu entdeckte und als dänische Kolonie begründete, gleichzeitig auch Ethnologe gewesen, so hätte er wohl außer den sprachlichen Spuren auch noch solche in den Gesichtszügen und im Körperbau der ihm so fremd erscheinenden Eskimos gefunden.

Der normannische Einfluß ist heute noch spürbar. Allerdings ist er ja auch noch durch dänisches Blut verstärkt worden, das sich gleichfalls mit dem grönländischen vermischte. Auf uns, die wir zuerst mit den noch rein mongolischen Eingeborenen der Zentralarktis zusammengetroffen waren, wirkten die ersten grönländischen Eskimos fast europäisch.

Sie kamen in großer Zahl in ihren Kanus angepaddelt, als die „Nascopie“ langsam und vorsichtig die Robertsonbucht hinaufdampfte.

Robertson Bay ist die nördlichste Siedelung Grönlands, ich glaube der Welt. Sie liegt noch ein Stück nördlicher als Thule, der Posten Knud Rasmussens, den er so nannte, weil es seinerzeit der äußerste Vorposten der Menschheit im Eise war. Robertson Bay ist also das Ultima Thule der Welt. Aber selbst hier trägt Grönland seinen Namen „Grünes Land“ zu Recht. Für uns, die wir aus Eis und Schnee, aus Gletscherwelt und kaum übersehbarem Packeis kommen, ist es jedenfalls wunderbar, wieder braune und grüne Felsen zu sehen, deren Saum mit richtigem Grün bedeckt ist.

Die Kajaks der Nordgrönländer vermögen leicht Schritt mit der „Nascopie“ zu halten, die keinen Ankergrund findet. Der Gletscher, der die Bucht abschließt, streckt augenscheinlich seine Eiszunge bis hierher unter das Wasser vor.

Zwischen dem Dampfer und den Booten fliegen Begrüßungen und Scherze hin und her. Nicht nur wird Noo-kapinguaq herzlich begrüßt, sondern in der gleichen Weise die Polizisten von Ellesmere, die die Leute in den Kajaks zum

großen Teil kennen. Manche von ihnen waren gleichfalls im Dienst der kanadischen Regierung, andere kamen in Begleitung von Expeditionen nach Ellesmere hinüber oder „auf Besuch“. Im Winter ist es mit den Schlitten nicht mehr als drei Tage über den gefrorenen Sund.

Da der Anker durchaus nicht fassen will, bleibt dem Kapitän nichts anderes übrig, als sein Schiff so gegen den Strom zu halten, daß wir ein Boot zu Wasser lassen können. Es muß zweimal fahren, ehe Nooka mit all seinen Schätzen gelandet ist.

So laut und lärmend die Freude der Leute aus Robertson Bay ist, so still und fast gedrückt werden Nookapinguaq und seine Frau wie sein Sohn. Augenscheinlich wird ihnen der Abschied von den Männern schwer, mit denen sie so viele Jahre Freud und Leid geteilt haben, und mit denen sie Tausende von Kilometern über das Eis gewandert sind.

Ena hat Tränen in den Augen, und auch Nooka kämpft sichtbar, seine Erregung zu bemeistern. Als er allen die Hand geschüttelt hat und schon die Gangway hinuntersteigen will, tritt er mit einer plötzlichen Bewegung noch einmal auf Ralph zu und drückt ihm einen Schlitten mit Hunden und Treiber aus Walrosselfenbein geschnitzt in die Hand. Dann läuft er hurtig, ohne sich nochmals umzusehen, die Stufen hinunter und springt ins Boot.

IX. Kanadas frostiges Reich

39. Bis ans „Ewige Eis“

An Bord der „Nascopie“ in der Baffinbucht.

Von Robertson Bay waren es nur ein paar Meilen über den immer enger werdenden Smithsund nach der Bachehalbinsel hinüber, dem aufgegebenen Posten auf Ellesmereland. Wir alle warteten gespannt, ob wir wohl noch einen Vorstoß dorthin machen würden. Schließlich hatten die drei Konstabler der Mounted Police bei ihrem Rückzug nach Craig nur das Nötigste auf ihren Hundeschlitten mitnehmen können. Die ganze Einrichtung, Boote, Instrumente und vor allem auch der gesamte persönliche Besitz der Polizisten, alle ihre Felle und Jagdtrophäen und viele Hunderte photographischer Aufnahmen lagen noch auf der verlassenen Station.

Die Eisverhältnisse waren nicht schlecht, und der Kapitän erklärte den Vorstoß für möglich. Der Expeditionsleiter aber konnte sich nicht entschließen, den Befehl dazu zu geben. So günstig die Lage auch aussah, jeden Augenblick konnte ein schwerer Eispaß vom Pol her antreiben und uns festhalten. Das hieß im günstigsten Fall Überwintern, im ungünstigsten . . . Der Major hatte sicher recht, daß er Befehl zur Umkehr gab. Aber schade war es doch!

Ich stand neben dem Korporal auf dem Vorschiff, als wir nach der Ausfahrt von Robertson Bay nach Süden abbogen. So nahe waren wir an Bache, wo die Früchte und Erinnerungen seiner dreijährigen Laten und Entbehrungen im Eis lagen, und wir fuhren nicht hin. Für ihn bedeutete

das nicht nur den Verlust von etlichen hundert Photos, sondern auch einigen tausend Metern Kinofilm, die er da oben mit einer kleinen Kamera gedreht hatte. Er war jedoch viel zu diszipliniert, um etwas zu sagen. Er sah nur starr über den Sund nach all den Dingen hinüber, die ihm vielleicht alles bedeuteten und die menschlicher Voraussicht nach für immer verloren sind.

Auch für Kanada bedeutet unsere Umkehr Preisgabe und Verlust. Der nördlichste Posten im Eis, um den man so lange gekämpft hat, wird endgültig aufgegeben. Die Grenze des Dominiums, die auf der Karte bis zum Pol gezogen ist, wurde zwar bis ans Ewige Eis vorgeschoben, aber sie blieb darin stecken.

Das Ewige Eis ist nicht nur eine landläufige Vorstellung, sondern ein fester, staatsrechtlicher Begriff. Als man ihn prägte, war man sich freilich nicht klar darüber, wie schwer es ist, ihn unzweideutig zu bestimmen. Er wird staatsrechtlich zum ersten Male in einem Vertrag erwähnt, den England und Rußland im Jahre 1825 zur Abgrenzung der beiderseitigen Interessensphären auf dem nordamerikanischen Kontinent schlossen. Das Zarenreich war im Verlaufe des 17. und 18. Jahrhunderts im nördlichen Asien immer weiter nach Osten vorgedrungen, hatte 1730 die Beringstraße überschritten und in der Neuen Welt Fuß gefaßt.

Dies Vordringen Rußlands beunruhigte Spanien wie England in gleichem Maße. Ersteres schob seine Posten an der kalifornischen Küste nach Norden vor und entsandte Erkundungsschiffe bis zum 57. Grad. Letzteres gelangte 1825 mit Rußland zu einem Vertrag, der den 141. Meridian als Grenze zwischen dem britischen und dem russischen Nordamerika festlegte. In dem Vertrag heißt es, daß auch über die Küste hinaus diese Linie in ihrer Verlängerung die Grenze bilden solle, und zwar bis an das „Ewige Eis“. Der gleiche

Ausdruck wird in dem Kaufvertrag wiederholt, durch den die Vereinigten Staaten 42 Jahre später die russischen Besitzungen auf dem amerikanischen Kontinent für sieben Millionen Dollar aufkaufen.

Damals lebte also selbst in der Vorstellung von Diplomaten und Staatsrechtlern noch das „Ewige Eis“ als fester Begriff, und zwar als der von etwas völlig Wertlosem und Unbetretbarem, auf das politische Ansprüche niemals denkbar sind. Andernfalls hätte man die Grenze doch nicht nur bis an das „Ewige Eis“ gezogen, sondern gleich weiter, bis zu dem Punkt, auf dem der 141. Meridian den Pol trifft. Das wäre genauer gewesen und hätte Unklarheiten in den arktischen Besitzansprüchen, die heute austauschen können, vermieden.

Wer dachte aber damals daran, daß die Arktis einmal irgendwelchen wirtschaftlichen Wert haben könnte! Das war um die Zeit, als eine offizielle britische Untersuchungskommission die kanadischen Prärien als für dauernde Siedlung ungeeignet bezeichnete wegen „unerträglicher Kälte“! Damals erschien den meisten Amerikanern der Ankauf von Alaska als ein ganz unsinniges, törichtes Geschäft, und die sieben Millionen dafür betrachtete man als hinausgeworfen. (Heute übersteigt allein der Ertrag des alljährlichen Lachsfanges bei weitem die Kaufsumme!)

Die Meinung vom Wert oder Unwert der Arktis hat noch bis Ende des vorigen Jahrhunderts angehalten. Noch in den siebziger Jahren dachte in ganz Kanada kein Mensch daran, daß sich nördlich der Hudsonbucht ein riesiges Gebiet erstreckt, das die natürliche Fortsetzung des Dominiums nach Norden bildet, und auf das Kanada auf Grund seiner geographischen Lage Anspruch erheben konnte.

Da richtete im Jahre 1874 ein amerikanischer Marineoffizier mit dem deutschen Namen Menzler an den britischen Konsul in Philadelphia eine Anfrage wegen Überlassung

von 20 Quadratmeilen Land am Cumberlandsund auf Baffinland.

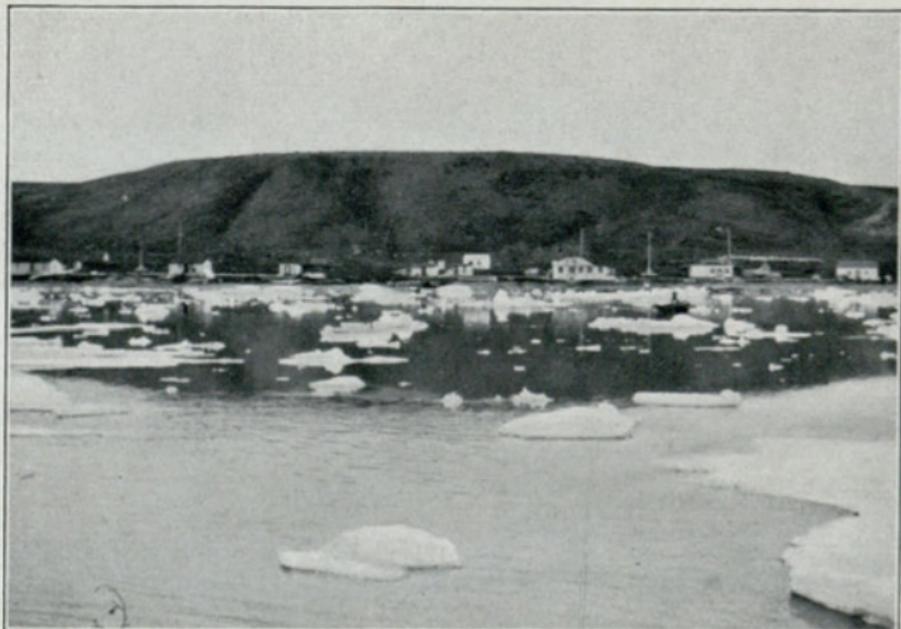
Die Anfrage ging an das Foreign-Office weiter, und jetzt wurde man in London und vor allem in Ottawa aufmerksam. Was, ein amerikanischer Marineoffizier wollte auf Baffinland Ländereien erwerben? Da mußte es in der Eiswüste doch etwas zu holen geben! Jetzt erinnerte man sich in der Hauptstadt Kanadas daran, daß die ganze amerikanische Arktis doch nördlich des Dominiums liegt und also von Rechts wegen dazu gehört. Die kanadische Regierung beeilte sich daher, nach London die Forderung zu richten, das ganze arktische Amerika einschließlich aller Inseln, die bisher im Namen des britischen Königs annektiert worden waren, Kanada zuzuteilen.

In London hatte man kein Bedenken, diesem Wunsch des Tochterstaates zu willfahren. Im Gegenteil, das war eine gute Gelegenheit, sich billig großzügig zu erweisen. So wurde die gesamte amerikanische Arktis Kanada überschrieben, unter der Bedingung, daß die Dominionregierung die Verantwortung für die annektierten Gebiete übernehme und die nötige Überwachung ausübe.

Bis allerdings die Noten zwischen London und Ottawa ausgetauscht waren und das Parlament die Annexion gebilligt hatte, vergingen etliche Jahre, während der dem Leutnant Menzies die Zeit zu lang wurde. Deshalb rüstete er auf eigene Verantwortung ohne Antwort abzuwarten, eine Expedition nach Baffinland aus, um die Glimmer- und Graphitlager auszubeuten, die er dort entdeckt hatte. Für 120 000 Dollar Glimmer schleppte der Amerikaner fort, abgesehen von Graphit und andern Mineralien, wie die Kanadier bisfing bemerkten. Immerhin trug der Vorfall dazu bei, die Verhandlungen zu beschleunigen, und im Jahre 1880 war Kanada in aller Form glückliche Besitzerin der Arktis.



Eskimofrau beim Stiefelleckerkauen. Der Eskimojäger braucht eine gute Näherin als Frau.
(S. 175.)



Ponds Inlet ist eine arktische Großstadt.
(S. 188.)



Das Iglu des Pfarrers trägt ein Kreuz.
(S. 191.)

Es dauerte noch vier Jahre, ehe die erste Expedition in das neu erworbene Land entsandt wurde, und auch diese gelangte nur bis zur Südküste von Baffinland.

Inzwischen war von anderer Seite an die Erforschung dieser Insel herangegangen worden, und zwar von deutscher. Im Jahre 1882 wurden nach einem großangelegten internationalen Plan gleichzeitig 13 arktische und zwei antarktische wissenschaftliche Stationen eingerichtet, die von verschiedenen Nationen besetzt wurden. Der deutschen Sektion fiel die Erforschung von Baffinland zu. Dadurch wurde die Aufmerksamkeit der deutschen Öffentlichkeit zum ersten Male auf diese entlegene Insel gelenkt. Das Interesse war so groß, daß bereits im nächsten Jahr eine weitere Expedition unter Dr. Frank Boas nach Baffinland ging.

Boas war der erste, der die Insel eingehend erforschte, nicht nur geographisch, sondern auch geologisch und anthropologisch. Er lernte die Eskimosprache und lebte mit den Eskimos, so daß er nicht nur Übersetzungen ihrer Sagen zurückbrachte, sondern eine genaue Kenntnis ihrer Sitten und Gewohnheiten. Auf den Forschungen von Boas fußte die erste Expedition der kanadischen Regierung im Jahre 1884, die bis in den Cumberland Sund gelangte.

Erst 1903 ging Kanada daran, die arktische Inselwelt wirklich in Besitz zu nehmen. Sie entsandte dazu einen Offizier, einen Sergeanten und vier Mann der Mounted Police, nachdem ein paar Jahre früher sich bereits die erste Mission auf Baffinland niedergelassen hatte.

Eine solche Inbesitznahme war nötig, da nach moderner staatsrechtlicher Theorie Entdeckung und Annexionserklärung zur Begründung von Besitzansprüchen nicht genügen, sondern die Inbesitznahme „effektiv“ sein muß. Dies war im Falle der kanadischen Arktis um so wichtiger, als ja nur ein Teil der Besitzansprüche Kanadas auf britischen Entdeckungen

fußte. Axel Heiberg zum Beispiel und einige anliegende Inseln waren von dem Norweger Sverdrup entdeckt worden, weshalb Norwegen Besitzansprüche erhob.

Kanada aber, das sich solange um die arktische Inselwelt nicht gekümmert hatte, machte jetzt ganze Arbeit und erklärte alles Land und Meer bis zum Pol hinauf, einerlei ob entdeckt oder unentdeckt, zum kanadischen Gebiet. Als Rasmussen 1921 zu seiner großen amerikanischen Schlittenreise aufbrach, wurde die dänische Regierung offiziell von Ottawa aus in Kenntnis gesetzt, daß alle etwaigen Entdeckungen Rasmussens keinerlei Besitzansprüche Dänemarks in dem von Kanada beanspruchten Gebiet begründen würden.

Die Grenze dieses Gebietes nach Osten gegen das dänische Grönland bildeten die Davisstraße, der Smithsund mit seiner Fortsetzung und von der Nordwestecke von Ellesmereland ab der 60. Meridian. Die Grenze nach Westen aber bestand in dem bewußten 141. Längengrad, der bereits im russisch-englischen wie im russisch-amerikanischen Verträge eine Rolle gespielt hatte. Als Nachfolger Englands hätte Kanada die arktischen Rechte der USA. nur bis an das „Ewige Eis“ anzuerkennen brauchen, jenseits der Eisgrenze jedoch seine Ansprüche über den bewußten Meridian hinaus ausdehnen können. Da Kanada aber einstweilen mehr Eisland hat, als es verdauen kann, verzichtet es großmütig darauf, so daß also den Vereinigten Staaten nördlich von Alaska noch eine Sektion Arktis verbleibt, falls sie darauf Anspruch erheben sollten. Allerdings besteht gerade diese Sektion so gut wie vollständig aus noch unentdecktem Gebiet. Aber nach den Überraschungen des letzten Jahrzehntes weiß man nicht, was dieses Gebiet bergen mag und wie wertvoll es werden kann.

Kanada ist jedenfalls energisch daran gegangen, seinen Anteil an der Arktis zu sichern. Nachdem die Kriegsjahre eine Unterbrechung in der weiteren Besehung verursacht

hatten, entsandte man 1922 eine Expedition, die gleich bis Ellesmereland vorstieß. Hier wurde in Craig Harbour eine Polizeistation eingerichtet, die mit sieben Mann besetzt wurde. Sieben Mann Polizei für eine völlig menschenleere Insel erscheint reichlich viel. Damit der Wiß nicht fehlt, wurde der Polizeiposten gleichzeitig offiziell noch als Zoll- wie als Postamt eingerichtet. Kanada konnte sich also rühmen, nicht nur den nördlichsten Polizeiposten der Welt zu besitzen, sondern auch das nördlichste Post- und Zollamt. Freilich konnte die Tätigkeit des letzteren lediglich in der Verzollung der Waren bestehen, die die Polizisten selber mitbrachten, und die Tätigkeit der Post in der Frankierung und Abstempelung der Briefe, die die in einem Häuschen zusammenlebenden Polizisten sich gegenseitig schrieben; denn es kommt das ganze Jahr über ja nur das eine Expeditionsschiff der Regierung nach Ellesmereland, das die Vorräte für das nächste Jahr und allenfalls die Ablösung bringt. Selbst dieses konnte infolge ungünstiger Eisverhältnisse nicht jedes Jahr das vereinigte Polizei-, Post- und Zollamt anlaufen.

Der nördlichste Polizeiposten der Welt hat ein Stück nach Süden rücken müssen. Der auf Devon Island ist ganz aufgehoben. Die ursprünglich zehn Mann starke Polizeimacht Kanadas in der nördlichsten Arktis ist auf zwei Mann zusammengeschrumpft, die in dem düsteren „Gefängnis“ von Craig sitzen.

Wie wir jetzt nach Süden dampfen, bleiben auf Ellesmereland zwei einsame Männer zurück, zwei Mann mutterseelenallein, allein in einem völlig menschenleeren Gebiet von der Größe Mitteleuropas. Das heißt, nein, ein Eskimo ist ja noch bei ihnen mit seiner Frau und seinem zwei Monate alten Kind.

„Sie passen auf, daß die Arktis nicht wegschwimmt“, sagte der Zahlmeister, der keine Gelegenheit vorübergehen lassen kann, einen schlechten Wiß zu machen.

40. König, Kirche und Kompanie

Ponds Inlet (Baffinland).

Der Händler der Hudson's Bay Company hatte genau wie der Bischof den Vorstoß nach Devon- und Ellesmereland gewissermaßen nur als „Passagier“ mitgemacht, genau wie wir. Nördlich des 74. Breitengrades gibt es weder Handelsposten noch Missionsstationen, da hier die Eingeborenen fehlen, die man missionieren oder die Füchse jagen könnten, um mit deren Pelzen gewinnbringende Geschäfte zu machen.

Aber als wir nach Baffinland kamen, trafen die drei Mächte, die sich in die Herrschaft über die kanadische Arktis teilen, wieder voll in Tätigkeit. Die erste Station, die wir anliefen, war Ponds Inlet. Es liegt an der Nordküste der Insel an einem schmalen Kanal, der es von Bylot Island trennt. Diese Insel, die lediglich von Füchsen und Lemmings bewohnt wird, besteht aus einer grandiosen Komposition von Felsklippen und Gletschern, die jeden begeistern muß, der nicht gerade wie wir eben aus der nördlichsten Arktis herunterkommt.

So interessierten wir uns mehr für die Vorbereitungen unserer „Großmächte“ zum Empfang ihrer Vertreter an Bord. Ponds Inlet ist arktische Großstadt. Staat, Kompanie wie Kirche haben demnach hier ihre Vertreter. Letztere sogar zwei; denn wie auf Southampton Island gibt es hier eine protestantische und eine katholische Mission.

Die Konstabler der Mounted Police erschienen in Uniform, die sie sonst an Bord nie trugen, und der Inspektor klirrte mit Sporen, die er nie anzulegen versäumt, wenn er an Land geht, obgleich es doch nur Hunde gibt, auf denen er reiten könnte. Der Major aber zieht sich, wie gewöhnlich, würdevoll in seine Kabine zurück, um dort die Meldung des Detachementführers entgegenzunehmen.

So eindrucksvoll diese Meldung jedoch auch inszeniert ist, so verblaßt sie diesmal völlig neben dem Empfang, der dem Bischof zuteil wurde. Die Vertreter der „Großmächte“ kamen in drei Booten an. Das erste Boot, ein Segelkutter mit Motor, gehörte der Kompanie, dahinter kam in einer eleganten Motorjacht die Polizei, und ganz zum Schluß in einem kleinen, bescheidenen Ruderboot die protestantische Kirche. Die katholische verfügte nicht einmal über ein solches. Deren Vertreter war jedoch in den Kutter der Kompanie gestiegen und kam so als erster an. In der hohen Dünung tanzte das kleine Schiff, als würde es jeden Augenblick umschlagen. Der Pfarrer aber, eine schlanke Erscheinung mit schlohweißem Haar, stand vor dem Mast wie ein Jüngling, der auf Abenteuer in See sticht. Er sah so strahlend zum Dampfer herüber wie ein Bräutigam, der seine Braut erwartet.

Als der Kutter an der Gangway anlegte, drohte der Mast an der Schiffswand zu zerschmettern. Der junge Geistliche im weißen Haar fing den Stoß auf und schwang sich dann trotz seiner langen Coutane geschickt wie ein trainierter Leichtathlet von dem schwankenden Boot auf die Gangway, stürmte wie ein Jüngling die Treppe hinauf, beugte mit wahrhaft ritterlicher Geste ein Knie vor dem Bischof, der in vollem Ornat vor ihm stand, und küßte inbrünstig seinen Ring.

Als wir später die Mission an Land besuchten, wirkten Bischof wie Pfarrer allerdings weit weniger imposant. Wir trafen beide am Herd der Wohnküche beim Abendessen. Die Kirchen der Arktis müssen alles in einem sein: Gotteshaus, Sakristei und Wohnung für Pfarrer und Vikar nebst Vorratshaus. Das alles gruppiert sich um den einen Herd, der gleichzeitig als Ofen dient und das Ganze erwärmen muß. Kohle ist teuer in der Arktis. So eng das alles beieinanderliegt, so geschickt ist es angeordnet. Der Altar ist hinter Holz-

flügeln versteckt. Klappt man sie zurück, so ist die Wohn- und Schlafküche rasch in eine Kirche verwandelt.

Man mag über den Wert der Mission verschiedener Ansicht sein, über den Wert der Missionare jedoch kaum. Ich wenigstens habe sie in allen Breiten als hervorragende, ungewöhnlich weitblickende Menschen kennengelernt, die nicht nur im allgemeinen mehr von den Sitten und Gebräuchen wie von der Psyche der Eingeborenen wissen als irgendein anderer Weißer, sondern die gewöhnlich auch ein erstaunlich weit-herziges Verstehen für die ursprünglichen religiösen Vorstellungen der Menschen haben, die sie zum Christentum bekehren.

Der Bischof wie der Pfarrer bildeten keine Ausnahme. Beide verstanden mehr von den Eskimos als die meisten Polarforscher und sprachen mit Bewunderung von der seelischen Anpassung der Eskimos an die eisige Welt, in der sie zu leben gezwungen sind. Sie gehörten auch nicht zu denen, die den Erfolg der Mission nach der Zahl der Tausen werten. Sie gaben ohne weiteres zu, daß ein getaufter Eskimo, selbst wenn er regelmäßig zur Kirche geht, noch lange kein Christ ist, sondern daß in ihm der alte Geisterglaube weiterlebt und vermutlich noch generationenlang weiterleben wird, genau wie sich der ursprüngliche Götterglaube der Germanen in christlicher Verkleidung bis ins späte Mittelalter, ja, teilweise in seinen Ausläufern bis in unsere Tage erhalten hat.

Vielleicht gibt es kein Bekehrungswerk, das so schwierig ist wie das in der Arktis, nicht nur wegen der ungewöhnlichen körperlichen Anforderungen, die hier an den Missionar gestellt werden, sondern vor allem auch, weil er seinen Schäfchen in die Eiswildnis nachziehen muß, wenn er sie erreichen will.

Eskimos sind Nomaden, die Kirchen in der Arktis sind solche mit Ebbe und Flut. Die Gotteshäuser in den arktischen

Stationen können auf Zuspruch nur rechnen, wenn die Eingeborenen dort gerade zusammenströmen, um ihre Pelze einzutauschen. Sonst heißt es, ihnen auf den Jagdzügen folgen.

In Ponds Inlet ist gerade Ebbe. Die meisten Eskimos sind auf der Karibujagd. Wenn diese beendet ist, beziehen sie Winterquartier. Dann zieht auch der Pfarrer dorthin und baut sein Igloo, seine Schneehütte, wie jeder Eskimo. Die seine ist lediglich ein wenig geräumiger, und sie trägt über dem Eingangstunnel, durch den man auf allen Vieren kriechen muß, ein Kreuz; denn sie dient gleichzeitig als Kirche, und jeden Morgen wird in diesem Schneehaus die heilige Messe gelesen.

Von den drei Mächten, die die kanadische Arktis beherrschen, bemüht sich die Kirche jedenfalls am meisten um die Eskimos. Die Hudson's Bay Company läßt, der Überlieferung getreu, die Eingeborenen an sich herankommen. Sie kann sich das auch leisten, da deren materielle Wohlfahrt von ihr abhängt. In schlechten Jagdjahren müßten sie verhungern, wenn die Kompanie ihnen nicht Kredit gäbe, und im Grunde herrschen heute in der Arktis die gleichen Zustände wie vor zweihundert Jahren an der Hudsonbucht: es ist die Große Kompanie, die regiert.

Der Bischof hat einen ganzen Posten Bilder zur Verteilung mit an Land genommen, und zwar Bilder der Jungfrau von Orleans. Der Bischof ist Franzose, wie alle katholischen Missionare der Arktis, und die Jungfrau ist die französische Nationalheilige, aber was ausgerechnet die Eskimos mit dem Bild eines in Eisen gekleideten und schwertgegürteten Mädchens, das als Heilige zu verehren ist, anfangen sollen, ist mir ein wenig schleierhaft.

Ich hatte den kezerischen Eindruck, daß die Freude der Eskimos über das Bild der Jeanne d'Arc ebenso groß war wie

die der Mounted Police über das Bildnis König Georgs, das der Polizeinspektor jedem Posten überbrachte.

Der Händler der Kompanie hat keine Bilder mitgebracht, sondern lediglich ein großes Rechnungsbuch, hinter dem er sich mit dem Postmanager zurückzieht, bis der Dampfer wieder abfährt. Die Hudson's Bay Company kann es sich leisten, auf Bilder und sonstigen Pomp zu verzichten, zumal in Ponds Inlet, wie gesagt, gerade Ebbe an Eingeborenen war, so daß sich der ganze Aufzug der staatlichen und kirchlichen Macht vor noch keinem Duzend Frauen und Kindern vollzog.

41. Der eigentliche Herr der Arktis

Ponds Inlet (Baffinland).

Von den drei in der äußersten Arktis herrschenden Mächten, der Regierung, der Hudson's Bay Company und der Kirche dünkt sich jede einzelne maßgebend. Im Grunde ist es jedoch keine von den dreien. Der eigentliche Herr der Arktis ist ein Tier: der Weißfuchs. Er hat die Arktis erschlossen, von ihm hängt ihre weitere Entwicklung ab, ja nicht nur das, sondern das Wohl und Wehe aller in der Arktis Lebenden und mit ihr Verknüpften, der Weißen wie der Eingeborenen.

Sämtliche Posten der Kompanie beruhen ausschließlich auf der alljährlichen Ausbeute an Weißfuchsfellen. Die Einnahmen der Regierung bestehen in den Ausfuhrabgaben — 12—20 Mark je Fell bei einer durchschnittlichen jährlichen Ausfuhr von 4000 Fellen! — und die Eskimos kämen ohne den Weißfuchs in eine geradezu katastrophale Lage. Sie leben zwar noch, wenigstens in der Zentralarktis, überwiegend von Seehundsfleisch und -fett, heizen und kochen mit Tran und kleiden sich in Felle. Aber sie haben sich in den letzten Jahren doch bereits allerlei europäische Bedürfnisse angewöhnt, vor allem vermögen sie die Tiere, auf denen ihr



Wie wir weitergehen, wimmelt das Feld von Lemmingen.
(S. 194.)



Diese Alte veränderte ihre Züge kaum.
(S. 201.)

Leben beruht, nicht mehr wie früher mit selbstverfertigten Waffen zu jagen, sondern sie brauchen Gewehre und Munition, zum Teil auch Segel- und Motorboote, Feldstecher und dergleichen.

Das alles aber vermögen sie sich nur durch den Weißfuchs zu verschaffen, dessen Fell sie bei den Handelsposten gegen das eintauschen, was sie brauchen oder was ihr Herz begehrt. Der Weißfuchs hat die Eskimos plötzlich reich gemacht, über alle Vorstellung reich.

Gleichzeitig hat er sie aber in eine vorher unbekannte Abhängigkeit gebracht, und zwar in eine doppelte: von der Kompanie wie vom Fuchs, der zu einer Art Monokultur für die Arktis geworden ist. Der Fuchs spielt für die Arktis die gleiche Rolle wie der Weizen für Kanada, wie die Baumwolle für Ägypten. Ein gutes Fuchsjahr heißt Reichthum und Wohlstand in der ganzen Arktis, ein schlechtes leere Kassen bei der Kompanie und mageres Leben bei den Eskimos. Soweit man bis jetzt feststellen konnte, steigt und fällt die Ausbeute an Füchsen in regelmäßigen Kurven von drei bis fünf Jahren.

Bei der Bedeutung des Weißfuchses ist es nicht verwunderlich, daß sich der Leiter der kanadischen Arktis-Expedition, sobald wir Baffinland betreten haben, höchstselbst in die Tundra hinausbemüht, um sich persönlich von den Jagdaussichten für das kommende Jahr zu überzeugen. Diese hängen von der Zahl der Lemminge ab, wie er mir sagte; viele Lemminge bedeuten viele Füchse. Der Lemming ist eine Mausart, ungefähr so groß wie unsere Feldmäuse, nur mit einem viel schöneren Fell, das im Winter weiß wird, wie alles in der Polarwelt.

Wir brauchen nicht weit in die sumpfige Steppe hinauszuwandern, bis wir auf einen der Erdhügel stoßen, die die unterirdischen Behausungen der Lemminge künden. Wir graben einen Bau aus und finden eine Mutter mit vier Jungen.

Wir hätten gar nicht zu graben brauchen. Wie wir weitergehen, wimmelt das Feld von Lemmingen. Sie laufen uns buchstäblich über die Füße. Wir sind in eine ganze Lemmingstadt geraten, mit „Wolkenkratzern“ und „Einbahnstraßen“. Ja, die Lemminge haben in ihren Städten richtige schnurgerade Straßen, und wenn wir sie aus ihrem Bau treiben, laufen sie diese Straßen entlang.

Das bedeutet eine gute Fuchsausbeute im kommenden Jahr. Fehlt der Lemming, so verschwindet auch der Fuchs. Zum großen Teil wandert er dann wohl auf die gefrorene See hinaus, folgt den Spuren des Eisbären und schmarröht von dessen Beute.

Der Polarbär jagt im Winter am Rande des offenen Wassers entlang. Wie der Schakal dem Löwen, folgt dann der Fuchs dem Bär und stillt seinen Hunger an den Seehundresten, die ihm der große Bruder übrig läßt.

Der Eisbär ist ein Schädling, der den für die Eskimos unentbehrlichen Seehund stark vernichtet. Sein Fell ist heute fast wertlos. Trotzdem erwägt die kanadische Regierung Maßnahmen zu seinem Schutz, mit Rücksicht auf den unentbehrlichen Weißfuchs. Ausrottung des Eisbären würde in einem schlechten Lemmingjahr Vernichtung des Fuchses bedeuten.

Die Lemminge aber sind unsichere Rantonisten. Wie alles in der Arktis sind auch sie Nomaden. Von Zeit zu Zeit, in Zwischenräumen von 5—20 Jahren überkommt sie der Wandertrieb. Dann brechen sie in Massen auf und ziehen in dichten Schwärmen zu vielen Tausenden über das Land. Füchse, Wölfe und Raubvögel folgen ihnen und machen gute Beute, obgleich die Lemminge nur des Nachts wandern. Das seltsamste ist jedoch, daß das Ziel der Lemminge das Meer ist. Der ganze endlose Zug strebt der See zu und stürzt sich, an den Ufern angekommen, ohne Besinnen ins Wasser und ertrinkt. Vielleicht ist der Grund der Ausbruch einer

ähnlichen, plötzlichen grundlosen Besessenheit, wie sie auch die Eskimos und ihre Hunde mitunter überfällt.

Bedeutet wenige Lemminge wenige Füchse, so kann es auf der andern Seite auch zu viele Lemminge geben. Sind die Lemminge eine allzu leichte und reichliche Beute für den Fuchs, so geht er nicht mehr in die Falle.

So kommt es, daß ein guter Trapper in einem Jahr an die zweihundert Füchse fangen kann, im nächsten Winter vielleicht nur zehn oder einen oder gar keinen. Bei dieser Unsicherheit des Fanges ist es kein Wunder, daß man in der Arktis Weißfuchsfarmen einrichtet, zumal man mit der Silberfuchszucht so glänzende Ergebnisse erzielte; denn der überwiegende Teil aller Silberfuchspelze stammt aus Fuchsfarmen.

Mit den Weißfuchsfarmen hat man jedoch keinen Erfolg gehabt. Die Fütterung erwies sich als zu schwierig und kostspielig, und außerdem verweigerten die Polarfüchse in der Gefangenschaft die Fortpflanzung. Die Hudson's Bay Company hat die Farm, die sie auf Baffinland eingerichtet hatte, eingehen lassen.

So bleiben die Verwaltung der kanadischen Arktis, die Hudson's Bay Company und die Eskimos weiterhin von den Füchsen und Lemmingen abhängig. Jedoch bedroht eine noch viel größere Gefahr als ein etwaiger Lemmingzug ins Meer die Arktis — die Laune einer schönen Frau.

Wie lediglich eine plötzliche Modelaune den Weißfuchs modern und seinen Pelz wertvoll machte, so kann eine andere Laune ihn wieder absetzen. Wie ein Damoklesschwert hängt ein solcher Modewandel über der ganzen Arktis.

Es gibt Beispiele für solch plötzlichen Wechsel. Ein Eisbärfell war einmal sehr wertvoll; eine Wohnung, die etwas gelten wollte, konnte kaum ohne eins auskommen. Heute haben Eisbärfelle keinen Wert. Wie war es mit den Straußen-

federn? Heute noch leidet Südafrika unter den katastrophalen Folgen des plötzlichen Modewechsels, der ungezählte Straußenfarmen, die bis dahin ein Riesenkapital dargestellt hatten, von heute auf morgen entwertete. Also ist der eigentliche Herr der Arktis, von dem Wohl und Wehe abhängt, nicht einmal der Weißfuchs, sondern eine Frauenlaune.

Monokultur, die Erzeugung eines einzigen Produktes, ist wie das Gold aus dem Märchen, das sich plötzlich in stinkenden Unrat verwandelt. Sie hat noch keinem Lande Segen gebracht. Wir kennen ihre vernichtenden Folgen bisher lediglich auf Industrie- und Agrarländer. Die Arktis wird vielleicht einmal ein Beispiel dafür sein, welche Lebensgefahr es für ein Jäger- und Fischervolk bedeutet, von dem leichten, lockenden Brote zu essen, das Monokultur und Verflechtung in die Weltwirtschaft heißt.

42. Autarkie und Weltwirtschaft im Reich des Polareises Ponds Inlet (Baffinland).

Grönland wird von der dänischen Regierung streng monopolistisch verwaltet, geistlich versorgt und wirtschaftlich ausgewertet. Es ist eine Monopolkolonie, wie sie zur Zeit der Entdeckungen üblich waren, aber wie es sie heute auf der ganzen Welt sonst nicht mehr gibt. Die übrige Welt würde sich ein solches Monopol auch nicht gefallen lassen, wenn in Grönland etwas zu holen wäre! Da aber die Einnahmen aus Häuten, Fellen, Fischen, Öl und Kryolith kaum die Ausgaben für die Verwaltung decken, so überläßt man die „Eiswüste“ Grönland gern den Dänen und duldet das von ihnen ausgeübte Handelsmonopol.

Auf Grönland übt die Regierung also gleichzeitig die Funktionen aus, die in der Zentralarktis der Hudson's Bay Company und der Kirche zufallen. Welches System besser

ist, läßt sich ohne weiteres nicht entscheiden. Das dänische hat natürlich das eine für sich, daß die Regierung alles in der Hand hat, daß sie unerwünschten Einfluß von den Eskimos fernzuhalten vermag und eine einheitliche, von nichts und niemandem gestörte Eingeborenenpolitik verfolgen kann. Andererseits leidet es natürlich unter der unvermeidlichen Einseitigkeit und dem Formalismus jeden Monopols.

In Kanada hat man begreiflicherweise für das dänische System nichts übrig. Trotzdem könnte es geschehen, daß Kanada wohl oder übel zu ihm übergehen müßte. Sobald der Weißfuchs unmodern wird oder der Pelzhandel aus irgendeinem andern Grunde unwirtschaftlich erscheint, wird die Hudson's Bay Company als privates Handelsunternehmen selbstverständlich ihre arktischen Posten schließen. Dann wird der kanadischen Regierung nichts anderes übrig bleiben, als an ihre Stelle zu retten, will man die arktischen Eingeborenen nicht glatt der Vernichtung preisgeben. Nur die wenigsten Eskimos sind heute noch in der Lage, die Familie mit genügend Fleisch und Fett zu versorgen, wenn sie ihre Fuchsfelle nicht mehr gegen Gewehre und Patronen, gegen Motorboote und Benzin eintauschen können.

Es ist verständlich, daß die kanadische Regierung daher eifrig nach neuen Möglichkeiten für ihr Nordwestgebiet Ausschau hält und ihm neue Einnahmequellen und Lebensmöglichkeiten zu erschließen sucht.

Die Arktis war vor dem Einbruch der Zivilisation trotz ihrer, für einen Europäer geradezu lächerlich geringen materiellen Hilfsmittel, ein autarkes Land. Jede einzelne Familie oder Familiengruppe bildete einen autarken Bezirk, der in Beschaffung aller Lebensnotwendigkeiten und Bedürfnisse völlig selbstgenügend und unabhängig war. Trotzdem gab es, wie bei allen primitiven Völkern, neben der Autarkie etwas wie Weltwirtschaft. Bis in die Vorgeschichte lassen

sich arktische Handelsstraßen nachweisen, die von Sibirien bis Grönland reichen. Bei aller Autarkie hatten sich bei einzelnen Stämmen besondere Fähigkeiten entwickelt, die oft auf örtlich bedingten Vorkommen beruhten, wie beispielsweise leicht ausbeutbaren Kupferminen. Die Erzeugnisse bestimmter Fertigkeiten wurden gegeneinander ausgetauscht.

Dieses wohlausbalancierte System von Autarkie und Welthandel der primitiven Arktisbewohner ist durch den Einbruch der Zivilisation gestört worden. Zum Teil, wie in Alaska, am Mackenzieriver, im nordwestlichen Kanada und im südlichen Grönland sind die Eskimos bereits völlig in die Lebens- und Arbeitsweise des weißen Mannes einbezogen, zum Teil proletarisiert, zum Teil kapitalisiert. In der Zentralarktis sind sie zwar noch primitiv und wirtschaftlich unabhängig, eine Rückkehr zu den alten Lebens- und Produktionsmethoden ohne Gewehr und ohne Munition wird aber auch hier nicht ohne weiteres möglich sein.

Nun ist es — wenigstens nach heutiger Anschauung — nicht nur eine zivilisatorische Pflicht, die Eskimos nicht verelenden zu lassen, deren sich selbst genügenden Lebenskreis man um selbstfüchtiger Gründe wegen gestört hat, sondern es ist ein Lebensinteresse der an der Arktis interessierten Länder, die Eskimos und auch ihre erstaunlichen Fähigkeiten zu erhalten, über die sie heute wenigstens teilweise noch verfügen.

Die weiße Menschheit befindet sich auf einem Zug nach Norden. Gebiete, die gestern noch für unbewohnbar galten, werden heute besiedelt. Nun wird es freilich noch lange dauern, bis dieser Zug die eigentliche Arktis erreicht. Bewohnbar in unserem Sinne wird sie wohl nie werden. Aber es läßt sich heute noch in keiner Weise übersehen, welche Werte sie außer den Pelzen noch bergen mag. An deren Auswertung hatte vor dem Kriege ja auch noch kaum jemand gedacht.

In Ponds Inlet wird Kohle gebrannt, die auf Baffin-

land gewonnen wird. Wir sind über die Tundra bis zu dieser Mine gewandert. Sie liegt am Steilufer eines Flusses. Ein breiter Kohlenflöz tritt hier offen zutage. Man braucht die Kohle bloß loszuhauen. Freilich muß man warten, bis der Fluß zufriert; denn die Mine ist nur über den Fluß erreichbar. Eine Brücke oder andere größere Kunstbauten trägt ihre Auswertung einstweilen nicht. Es ist eine mäßige Kohle, aber zum Heizen der Öfen in Ponds Inlet reicht sie.

Es gibt an vielen Stellen in der Arktis Kohle. Im Mackenziedistrikt des kanadischen Nordwestterritoriums gibt es Kohlenlager, die in Brand geraten sind und unter der Schneedecke hervorqualmende Rauchwolken entsenden. An der Westküste von Ellesmere, wenige hundert Kilometer vom Pol entfernt, erheben sich Kohlenflöze von 7—8 Metern Mächtigkeit. Einstweilen liegen diese allerdings buchstäblich unter Nacht und Eis und außerhalb jeder wirtschaftlichen Verwertungsmöglichkeit. Aber die Arktis ist ja erst angekratzt. Glimmer und Graphit hat man reichlich gefunden, auch Eisen, Kupfer und zahlreiche andere Erze nachgewiesen. Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß die Arktis noch einmal ein Minenzentrum wird.

In jedem Fall aber würde die Erschließung und Auswertung der Arktis ohne den Eskimo nicht möglich sein, wie der Pol ohne die Hilfe von Eskimos nicht entdeckt wäre und wie der Weißfuchsfang heute ausschließlich auf ihnen beruht. Hat der weiße Mann die Arktis erst ganz mit seinem maschinellen Apparat überzogen, so braucht er freilich die Eskimos nicht mehr, wie er in den Tropen die primitiven Rassen nicht mehr benötigt, es sei denn als Arbeitstiere.

Dieses Schicksal der Proletarisierung werden alle diejenigen dem Eskimo erspart sehen mögen, die diese durch und durch ungewöhnliche, bei härtestem Leben heitere Rasse aus eigener Anschauung und eigenem Erleben kennengelernt haben,

und zwar nicht nur im Interesse der Eskimos. Wir haben die Spezialisierung aufs äußerste getrieben. Jeder von uns bedeutet nur noch ein Rädchen im modernen Wirtschaftsorganismus. Da ist es wichtig, daß wenigstens in einigen wenigen Gegenden noch Menschen leben, die ganz auf sich gestellt sind. In der Arktis baut der Mann noch selbst seine Heimstadt, im Winter aus Schnee, im Sommer aus Fellen. Nahrung, Kleidung, Wärme, Licht, kurzum alles, was eine Familie benötigt, muß sie sich aus den dürftigen Hilfsmitteln einer kargen Natur selber beschaffen.

Auch in der Eiswüste ist der Mensch das Maß aller Dinge. Noch in der feindlichsten Natur zeugen Mann und Weib Leben und erhalten es, auch den widrigsten Umständen zum Trotz. So erstaunlich dies an sich sein mag, noch verblüffender ist, daß hier in der Eiswüste, in Kälte und Mangel der Mensch der Natur nicht nur das bloße Dasein abtrotzt, sondern es fertig bringt, ein heiteres, friedliches und reiches Leben zu leben.

X. Baffinland

43. Der Preis der Freiheit

Ponds Inlet.

Es waren nur wenige Eskimos in Ponds Inlet, und diese wenigen eine Auslese von Minderwertigkeit. Alle jagdfähigen Männer waren mit ihren Frauen und Kindern den Karibus nachgezogen. Es war die letzte Möglichkeit, sich vor Wintersanbruch noch mit Fleisch und Fellen einzudecken.

Die zurückgebliebenen Männer und Frauen humpelten eifrig herbei, als die erste Bootsladung der „Nascopie“ ausgeladen wurde. Sie markierten freundlich grinsend Geschäftigkeit und Hilfsbereitschaft, hielten Laue, an denen nichts zu halten war, und faßten Lasten mit an, die andere trugen. Die eigentliche Arbeit erledigten die kräftigen jungen Leute der Kompanie und die Polizisten, die die gesamte für sie bestimmte Ladung selbst ausluden.

Unter den Frauen fiel mir eine durch ihren seltsamen Gesichtsausdruck auf. Die Eskimos haben leicht etwas starres, maskenhaftes an sich. Diese Starre löst sich aber jedesmal zu einem breiten Grinsen, wenn sie uns begrüßen, vor allem, wenn sie meinen Reisekameraden oder Ralph erblicken. Diese Alte aber veränderte ihre Züge kaum. Vor allem blieb der unheimliche Ausdruck um Mund und Sinn. Ich weiß nicht, was sich stärker in ihm ausprägte: Grauen oder Grausamkeit.

Der Eindruck war so nachhaltig, daß ich später den katholischen Pfarrer nach der Frau fragte. Er wußte sofort, wen ich meinte: „Ah, das ist Utaoktaluk! Mit der ist eine furcht-

bare Geschichte passiert. Die hat Mann und Kinder aufgefressen. — Aber jetzt ist sie eine gute Katholikin“, fügte er wie zur Beruhigung hinzu.

Mir fiel die Geschichte ein, die Knud Rasmussen in seinem „Quer durch das Arktische Amerika“ berichtet. Er hat sie nicht selbst erlebt, sondern Takornaok erzählte sie ihm, eine alte Frau aus Iglulik.

Diese Geschichte ist freilich grauenhaft genug. Takornaok reiste mit ihrem Mann eines Winters von Iglulik nach Ponds Inlet. Plötzlich hörte sie unheimliche Laute in der Luft. Es klang nicht wie Worte, sondern wie die Geister von Worten. Es hörte sich an, als ob jemand ohne Stimme zu sprechen versuchte. Sie sahen einen Schneehügel, und als sie auf ihn zugingen, machten sie eine entsetzliche Entdeckung. Im Schnee lag ein menschlicher Schädel, dem das Fleisch von den Knochen abgenagt war. Hinter dem Schneehügel aber wimmerte die geisterhafte Stimme: „Ich kann nicht länger unter Menschen leben, ich habe mein eigen Fleisch und Blut gefressen!“

Sie fanden eine Frau, die nur noch Haut und Knochen war. Sie war halbnackt, da sie ihre Kleider gleichfalls zum großen Teil gefressen hatte, und aus ihren Augen tropfte Blut, so stark hatte sie geweint.

Takornaok und ihr Mann nahmen die Verzweifelte mit sich. Sie erzählten Rasmussen, daß sie sich völlig erholte und später einen andern Mann heiratete, Igussarsua, einen berühmten Jäger.

Dies alles war mir blitzschnell durch den Kopf gegangen, und ich fragte den Priester rasch: „Ist Utaohtaluk die Frau, von der Rasmussen berichtet?“

Der Geistliche nickte. Für einen Augenblick war ich fassungslos. Einmal des entsetzlichen Geschehens wegen, dessen Wahrheit ich keinen Augenblick anzweifelte. Ich war wäh-

rend des furchtbaren russischen Hungerjahres 1922 in den schlimmsten Gebieten, in der Ukraine wie an der Wolga. Ich weiß, wie Hunger wüten kann.

Dann aber fühlte ich so stark, wie noch nie auf der ganzen Reise, das Überwältigende, daß ich jetzt selbst mit eigenen Augen Menschen und Dinge sehe, von denen ich noch vor kurzem in den Büchern berühmter Polarforscher wie etwas aus einer unzugänglichen Märchenwelt gelesen hatte. Auch diese Märchenwelt also, die bisher unzugänglichste, durch Nacht und Eis versperrte, ist heute erschlossen.

Aber es war noch etwas anderes, das mich noch stärker beeindruckte, der hohe Preis, den dieses Volk des eisigen Nordens für seine Freiheit zahlt. Die Eskimos sind frei. Sie sind vielleicht das freieste Volk der Erde. Der Eskimojäger hat keinen Häuptling, überhaupt niemanden über sich. Ein ungeheueres Gebiet steht ihm zur Verfügung. Es gehört ihm, da er überall darin seinen Lebensunterhalt zu erwerben versteht, überall sich und seine Familie, die ihm folgt, zu ernähren weiß, zu kleiden und zu wärmen.

Freilich, einen Preis muß er für diese Freiheit zahlen. Mitunter ist die Natur doch stärker. Mitunter rächt sie sich für die Gewalt, die der Mensch ihr antut, indem er ihr Leben noch in Gebieten abtroßt, die sie dem ewigen, eisigen Schweigen vorbehalten wollte. Dann sind die Karibus unerreichbar weit fortgewandert, Seehund und Walroß verschwunden. Dann steht der Mensch allein im Eis. Nicht das geringste tierische oder pflanzliche Leben ist dann um ihn, nicht Würmer noch Insekten, nicht Gras, Moos oder Rinde, die in andern Gebieten wenigstens für eine Weile den Hunger stillen können. Dann bleibt dem Menschen nur der Mensch, unter Umständen das eigene Fleisch und Blut, wenn der in den Eingeweiden wühlende Hunger unerträglich wird.

Auf dieser zeitweise tödlichen Bedrohung durch eine feind-

liche Natur und der Nothwendigkeit, sich dagegen zu schützen, beruht der Kommunismus der Eskimos, oder sagen wir besser ihre Volksgemeinschaft. Für diese größten Individualisten, die es auf der Erde gibt, ist es nur natürlich, daß der Besizende von seinem Überfluß abgibt, nicht als Gabe oder Gnade, sondern als Selbstverständlichkeit. Jede Jagdbeute über Seehundsgröße gehört ohne weiteres dem ganzen Stamm. Jeder Stamm und jede Gruppe, die zusammenlebt und zusammen jagt, wird im Fall von Noth und Mangel so lange teilen, wie etwas da ist. Erst wenn niemand mehr etwas hat, oder eine Familie allein ist, und der Hunger ein menschlichen Verstand übersteigendes Maß annimmt, kommen Fälle vor wie der von Ukaroktaluk.

Nach allgemeiner Annahme sind die Eskimos, die aus Asien kommend im nördlichen Amerika siedeln wollten, von ihren Todfeinden, den Indianern, in die Eiswüste getrieben worden. Die einst so stolzen Indianer haben ihre Freiheit für ein Linsengericht verkauft, für das „treaty money“, ein paar Dollar, Lebensmittel und Decken, Gaben, die sie zu Bettlern der Zivilisation machen. Die Eskimos, wenigstens die der Zentralarktis, sind in der Hauptsache noch frei. Freilich ist auch ihre Freiheit durch die Zivilisation bedroht. Sie werden sie nur bewahren, wenn sie sich bewußt bleiben, daß der Preis der Freiheit auch heute noch der ist, der er immer war: „Und seztet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein!“

44. Bald wird es schneien

Ulyde (Baffinland).

Die stolze Flagge der Hudson's Bay Company flatterte in Ulyde vor einem trüben Himmel, der so schwer war von Schnee, daß dessen Last ihn tief herunterzog auf den großen

Fjord. Der Himmel schien sich auf die Kuppen der großen Berge stützen zu müssen, die den schmalen Wasserarm ein- fassen.

Unter dem wehenden roten Tuch sah man auf ein paar elende Eskimohütten, keine sauberen Tupeks aus Fellen oder Leinwand, sondern Buden aus Brettern, Lehm und Fellen, wie die Eskimos sie überall dort errichten, wo sie sesshaft geworden sind. Die Behausungen sesshafter Eskimos sind immer grauenhaft schmutzig, und diese selbst ihren noch freischweifenden Stammesgenossen in jeder Hinsicht unterlegen. Die Eskimos von Clyde aber waren das Verdreckteste und Ver- kommendste, das wir auf der ganzen Reise gesehen haben. Sie gehörten zu dem Hudson's-Bay-Company-Posten. Was aber der Verwalter des Postens mit den verkommenen und verkrüppelten alten Männern und Weibern anfangen sollte, war mir schleierhaft. Während des Ausladens lungerten sie nur herum, und im Falle von Not und Gefahr bedeuteten sie für den einsamen weißen Mann höchstens eine Belastung.

Der Verwalter der Kompanie war neben den paar alten Eskimos der einzige Mensch in Clyde, der einzige weiße Mann. Sein Haus stand auf der andern Seite des Flaggen- mastes, das heißt, wie immer waren es drei: Wohngebäude, Laden und Magazin, um im Falle einer Feuersbrunst die Ge- fahr zu verringern und um den Bewohnern des Postens in jedem Fall eine Zuflucht und einen Rest von Vorräten zu sichern.

Der Verwalter von Clyde sitzt allein auf seinem Posten. Er war es bis zu unserer Ankunft ein volles Jahr, oder genau gesprochen, dreizehn Monate. Allein, unter dem Himmel, der 300 Tage im Jahr so trüb und lastend ist wie heute, allein in einem Lande, in dem keine 30 Tage frostfrei sind. In den langen Wochen, wo keine Eskimos kommen, ihre Felle ein- zutauschen, hat er kein menschliches Wesen, mit dem er ein

paar Worte, wenn auch in einer fremden Sprache wechseln könnte, außer den blöden, verkommenen Alten.

Tag für Tag geht in dem langen dunklen Winter dahin, wie aus einem Sack kommend, wie wieder in einem Sack verschwindend. Aufstehen, Ofen heizen, Essen kochen, allenfalls Vorräte und Waren ordnend und Bücher führend. So geht es Tag für Tag dahin, oder was als Tag gilt, während der langen Dämmerungszeit, die nicht Tag noch Nacht kennt. Man ist froh für jede Tätigkeit, die sich ergibt, und braucht doch seine ganze Energie, um sich zu dieser Tätigkeit zu zwingen, um nicht einfach liegenzubleiben, nachdem man Feuerung nachgelegt hat, ein paar Konservenbüchsen zu öffnen und zu leeren und im übrigen zu schlafen und zu vergessen suchen, wie grenzenlos öde und einsam das Leben ist.

Freilich, das Radio ist da, das in die nächtliche Eiswüste allen Klang und Glanz der Welt herbeizaubert, die man hinter sich gelassen hat. Wie über einen Abgrund ruft diese aus dem Apparat zum Greifen nahe und dennoch unerreichbar. Das Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit wird nur noch größer, noch lastender.

Mitunter klingen, wenn nicht die Stimmen, so doch die Worte der nächsten Angehörigen und Freunde aus dem Kasten. Pittsburg hat einen besonderen arktischen Nachrichtendienst eingerichtet. Jeden Sonnabend, nachts um 11 Uhr, übermittelt die Radiostation von Pittsburg Nachrichten und Briefe, die an sie zur Weiterleitung an die Männer in der Arktis und Antarktis gesandt wurden.

Da tönt plötzlich zwischen Surren und Summen und verwehten Tonseßen der eigene Name aus dem Apparat, und dann folgt ein Gruß der Mutter, der Geliebten, des Bruders. Freilich, mitunter reißt die Mitteilung mitten im Satz ab. Oder der angstvoll Lauschende hört lediglich seinen Namen und dann nichts mehr, bis er schließlich enttäuscht ab-

stellt. Europa sendet wunderbar klar in die Arktis, aber gerade von den amerikanischen Stationen ist der Empfang oft schlecht.

Dann ist es, als ob man einen Liebesbrief auf offenem Markt hinausschreien würde, und der, für den er bestimmt ist, ihn inmitten einer gleichgültig oder spöttisch lauschenden Menge anhören muß. Die Briefe der Verwandten und Freunde werden ja in den Aether hinausgerufen und mindestens alle im hohen Norden hören alles, müssen es hören, wenn sie die für sie bestimmte Botschaft nicht versäumen wollen.

So hörte das im Eise von Ellesmere für zwei Jahre abgeschchnittene Detachement der Mounted Police gleichzeitig die Familienbriefe, die Byrd in die Antarktis nachgesandt wurden, an den entgegengesetzten Pol der Erde. Der Verwalter von Clyde hörte sie und hört gleichzeitig alles, was seinen Kollegen auf den andern Posten übermittelt wird, und den Konstablern der Mounted Police und den Missionaren auf Southampton Island und Ponds Inlet.

So entsteht eine große Familie in der Arktis, in der jeder von jedem alles weiß. Wenn sich dann zwei Menschen treffen, die sich nie gesehen haben, ist ihnen, als ob sie sich schon viele Jahre genau kennen, so genau sind sie über die Familienverhältnisse und persönlichen Beziehungen des andern unterrichtet. Auf diese Weise steht unmittelbar neben der grenzenlosesten Einsamkeit, neben einem unvorstellbaren Alleinsein, gleichzeitig eine fast schamlose Öffentlichkeit und Preisgabe der innersten Beziehungen. —

Ich bin den Fjord hinaufgewandert, bis er schmal wird und in einem Fluß endet, der sich in einer, zwischen Felsen sumpfigen Tundra verliert. Ich bin die Klippen hinaufgeklettert, um zu sehen, wo der Himmel aufsitzt, der so voll Schnee ist, daß er bald bersten muß.

Aber der Himmel weicht vor mir zurück, wie ich höher klettere, und ich vermag vom Gipfel weit über ein Land zu sehen, das Fels und Sumpf ist, die in wallenden Nebel und ziehenden Dunst gekleidet sind. So weit das Auge blickt, kein Anzeichen eines lebenden Wesens. Doch, etwas Schwarzes zieht mit schwerem Flügelschlag über mich hinweg, ein einsamer Rabe, der sich unheimlich groß vom schneeschweren Himmel abhebt.

Die Nieseschen Verse, die so schwer von Trauer sind, kommen mir in den Sinn:

Die Raben schreien, und ziehen schwirren Flugs zur Stadt,
Bald wird es schneien, weh dem, der keine Heimat hat.

Hier schreien nicht einmal die Raben in diesem Land des Schweigens, geschweige denn, daß hier eine Stadt wäre, zu der sie ziehen könnten. Aber der Himmel wird immer weißer und düsterer. Die „Nascopie“ unten auf dem schwarzen Wasser ist schon nicht mehr zu sehen. Ein Frösteln überkommt mich. Ich schicke mich an, die Geröllhalden und Felsenhänge wieder hinunterzusteigen. Wie ich unten anlange, schneit es in schweren Flocken.

46. Der Eskimoprinz

Pangnirtung (Baffinland).

Auf Pangnirtung waren wir alle gespannt. Es ist der einzige Platz auf den arktischen Inseln, auf dem weiße Frauen leben — gleich drei! Das kommt daher, daß sich ein Hospital dort befindet, das einzige auf dem arktischen Archipel. Zwei sind Krankenschwestern, die dritte ist die Frau des Missionars.

Mit diesem Hospital war eine Haupt- und Staatsaktion verknüpft. Als ich auf dem Polizeiposten fragte, was es in Pangnirtung wohl besonderes gäbe — ich dachte natürlich an einen interessanten Ausflug, eine Gelegenheit zur Walroß-



Ein schneeschwerer Himmel lastete über dem Fjord.
(S. 204.)



Walfang- und Transtation auf Pangnirtung.
(S. 215.)



Es war nur kümmerliches, verkrüppeltes Nadelholz, kaum mannshoch.
(S. 217.)

jagd oder dergleichen — wurde mir feierlich verkündet, es fände die Enthüllung der Gedenktafel im Krankenhaus statt.

Zu dieser Enthüllung ging die Regierungsexpedition vollzählig an Land, einschließlich der gesamten Mounted Police, die zur Erhöhung der Feierlichkeit ihre scharlachroten Röcke angezogen hatte. Selbstverständlich waren auch beide Ärzte anwesend — der alte, den die „Nascopie“ nach Hause nimmt und der neue, den sie mitgebracht hat — der Missionar mit Frau und beide Schwestern, von Kopf bis zu Fuß schneeweiß eingekleidet und vor Aufregung zitternd. Nur die Hudson's Bay Company bezeugte wie gewöhnlich ihre Stellung als unabhängige Großmacht und glänzte durch vollzählige Abwesenheit.

Der Major hielt eine sehr schöne und sehr rührende Rede, in der er ausführte, wie ein kleines sechsjähriges Montrealer Mädchen in einer Missionspredigt hörte, daß die armen kleinen Eskimokinder, wenn sie in das Hospital von Panguirtung kommen, dort weder elektrisches Licht haben noch X-Strahlen. Das kleine Mädchen war davon so ergriffen, daß es beschloß, den armen Eskimokindern zu helfen und ihnen sowohl das elektrische Licht als auch den Röntgenapparat zu schenken. Als es seiner Mutter nach Beendigung des Gottesdienstes diese gute Absicht eröffnete, nahm diese das als Wink des Himmels, und da es ihr glücklicherweise auf einige tausend Dollar nicht ankam, stiftete sie die gesamte Anlage.

Zur dankbaren Erinnerung an diese rührende Handlung kindlicher Frömmigkeit war im Gang des Hospitals, in dem wir alle ein wenig gedrängt standen, eine Messingtafel angebracht worden, auf der steht, daß die kleine sechsjährige Miß, Tochter von Sir und Lady so und so, dem Hospital die elektrische Anlage und den Röntgenapparat gestiftet hat. Dieses Schild war einstweilen noch mit einer britischen Flagge verhüllt, die der Major jetzt mit feierlicher Geste beiseite zog.

Wir waren alle sehr ergriffen. Bedauerlicherweise sahen sich jedoch weder die Lichtstation noch der Röntgenapparat durch diese feierliche Enthüllung veranlaßt, zu funktionieren. Als beide voriges Jahr mit dem Regierungsschiff anlangten, war augenscheinlich ein kleiner, aber wichtiger Bestandteil vergessen worden. Weder ließen sich die elektrischen Birnen anknipsen, noch flammten die X-Strahlen auf. Die „Nascopie“ hatte nun die fehlenden Teile mitbringen sollen. Augenscheinlich waren es aber nicht die richtigen, wenigstens konnten weder der leitende Ingenieur der „Nascopie“ noch der Meteorologe, die als Techniker und Physiker die einzigen verfügbaren Fachleute waren, die widerspenstige Anlage in Gang bringen. Die armen, kleinen Eskimokinder werden sich also mindestens noch ein weiteres Jahr behelfen müssen, ohne von elektrischem Licht be- und von Röntgenstrahlen durchleuchtet zu werden.

Nun ist das Unglück nicht so groß, wie es scheint; denn das einzige Eskimokind, das unter dem Versagen der Anlage zu leiden hat, ist ein kleiner Junge, der an einer harmlosen Haarkrankheit leidet. Er ist überdies der einzige Patient im ganzen Hospital. Er war es schon im vorigen Jahr, als das Regierungsschiff hier war. Auch in der Zwischenzeit war nicht mehr zu tun. Der Arzt von Panguirtung berichtet für das ganze Jahr lediglich von 18 Fällen, unter denen sich kein ernster befand.

Die Eskimos wie auch die Weißen im hohen Norden sind überhaupt unverschämt gesund, wie in den Berichten der in die Arktis geschickten und dort beschäftigten Regierungsärzten immer wieder beinahe mit Bedauern festgestellt wird. Es wird wohl auch so bleiben, solange nicht von der Zivilisation Infektionskrankheiten eingeschleppt und die Eskimos in noch stärkerem Maße als bisher an europäische Kleidung und Nahrung gewöhnt werden, die für ihr Klima wie ihre Lebensweise ungeeignet sind.

So sind auch elektrisches Licht, Röntgenapparat wie überhaupt das ganze Hospital für die Eskimos ein äußerst zweischneidiges Schwert. Der kleine Eskimoprinz führt im Hospital ein Leben, das lange genug fortgesetzt, ihn für sein ganzes weiteres Dasein restlos ungeeignet macht. Er wird dort an ein Maß von Bequemlichkeit gewöhnt, das in kräftigem Gegensatz zu den harten Anforderungen steht, die das Leben im elterlichen Zelt oder im Igloo an ihn stellt. Im Hospital führt er ein Leben wie ein Prinz, zumal die ganze Liebe zweier unbeschäftigter „Spätermädchen“ sich auf ihn stürzt, die ihn über alle Maßen verwöhnen. Zu seiner Bedienung und Wartung stehen zwei Schwestern, ein Eskimomädchen und ein Eskimomann zur Verfügung. Kein Wunder, daß er sich zum Dauerpatienten entwickelt — ich täte das auch an seiner Stelle.

Alle Polarforscher, die mit von der Zivilisation noch unberührten Eskimos zusammentrafen, schließen ihre Schilderung dieser Primitiven mit dem heißen Wunsch, daß die Zivilisation sie nie erreichen möge. Dieser Wunsch ist nicht in Erfüllung gegangen. Heute gibt es kaum noch unentdeckte Eskimos. Aber wenigstens in der Zentralarktis war die Berührung mit der Zivilisation bisher nur oberflächlich. Die Eskimos haben das ganz große Glück, erst spät von der Zivilisation erfaßt zu werden, und die im kanadischen Gebiet überdies noch den Vorzug, unter die Obhut einer vernünftigen Regierung zu kommen, die alles tut, den Eingeborenen so weit wie möglich ihre natürliche Lebensweise wie die bisherigen Lebensbedingungen zu erhalten.

Zur Bewahrung dieser natürlichen Lebensweise gehört auch die Fernhaltung von Schule und Hospital. Aber ob die kanadische Regierung auch in diesem Punkte fest genug bleiben wird, allen gutgemeinten, aber in ihrer schließlichen Wirkung verderblichen Einflüssen zu widerstehen, ist noch die Frage. Es klingt auch zu barbarisch, den armen Eskimos Weiter-

bildung und Versorgung im Krankheitsfall verweigern zu wollen. Aber diese „Barbarei“ ist die größere Wohlthat.

Die europäische Schule kann das Eskimokind nichts lehren, was es für das Leben braucht, das es später doch einmal führen muß und nach dem Willen der kanadischen Regierung auch führen soll. Sie kann es im Gegentheil nur dafür verderben. Und die ärztliche Versorgung? — Natürlich soll und wird man die Primitiven ärztlich behandeln, wo es nötig und möglich ist. Aber europäische Ärzte sollten dabei nie vergessen, unter welcher ganz anderen Bedingungen der Primitive lebt, und daß unter Umständen die ärztliche Fürsorge mehr schadet als nützt, zumal wenn man sie nur so vorübergehend angedeihen lassen kann wie in der Arktis.

Der Eskimokörper verfügt noch über die volle natürliche Heilkraft des Tieres und die Eskimofrau über die Gebärfähigkeit eines gesunden starken Tieres. Die junge Eskimonutter geht, wenn ihre Stunde naht, allein in ein Zelt oder ein Iglu. Dort bringt sie ihr Kind ohne jede Hilfe zur Welt und steht in der Regel bereits am gleichen Tage wieder auf. Dieses Kind wird von der Mutter drei bis fünf Jahre lang gestillt.

Schon aber fordern kanadische Regierungsärzte, die aus der Arktis zurückkommen, daß man durch Lieferung von kondensierter Milch, Frucht säften und Reks es der Eskimomutter ermöglichen sollte, ihre Kinder bereits nach neun Monaten zu entwöhnen, um ihnen die Mühe und den Kraftentzug des jahrelangen Stillens zu ersparen.

Auf diesem jahrelangen Stillen beruht aber die erstaunliche Widerstandskraft des Eskimokindes, die ihm ermöglicht, im Säuglingsalter die winterlichen Jagdzüge der Eltern mitzumachen, und die den Säugling so hart macht, daß die Mutter ihn bei 30 und 40 Grad Kälte nackt der kalten Luft aussetzen kann.

Dieses vieljährige Stillen verhindert auch, daß die Ge-

birtenzahl ein Maß übersteigt, das für die Arktis nicht tragbar ist. Die Eskimos sind so zärtliche Eltern, wie die meisten Primitiven. Aber bereits heute müssen sie zeitweise ihre Zuflucht zum Kindesmord nehmen, wenn die Familie eine Grenze überschreitet, die nicht mehr ernährt werden kann. Es werden, genau wie bei den Chinesen, nur neugeborene Mädchen umgebracht, wenn sie noch keinen Namen, also nach ihrer Vorstellung auch noch keine Seele haben.

Ein Knabe wird ein Jäger, der selbst für seinen Lebensunterhalt sorgt, ja sogar die Eltern mitversorgt, wenn sie einmal alt und schwach geworden sind. Ein Mädchen aber braucht einen Versorger. Da auch der Mann einen Gefährten braucht, die Mädchen aber eben infolge dieses Brauches wesentlich weniger zahlreich sind als die Männer, werden Kinder mitunter bereits im Mutterleib verlobt, für den Fall, daß sie als Mädchen geboren werden sollten. Ist aber auch bei der Geburt noch kein zukünftiger Freier in Sicht und den Eltern noch kein Sohn geboren, so wird häufig, auch heute noch, das Neugeborene erstickt, in einer sanften, unauffälligen Weise, indem man ihm die dicke, warme Karibudecke, mit dem es zugedeckt ist, bis über den Kopf zieht.

So entseßlich uns dieser Brauch erscheint, so erfolgt er aus einer ethischen Nothwendigkeit heraus, die eine besonders harte und feindliche Natur dem Menschen aufzwingt. Ein Eßer zu viel kann unter Umständen das Leben aller gefährden. Außerdem braucht der Eskimo zur Erhaltung des diesseitigen Lebens genau so einen Sohn wie der Chinese eines für das jenseitige Dasein bedarf. So findet eine Witwe mit einem Sohn leichter einen Freier als ein Mädchen. Söhne bedeuten Altersversorgung. Es ist rührend zu sehen, wie die Eskimos für die Alten sorgen. Ich sah Männer, die ihre alte Mutter mitschleppten, die sie auf dem Rücken vom Boot ins Zelt trugen, vom Zelt ins Boot. Freilich sind die Alten

der Jungen wert, und es ist nichts Ungewöhnliches, daß alte Leute freiwillig aus dem Leben scheiden, wenn sie sehen, daß die Last für die jungen zu groß wird.

Das alles erscheint uns fremd, sonderbar und grausam, und vielleicht liebt es sich bereits in Europa ganz anders als es hier in der Arktis erlebt wird. Jede von der Natur in einem bestimmten Gebiet ausgebildete Lebensform stellt ein Ganzes, in sich Geschlossenes dar. Bricht man ein Stück aus ihr heraus, so legt man den Grund zu ihrer Zerstörung.

Darum war auch die Wirkung der europäischen Zivilisation auf alle Primitiven so verhängnisvoll. Sie brach über die meisten primitiven Völker zu einer Zeit herein, als wir noch überzeugt waren, daß sie ein Segen und eine höhere Lebensform sei. Heute wissen wir, daß Zivilisation ebenso sehr Segen wie Fluch ist, daß sie keine höhervertige Lebensform bedeutet, sondern lediglich eine andersartige, und daß ihr ungehemmter Hereinbruch über ein Naturvolk nur verhängnisvoll sein kann.

Aber jetzt ist es zu spät für diese Erkenntnis. Die meisten primitiven Völker sind entweder ausgerottet oder zugrunde gerichtet, vergiftet und zu armseligen Zerrbildern des weißen Mannes herabgewürdigt.

Die Eskimos sind einige der wenigen Naturvölker, deren Lebensform und Weltbild von der Zivilisation noch nicht zerstört ist. Einmal werden ja freilich auch sie in die die Erde immer enger umspannende europäisch-amerikanische Zivilisation eingegliedert werden müssen. Aber es ist zu hoffen, daß dies so langsam und so allmählich erfolgt, daß die ungewöhnliche und für die endgültige Eroberung und Entdeckung der Arktis unentbehrliche Tüchtigkeit der Eskimos erhalten bleibt.

Es ist sehr rührend, wenn ein kleines Mädel ihre Eltern veranlaßt, einem arktischen Hospital einen Röntgenapparat zu stiften. Bei flüchtigem Besuch mag man die Wohltaten der

Zivilisation in den höchsten Tönen preisen, die aus einem gräßlich schmutzigen, von rohem Fisch und Seehundsfett lebenden Eskimojungen solch sauberen, hübschen, verwöhnten Prinzen machen, wie er im Hospital von Panguirtung sitzt. Nur, er kann nicht ewig dort sitzen, und kommt er heraus, so wird aus dem Eskimoprinzen ein Eskimoproletarier, ein Bettler der Zivilisation, der gleiche Bettler wie der Indianer, der Australier und die meisten Südseeinsulaner, die alle einst stolze, selbständige Völker waren.

46. Der Enkel der Walfischfänger

Panguirtung (Baffinland).

Wir bemühen den langen Aufenthalt in Panguirtung, um mit dem Motorboot den Panguirtung Fjord hinaufzufahren. Hätten wir nicht erst vor kurzem die Eiswunder der nördlichen Arktis erlebt, wären wir wahrscheinlich von der düsteren Schönheit dieses Fjordes und dem ständigen Wechsel von schwarzem Fels und weißblinkendem Eis hingerissen gewesen.

Unser Steuermann war ein Eskimo. Er zeigte bemerkenswertes Geschick, uns heil durch die schwere See zurückzubringen, die während der Rückfahrt uns entgegenkam. Dieser Eskimo war mir von Anfang an durch seine europäischen Gesichtszüge aufgefallen. Ich fragte den Korporal der Mounted Police nach ihm und hörte, daß er einer der Enkel der Walfischfänger sei.

Wale werden heute noch auf Baffinland gefangen. In Panguirtung befindet sich eine große Fang- und Transtation der Hudson's Bay Company. Aber es sind nur die kleinen, weißen Wale, die heute gefangen werden. Die großen, dunklen Wale sind so gut wie ausgerottet, und mit ihnen ist auch die romantische Zeit der Walfischfängerei dahingegangen.

In der Arktis wie in der Antarktis waren die Walfischfänger die ersten. Auf Neuzeeland im Süden, wie auf Baffinland im Norden errichteten sie ihre wilde gesetzlose Herrschaft, ehe die britische Flagge über diesen Inseln aufgezo-gen wurde und Gesetz und Ordnung brachte.

Es ging hoch her, als die Schiffe der Walfischfänger noch die Fjorde von Baffinland anliefen. Sie brauchten Arbeitskräfte und kargten nicht mit Tauschartikeln. So gewöhnte man hier die Eskimos bereits an den Gebrauch von Feuerwaffen und Eisenwerkzeugen, als man auf den abgelegenen Inseln der Zentralarktis noch keine Ahnung von diesen Dingen hatte.

Dann war die Herrlichkeit mit einem Male zu Ende. Die Wale waren ausgerottet, und die Walfänger kamen nicht mehr. Die Eskimos, die aus ihrer Selbstgenügsamkeit herausgerissen worden waren, die verlernt hatten, sich alle Waffen und Werkzeuge selbst herzustellen, wären in die übelste Lage geraten, hätte nicht die kanadische Regierung wie die Hudson's Bay Company ihre ersten Posten nach Baffinland vorgeschoben, und hätte sich nicht mit der Weißfuchsmode eine neue Erwerbsquelle für die Eskimos aufgetan.

An diese Walfischfänger erinnert heute nichts mehr außer den Spuren, die sie im Blute wie in den Gesichtszügen der Eingeborenen zurückgelassen haben. Sie sind ebensowenig wählerisch gewesen wie die Eskimomädchen und -frauen zurückhaltend. Wie wir nach Panguirtung zurückkehrten und ich mir die Bevölkerung näher ansah, bemerkte ich, wie stark dort der Einschlag des europäischen Blutes ist. Jetzt sah ich auch diese gewisse geheime Trauer, die auf den Gesichtern gerade der Halbblutfrauen lag. Es war die gleiche tragische Trauer, die mir einmal in der Kalahari bei einer Buschmännin so besonders stark auffiel.

Eskimos sind fröhliche Menschen. Jene aber, in deren

Abern Blut der Walfischfänger fließt, haben vom Baume des Lebens gekostet, vom Baume eines besseren Lebens. Nun erleben sie unbewußt jene Welt als ein drohendes Gefängnis, die ihren artrein gebliebenen Stammesgenossen als die beste erscheint, solange es ihnen nur nicht an Walrossen und Seehunden mangelt.

47. Die Bäume von Labrador

Cartwright (Labrador).

Die Dampfsirene schreckt uns auf. Ein langer Ton, das hieß einst Bootsmanöver. Heute bedeutet es nur Nebel!

Nebel und Dampfsirene, das hieß: wir sind zurück, wieder in befahrenen Gewässern! Wie die erste lautlose Fahrt durch den Nebel der Davisstraße uns bewußt gemacht hatte, daß wir allein, ohne andere Schiffsgefährten im Eismeer schwammen, so macht uns jetzt die unerwartet im Nebel tönende Sirene klar, daß wir zurück sind. In Dunst und Nebel führen wir die Labradorküste hinunter, noch immer eine einsame Fahrstraße. Aber es gab doch immerhin die Möglichkeit, einem andern Schiff zu begegnen, die weiter oben völlig ausgeschlossen war.

Die „Nascopie“ rollte in einer langen Dünung, und da sie so gut wie leer war, tanzte sie wie verrückt hin und her. Die Felle, die wir eingenommen hatten, waren kein Ersatz für all die viele Kohle, für Vorräte und Waren, die wir oben im Norden gelassen.

Neben uns stand der Korporal von Ellesmereland. Er stand wie erstarrt, als der Nebel sich öffnete und den ersten Blick auf die Küste freigab: übergrünte Felsen mit Bäumen darauf. Es war nur kümmerliches, verkrüppeltes Nadelholz, kaum mannhoch, aber es waren die ersten Bäume für uns, die ersten, seit wir in The Pas den Zug nach Churchill be-

stiegen, für den Korporal die ersten seit drei Jahren. Die jungen Leute von der Hudson's Bay Company hielten ihn im Scherz fest und riefen: „Haltet ihn, er will über Bord, um sich einen Baum zu holen.“

Der Riese ging willig auf den Scherz ein und tat, als wolle er über die Reling klettern. Aber wie er sich nach einer Weile unbeobachtet glaubte, sah ich, wie erschüttert er war, und daß es ihm alle Mühe kostete, seine Erregung zu verbergen. Der Korporal war es auch gewesen, der beim Anblick der zehn Häuser von Ponds Inlet ganz andachtsvoll vor sich hin gesagt hatte: „Was für eine große Stadt!“

Wir lächelten unmerklich, halb gerührt, halb spöttisch. Aber im Grunde geht es uns ähnlich, ohne daß wir uns dessen bewußt werden. Labrador war früher für uns etwas ganz fernes, eine kalte, sturmgepeitschte Küste in ewigem Nebel, Regen und Wind.

Es regnet auch jetzt, und der Nebel gibt nur stellenweise den Blick frei. Aber wir gehen nicht von Deck herunter, und als die „Nascopie“ jetzt die enge Einfahrt in die Bucht von Cartwright passiert und die Landzunge rundet, die bisher den Blick auf den Ort verbarg, sagen auch wir unwillkürlich: „Was für eine schöne, große Stadt!“

Es sind etwa 40—50 Häuser, die vor dem verkrüppelten Wald liegen, der sanfte Hügel hinansteigt. Es regnet in Strömen und ist überhaupt so abscheulich, wie man sich nur vorstellen kann, und trotzdem haben wir das Gefühl, zu Hause zu sein.

Es war so überwältigend schön und großartig im Ewigen Eis, daß wir diese Reise nie vergessen werden, und trotzdem — Bäume, Grün, Häuser, Menschen! Es ist unbeschreiblich beglückend, wieder zu Hause zu sein.

Die Werke von Dr. Colin Roß

Die gemeinsamen Schicksale und Reisen
der Weltfahrer-Familie behandeln:

Mit Kamera, Kind und Regel durch Afrika

15. Auflage — 176 Seiten, 32 Abbildungen
Geheftet M. 3.25, in Leinen M. 4.—

Haha Whenua

— das Land, das ich gesucht

Mit Kind und Regel durch die Südsee

5. Auflage — 292 Seiten, 68 Abbildungen, 1 Karte
Geheftet M. 4.85, in Leinen M. 6.—

Die weltanschauliche Zusammenfassung der Reisen,
Colin Roß' politisch-wirtschaftliches Weltbild und
die von ihm aufgestellte Welthypothese enthalten:

Die Welt auf der Waage

Der Querschnitt von 20 Jahren Weltreise
24. Auflage — 192 Seiten / Geheftet M. 2.93, in Leinen M. 3.60

Der Wille der Welt

Eine Reise zu sich selbst

4. Auflage — 224 Seiten / Geheftet M. 2.90, in Leinen M. 3.60

Ausführliche Ankündigungen aller Werke kostenlos und unverbindlich

F. A. BROCKHAUS / LEIPZIG

Die Werke von Dr. Colin Roß

Seine bisherigen Reisebücher:

Südamerika, die aufsteigende Welt

6. Auflage — 312 Seiten, 54 Abbildungen, 2 Karten
Geheftet M. 6.30, in Leinen M. 8.10

Der Weg nach Osten

Reise durch Rußland, Ukraine, Transkaukasien,
Persien, Buchara und Turkestan

2. Auflage — 312 Seiten, 50 Abbildungen, 1 Karte
Geheftet M. 5.67, in Halbleinen M. 7.20

Das Meer der Entscheidungen

Beiderseits des Pazifik

3. Auflage — 333 Seiten, 97 Abbildungen, 7 Kartenskizzen
Geheftet M. 6.30, in Leinen M. 8.10

Heute in Indien

2. Auflage — 330 Seiten, 80 Abbildungen, 1 Karte
Geheftet M. 6.30, in Leinen M. 8.55

Die erwachende Sphinx

Durch Afrika vom Kap nach Kairo

7. Auflage — 312 Seiten, 112 Abbildungen, 13 Karten
Geheftet M. 6.30, in Leinen M. 8.55

Der Unvollendete Kontinent

9. Auflage — 284 Seiten, 104 Abbildungen, 1 Karte
Geheftet M. 5.67, in Leinen M. 7.20

Zwischen UGÄ und dem Pol

Durch Kanada, Neufundland, Labrador und die Arktis

2. Auflage — 310 Seiten, 71 Abbildungen, 1 Karte
Geheftet M. 4.85, in Leinen M. 6.—

Ausführliche Ankündigungen aller Werke kostenlos und unverbindlich

F. A. BROCKHAUS / LEIPZIG



10395